SITZUNGSBERICHTE
DER LEIBNIZ-SOZIETÄT
Band 98 • Jahrgang 2008

trafo Verlag Berlin

ISSN 0947-5850 ISBN 978-3-89626-758-0

Inhalt

01 Bernhard vom Brocke: Begrüßung und Einführung

02 *Günter Mühlpfordt:* Grußadresse

03 *Peter Hoffmann & Wolfgang Küttler:* Conrad Grau als Osteuropahistoriker

04 *Michael Schippan:* Conrad Grau und die Erforschung der europäischen Aufklärung

05 *Hubert Laitko:* Conrad Grau und die Akademiegeschichtsschreibung

06 *Joachim Rex:* Zur Geschichte der Akademiebibliothek zu Berlin. Conrad Grau zum Gedenken

07 *Peter Schneck:* Conrad Grau und die Medizingeschichte

08 *Peter Nötzoldt:* Die Akademien der Wissenschaften zwischen Kaiser-WilhelmGesellschaft und Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft

09 *Laetitia Boehm:* Meine Begegnung mit Conrad Grau. Ein Rückblick auf das letzte Dezennium der Berliner Forschungsstelle für Akademiegeschichte

10 *Hubert Laitko:* Gedenkrede für Conrad Grau am 3. Mai 2000 in Waldsieversdorf

11 *Bernhard vom Brocke:* Geschichte und Perspektiven der Akademien in Deutschland (2000)

12 *Conrad Grau:* Die Berliner Akademie der Wissenschaften als Gelehrtengesellschaft. Ein Blick zurück auf den Weg in die Zukunft (1990)

13 *Conrad Grau:* "... den überall an die deutschen Grenzen gebundenen Forschern neue Aufgaben erschließen ...". Deutsche Forschungsorganisation und internationale Wissenschaftsbeziehungen 1918 bis 1930 (1999)

14 *Conrad Grau:* Zur Geschichte der Leibniz-Sozietät (2000)

15 Zur wissenschaftlichen Biographie von Conrad Grau

16 Conrad Grau - Schriftenverzeichnis und Nachlaß

Conrad Grau (1932 – 2000)[1]

1 Das Foto wurde von Barbara Grau zur Verfügung gestellt.

Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin *98(2008), 7–15*

Bernhard vom Brocke

Begrüßung und Einführung

Meine sehr geehrten Damen und Herren!

Als Vorsitzender der „Kommission für Akademie- und Wissenschaftsgeschichte“ begrüße ich zusammen mit unserem Stellvertretenden Vorsitzenden, Herrn Kollegen Hubert Laitko, Sie zu unserem ersten öffentlichen Kolloquium am 15. März 2003 im Hörsaal des Instituts für Bibliothekswissenschaft der Humboldt-Universität zu Berlin in der Dorotheenstraße 26.

Unsere Kommission ist noch sehr jung. Sie konstituierte sich am 17. Mai 2001 nach meinem Vortrag vor dem Plenum der Leibniz-Sozietät über *Im Großbetrieb der Wissenschaft. Adolf von Harnack als Wissenschaftsorganisator und Wissenschaftspolitiker – zwischen Preußischer Akademie und Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft* aus Anlaß seines 150. Geburtstages – mit dem Untertitel: *Auch ein Beitrag zur vergeblichen Reform der deutschen Akademien seit 1900.* Kommissionsmitglieder haben sich seitdem am Leben der Sozietät mit wissenschaftlichen Vorträgen beteiligt, die in den Sitzungsberichten erschienen sind, so Hubert Laitko über *Theoria cum praxi – Anspruch und Wirklichkeit der Akademie*.[1]

Ihr erstes wissenschaftshistorisches Kolloquium veranstaltet die Kommission zu Ehren des 70. Geburtstages unseres verstorbenen Mitgliedes Conrad Grau. Grau stand ab 1967 30 Jahre lang im Dienste der Akademie, nach dem Tod Leo Sterns seit 1982 als Leiter der „Forschungsstelle für Akademiegeschichte“. Sie hatte der Hallenser Historiker im Jahre 1968 als damaliger Akademie-Vizepräsident zur Vorbereitung der 275-Jahrfeier der Akademie ins Leben gerufen. Die Forschungsstelle wurde nach der „Wende“ von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften (BBAW) zunächst weitergeführt, aber mit Graus Pensionierung im Jahre 1997 aufgelöst.

1 Sitzungsberichte Bd. 45 (2001), 2, S. 59–144 und S. 5–57.

Dank seines internationalen Renommees erhielt Conrad Grau durch den Einsatz westdeutscher Kollegen für einen aus der DDR kommenden Wissenschaftler die seltene Chance, bis zur Vollendung des 65. Lebensjahres an einem seriösen Arbeitsplatz forschen zu dürfen, wenn auch unter – den meisten unbekannten – restriktiven Bedingungen. Besoldet mit dem BAT(Ost) II-Gehalt eines Wissenschaftlichen Assistenten, mußte er sein 7-köpfiges Mitarbeiterteam entlassen und konnte nur eine Mitarbeiterin einstellen. Sein seit Mitte der 1980er Jahre entworfenes Forschungsprogramm für die 300-Jahrfeier der Akademie im Jahre 2000 wurde praktisch annulliert. „Die Arbeiten", so heißt es noch in seiner Kurzvorstellung der neugewählten Mitglieder zum Leibniztag 1994, „sollen auch unter Berücksichtigung der Tatsache erfolgen, daß allein von 1996 bis 2002 sechs deutschsprachige Akademien Jubiläen begehen können, darunter die Berliner Akademie im Jahr 2000". Und im Manuskript des Nachlasses spezifizierte er in einem in der Kurzvorstellung fortgelassenen Passus: „150 Jahre Sächsische und Österreichische Akademie 1996 und 1997, 50 Jahre Akademie in Mainz 1999, 300 Jahre Preußische Akademie 2000, 250 Jahre Göttinger Akademie 2001 und 350 Jahre Leopoldina 2002. Bereits im Jahre 2009 können dann die Bayerische und die Heidelberger Akademie ihre 250. und 100. Gründungstage feiern."[2] Grau konnte an den Vorbereitungen und an den zum Jubiläum erschienenen drei voluminösen Tagungsbänden der Berliner Akademie nur noch beratend mitwirken und jeweils einen eigenen Beitrag beisteuern.[3] Zur großen Darstellung aus einem Guß, wie sie Harnack 1900 zur 200-Jahrfeier veröffentlichte, fehlten jetzt durch Fortfall des eingearbeiteten Forscherteams die Bedingungen. Graus 1993 erschienene konzentrierte Gesamtgeschichte *Die preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin: Eine deutsche Gelehrtengesellschaft in drei Jahrhunderten von ihrer Gründung als Kurfürstlich Brandenburgische Sozietät im Jahre 1700 bis zu ihrem Übergang in die Deutsche Akademie der Wissenschaften nach dem Ende des zweiten Weltkriegs* bezeugt, daß er die Fähigkeit zur großen zusammenfassenden Darstellung besaß.

Unser heutiges Kolloquium findet zu Ehren eines Gelehrten statt, der wie kein anderer in der Deutschen Akademie der Wissenschaften, seit 1972 Akademie der Wissenschaften der DDR, und ihren Nachfolgerinnen, der Berlin-Brandenburgischen Akademie und der Leibniz-Sozietät, die Akademiege-

2 C. Grau: Vorstellungsrede bei der Vorstellung neuer Mitglieder der Leibniz-Sozietät, gehalten auf dem Leibniz-Tag am 30. Juni 1994. In: Sitzungsberichte, Bd. 2 (1995), 1/2, S. 128–130.

3 Siehe Graus Schriftenverzeichnis C. Nr. 172 (1999), 174 (2000), 170 (2002).

schichte vertrat. Als Schüler des Deutschböhmen und österreichischen Katholiken Eduard Winter von der Geschichte der Länder Osteuropas und der Kenntnis ihrer Sprachen herkommend, hat Conrad Grau als Historiker der Akademien – nicht nur der preußischen – unter Berücksichtigung übergreifender Aspekte der Disziplinen-, der Personen- und der Organisationsgeschichte der Akademien Beiträge zur allgemeinen Wissenschaftsgeschichte geleistet und sich dabei einen weltweiten Überblick und internationale Anerkennung erarbeitet. Mit seinem reich illustriertem Band *Berühmte Wissenschafttsakademien. Von ihrem Entstehen und weltweitem Erfolg*, der 1988 gleichzeitig in einem ost- und einem westdeutschen Verlag erschien, verhalf er „der DDR zu einem späten Exportschlager" (Laitko 2000).[4]

Gestatten Sie mir einen Exkurs über die Rezeption und das Echo auf die Werke Conrad Graus in der alten Bundesrepublik, den ich an Stelle und in Zusammenfassung meines diesbezüglichen Referats in die Begrüßung einfüge. Von einer Rezeption und Echo in der alten Bundesrepublik kann, und ich spreche hier nur von der Akademiegeschichtsschreibung, kaum die Rede sein. Im Zeichen des Kalten Krieges wurden selbst gewichtige Veröffentlichungen aus der DDR in Westdeutschland ignoriert, von dem sehr kleinen Kreis der Fachexperten abgesehen. Das waren im Falle Graus die Osteuropahistoriker.

Für den normalen Historiker ist die Institutionengeschichte ein Randgebiet, dem er sich bestenfalls widmet, wenn ein Jubiläum von ihm die Geschichte der eigenen Universität verlangt. Und eine Veröffentlichung wie Graus 1975 erschienener 1. Band des von ihm mitherausgegebenen 3-bändigen Werks über *Die Berliner Akademie der Wissenschaften in der Zeit des Imperialismus* mit dem Untertitel *Von den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts bis zur Großen Sozialistischen Oktoberrevolution. Unter Mitarbeit des Kollektivs der Forschungsstelle verfaßt von Conrad Grau* war für die meisten von denen, die sie überhaupt zur Kenntnis nahmen, von vornherein abgestempelt als marxistisch-leninistisches und daher tendenziöses Werk eines Kollektivs. Der Anspruch, Harnacks große Akademiegeschichte von 1900 fortzusetzen, erschien manchen als Anmaßung. Selbst eine mit der Geschichte der Universitäten und Akademien bestens vertraute Historikerin wie Laetitia Boehm mußte bekennen, daß sie den Namen von Conrad Grau erst aus seinem Buch „Berühmte Wissenschaftsakademien" kannte.[5] Eine Ausnahme

4 Laitkos Gedenkrede in diesem Band.
5 Siehe auch Laetitia Boehm in diesem Band.

bildete die 1994 erschienene Geschichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften 1909–1949 von Udo Wennemuth. In ihr heißt es über von Grau verfaßte oder mitgeschriebene Publikationen zur Akademiegeschichte aus den Jahren 1975 bis 1979 und 1988, mit Worten, die Grau im Manuskript seiner Kurzvorstellung der neugewählten Mitglieder zum Leibniztag 1994 zitierte:

„Die Akademien der Wissenschaften sind seit einigen Jahren wieder Gegenstand intensiver historischer Forschung, so daß unlängst eine erste Gesamtdarstellung in deutscher Sprache gewagt werden konnte, die allerdings für die neuere Zeit allzu einseitig auf die Akademien der ‚sozialistischen' Länder ausgerichtet ist. .... Untersuchungen zur Geschichte der Wissenschaftsakademien im 20. Jahrhundert sind eine seltene Ausnahme. Zu nennen sind vor allem die Arbeiten der Forschungsstelle der Deutschen Akademie der Wissenschaften in Berlin(Ost) zur Geschichte der Akademie. Sie brachte besonders das dreibändige Werk über ‚Die Berliner Akademie der Wissenschaften in der Zeit des Imperialismus' heraus, das die Zeit von etwa 1890 bis 1945 unter den Aspekten der personellen Struktur und der wissenschaftlichen Arbeiten der Akademie, aber auch der institutionellen Veränderungen abhandelt."[6]

Ich selber habe Graus akademiehistorische Arbeiten mit großem Gewinn wohl erstmals für eine Tagung der Westberliner Historischen Kommission zur 750-Jahrfeier Berlins 1987 im Reichstag benutzt, auf der ich über *Forschung und industrieller Fortschritt: Berlin als Wissenschaftszentrum. Akademie der Wissenschaften, Universität, Technische Hochschule und Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft* sprach.[7] Ich habe sie damals gelesen und mir immer wieder, wenn mich meine Wege nach Berlin führten, seine Bücher in Ost-Berliner Buchhandlungen gekauft – trotz meines Ingrimms über die marxistisch-leninistische Sauce, die Grau über sein solide recherchiertes Faktenmaterial ausgoß. Ich hielt Grau für einen marxistisch-leninistischen Hardliner. Aber für meine ab 1990 in der DDR und in Westdeutschland veröffentlichten Arbeiten zur Vorgeschichte, Gründung und Entwicklung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften boten mir

6 Udo Wennemuth: Wissenschaftsorganisation und Wissenschaftsförderung in Baden. Die Heidelberger Akademie der Wissenschaften 1909–1949. Heidelberg 1994 (Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Klasse, Supplemente Bd. 8), S.NN. – Fortgelassen in C. Grau, Vorstellungsrede (wie Anm. 2).

7 In: Berlin im Europa der Neuzeit. Hg. von Wolfgang Ribbe und Jürgen Schmädeke. Berlin/New York 1990, S. 165–197.

Graus Bücher wichtiges Quellenmaterial und zahlreiche Anregungen zur Auseinandersetzung.[8] Erst nach der „Wende“ bin ich Grau persönlich begegnet und die Gespräche und Auseinandersetzungen auf gemeinsamen Tagungen steigerten meine Hochachtung vor dem Gelehrten und seinem Werk. Zu dem auf Symposien 1993 und 1994 in Bad Homburg vorbereiteten und von mir und Hubert Laitko herausgegebenen Band *Die Kaiser-Wilhelm-/Max-Planck-Gesellschaft und ihre Institute. Studien zu ihrer Geschichte: Das Harnack-Prinzip* lieferte er einen profunden Beitrag über *Genie und Kärrner – zu den geistesgeschichtlichen Wurzeln des Harnack-Prinzips in der Berliner Akademietradition.*[9] Auf dem Leopoldina-Symposion 1994 in Schweinfurt über *Die Elite der Nation im Dritten Reich – Das Verhältnis von Akademien und ihrem wissenschaftlichen Umfeld zum Nationalsozialismus* hielt Grau das große einleitende Überblicksreferat über *Die Wissenschaftsakademien in der deutschen Gesellschaft: Das „Kartell“ von 1893 bis 1940.* Die im Tagungsband veröffentlichte Diskussion bezeugt, wie lebhaft und anerkennend man sich mit Grau auseinandersetzte.[10]

Wir haben die Reihenfolge der Vorträge entsprechend Graus Forschungsstadien angelegt. Wir freuen uns und sind dankbar, daß wir eine Referentin und Referenten gewinnen konnten, die Conrad Grau beruflich und persönlich begegnet sind und die aus ihrer eigenen Forschungsarbeit heraus kompetent über sein Werk und seine Wirkung und die Bedeutung seiner Ergebnisse und Ideen für die weitere Perspektive der von ihm vertretenen Forschungsgebiete Auskunft geben und urteilen können.

Unser erster Referent, *Dr. Peter Hoffmann*, gehört zu Graus ersten Mitstreitern unter den Osteuropa-Historikern. Er ist heute aus familiären Gründen verhindert. Das in einer Gemeinschaftsarbeit mit ihm erarbeitete

8 B. vom Brocke: Vorgeschichte, Gründung und Entwicklung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften – Der Anteil Friedrich Althoffs. In: Friedrich Althoff 1839–1908. Kolloquien H. 74. Beiträge zum 58. Berliner Wissenschaftshistorischen Kolloquium 6. Juni 1989. Hg. vom Institut für Theorie, Geschichte und Organisation der Wissenschaft der Akademie der Wissenschaften der DDR. Redaktion: Jochen Richter. Als Mskr. gedruckt. Berlin (Ost) 1990, S. 129–163; ders.: Die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Kaiserreich. Vorgeschichte, Gründung und Entwicklung bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs. In: Forschung im Spannungsfeld von Politik und Gesellschaft. Geschichte und Struktur der Kaiser-Wilhelm/Max-Planck-Gesellschaft. Aus Anlaß ihres 75jährigen Bestehens hg. von Rudolf Vierhaus und B. vom Brocke. Stuttgart 1990, S. 17–162; ders.: Die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft in der Weimarer Republik. Ausbau zu einer gesamtdeutschen Forschungsorganisation (1918–1933). Ebd. S. 197–355.

9 Berlin-New York 1996, S. 139–144.

10 Leopoldina-Symposion vom 9. bis 11. Juni 1994 in Schweinfurt (Acta historica Leopoldina, Nr. 22). Halle (Saale) 1995, S. 31–56 und passim.

Referat hat *Prof. Dr. Wolfgang Küttler* übernommen. Er hat nach der „Abwicklung“ der Akademie der Wissenschaften der DDR bis zu seiner Pensionierung eine neue Berufsstellung im Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte finden können. *Michael Schippan* (Berlin) kommentierte in einem längeren Diskussionsbeitrag Graus Leistungen als Aufklärungshistoriker.

Prof. Dr. Hubert Laitko stand Grau als Akademiekollege und Mitstreiter auf dem Gebiet der Allgemeinen Wissenschaftsgeschichte fachlich, nicht privat nahe. Laitko war der letzte Bereichsleiter „Wissenschaftsgeschichte“ des Akademie-„Instituts für Theorie, Geschichte und Organisation der Wissenschaft“ und wurde nach dessen Auflösung nach der „Wende“ in den vorzeitigen Ruhestand gezwungen. Als Stellvertretender Kommissionsvorsitzender „vor Ort“ hat er mit den meisten von Ihnen die Korrespondenzen geführt. Bei der Beerdigung am 3. Mai 2000 in Waldsieversdorf hielt Laitko die Gedenkrede und kündigte in ihr den Plan zu unserem heutigen Kolloquium an. Ich zitiere:

„Seine (Graus) Wirksamkeit in der Welt der Wissenschaft ist mit dem Tag, an dem er uns verlassen hat, nicht zuende, sie wird lange weitergehen, und vielleicht ist ihr Höhepunkt noch gar nicht erreicht. Wir werden es einer anderen, späteren Gelegenheit überlassen müssen, sein Lebenswerk sorgsam vorbereitet zu würdigen und zu bewerten“.

Das ist nun heute der Fall.

Dr. Joachim Rex stand von 1954–1998, also 44 Jahre lang, im Dienste der Akademie. Von 1974–1998 hat er als Leiter der Akademiebibliothek, zuerst der Akademie der Wissenschaften der DDR, dann der Berlin-Brandenburgischen Akademie, Conrad Grau als unermüdlichen Benutzer betreut.

Prof. Dr. med. Dr. phil. Peter Schneck wurde nach dem frühen Tode von Georg Harig 1990 aus Greifswald als dessen Nachfolger auf den Lehrstuhl für Medizingeschichte an die Humboldt-Universität berufen. Er hatte diese Professur bis zu seiner Versetzung in den Ruhestand im März 2002 inne. 1992 erfolgte seine Wahl zum ordentlichen Mitglied der Russischen Akademie der Naturwissenschaften. Seit 2003 ist er Mitglied der Leibniz-Sozietät und unserer Kommission. Von 1981 bis 1990 war er Vorstandsmitglied der „Gesellschaft für Geschichte der Medizin in der DDR“, danach gehörte er bis 1997 dem Vorstand der „Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Medizin, Naturwissenschaft und Technik e.V.“ an und war von 1992 bis 1998 stellvertretender Vorsitzender der „Berliner Gesellschaft für Geschichte der Medizin“. Seit 1997 arbeitet Peter Schneck im Vorstand der „Deutschen Gesellschaft

für Krankenhausgeschichte". Die von ihm in Fortführung der Medizinhistorischen Charité-Symposien Georg Harigs in seinem Institut regelmäßig durchgeführten Medizinhistorischen Nachmittage und Symposien wurden unter seiner Leitung zum Treffpunkt der Medizinhistoriker und medizinhistorisch Interessierten sowohl aus Berlin als auch aus der näheren und weiteren Umgebung. Zu den regelmäßigen Teilnehmern gehörte mit eigenen Hauptvorträgen Conrad Grau.

Frau Prof. emerita Dr. Laetitia Boehm war Graus letzte unmittelbare Vorgesetzte. In dieser Position hat sie als Inhaberin der Professur für Universitätsgeschichte und Leiterin des Archivs der Universität München wie eine Löwin für die Weiterführung seines Programms als Langzeitvorhaben der BBAW und die Erhaltung seiner Forschungsstelle gekämpft. Sie gehörte der von der BBAW für dieses Vorhaben berufenen Kommission an und mußte schließlich hinnehmen, dass dieses Programm nach dem Eintritt Graus in das Rentenalter auf Veranlassung der für die Akademievorhaben zuständigen Bund-Länder-Kommission gestoppt wurde. Die Akten dazu sind heute in der Nachlaßabteilung der Bayerischen Staatsbibliothek in München einsehbar, während sie im Nachlaß Graus im Archiv der BBAW noch gesperrt sind. Darüber wird sie uns selber berichten.

Unser letzter Referent*, Dr. Peter Nötzoldt,* hat in seiner 1998 vorgelegten Dissertation den Weg der Deutschen Akademie der Wissenschaften zur „sozialistischen Forschungsakademie" von 1945 bis zur Akademiereform um 1968 dargestellt.[11] Er hat temporär vier Jahre lang in der Arbeitsgruppe Akademiegeschichte der Berlin Brandenburgischen Akademie, der Grau als Berater angehörte, die Veröffentlichungen zur 300-Jahrfeier der Akademie vorbereiten und herausgeben helfen.

Stellvertretend für alle hier Anwesenden begrüße ich einen von Graus früheren höchsten Vorgesetzten, den vorletzten Präsidenten der Akademie der Wissenschaften der DDR, Herrn *Prof. Dr. Werner Scheler*, sowie den Präsidenten der Leibniz-Sozietät, Herrn *Prof. Dr. Dr. h.c. Herbert Hörz*. Die Leibniz-Sozietät hat Grau nach seinem Ausscheiden aus der Berlin-Brandenburgischen Akademie die institutionelle Basis geboten, von der aus er – wenn auch nur ehrenamtlich – seine akademiehistorischen Forschungen fortführen konnte. Historiker einer Institution können ihre Politik und Entwicklung kaum beeinflussen, sind aber ihr Gedächtnis und ihr Gewissen. Wir

11 P. Nötzoldt: Wolfgang Steinitz und die Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Zur politischen Geschichte der Institution (1945–1968). Phil. Diss. Humboldt Universität zu Berlin, 1998, Masch.

freuen uns, wenn in Vergangenheit und Gegenwart aktiv handelnde Wissenschaftsorganisatoren das anerkennen.

Wir freuen uns besonders, daß Sie, Frau *Barbara Grau*, und die Töchter, Frau *Bettina Pohl* und Frau *Gaby Landrock*, am heutigen Tage unter uns weilen. Frau Grau hat als Ehefrau und Sekretärin in jahrzehntelanger Zusammenarbeit Leben und Werk ihres Mannes begleitet, nach seinem Tod den Nachlaß geordnet und mit Peter Hoffmann an der mühsamen Erstellung seines umfangreichen Schriftenverzeichnisses mit Publikationen in vielen Sprachen und oft an entlegener Stelle mitgewirkt.

Gestatten Sie mir am Schluß meiner Begrüßung ein persönliches Wort, warum ich dieses Kolloquium für wichtig halte, mit dem wir den Wissenschaftler ehren und zugleich der Familie Dank sagen wollen. Die tragischen Umstände von Conrad Graus Tod haben mich sehr betroffen gemacht. Sie haben mir gezeigt, wie sehr hinter der äußeren Fassade eines hart arbeitenden, auf Kongressen kompetent und selbstbewußt auftretenden Gelehrten ein zerbrechlicher Mensch stehen kann. Die unersättliche Wissenschaft kann für den, der ihr verfällt, und damit dann auch für seine Angehörigen dämonische Züge entwickeln. Für Conrad Grau war die Wissenschaft, wie er nach Unterzeichnung des neuen Arbeitsvertrags am 21.2.1992 zu Weihnachten 1992 an Frau Boehm schrieb, „mein Lebenselixier“ (siehe unten S. 116). Ich schließe mit Worten aus Laitkos Gedenkrede am Grab in Waldsieversdorf:

„Für Conrad Grau selbst (waren) Wissenschaft und Leben auf das engste miteinander verbunden. Gerade dies hat ihn zu einem erstklassigen Wissenschaftler werden lassen. Anders kann man auf diesem Feld auch kaum etwas Überdurchschnittliches vollbringen. Seit Aristoteles bis auf den heutigen Tag ist die Wissenschaft eine strenge Herrin, die den, der sich ernsthaft auf sie einlässt, ganz und gar fordert.“

Zu unserem Kolloquium sind 48 in die ausgelegten Teilnehmerlisten Eingetragene erschienen. Ca. 50 weitere waren eingeladen. Bevor ich jetzt offiziell das Kolloquium eröffne, wird Hubert Laitko eine Grußadresse von Conrad Graus ältestem und vielleicht einzigem wirklichen Freund verlesen, *Prof. Dr. Günter Mühlpfordt* aus Halle, der sich als über Achtzigjähriger die Reise von Halle nach Berlin nicht mehr zumuten wollte.

Nachtrag:
In die Veröffentlichung der Referate des Kolloquiums haben wir noch drei Beiträge aufgenommen, welche die Würdigungen von Graus Lebenswerk auf dem Kolloquium ergänzen und abrunden: Hubert Laitkos *Gedenkrede für*

Conrad Grau am 3. Mai 2000 (am Grabe) *in Waldsieversdorf*, meinen Schlußvortrag *Geschichte und Perspektiven der Akademien in Deutschland* auf der 4. und letzten (nicht mehr veröffentlichten) Konferenz zur Geschichte der Berliner Akademie der Wissenschaften »Akademiegeschichtsschreibung um die Jahrhundertwende« am 8. und 9. Dezember 2000 in der Berlin-Brandenburgischen Akademie sowie ein unveröffentlichtes Manuskript Conrad Graus *Die Berliner Akademie der Wissenschaften als Gelehrtengesellschaft. Ein Blick zurück auf dem Weg in die Zukunft* aus dem Frühsommer 1990. Ein Schriftenverzeichnis und eine von der Leiterin der Abt. Nachlässe des Archivs der BBAW, *Wiebke Witzel,* erstellte Bestandsinformation zum Nachlaß von Conrad Grau beschließen den Band.

Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin *98(2008), 17–19*

Günter Mühlpfordt

Grußadresse

Leider muss ich meines vorgerückten Alters wegen (im neunten Lebensjahrzehnt, elf Jahre vor Conrad Grau geboren) es mir versagen, zur Gedenktagung für ihn nach Berlin anzureisen. Daher bitte ich meinen einstigen Schüler und nunmehrigen Fachkollegen Dr. sc. phil. Peter Hoffmann – der sich in anerkennenswerter Weise um das wissenschaftliche Erbe seines Freundes Conrad Grau verdient macht, so durch die Bibliographierung seiner Schriften – , diese Grußadresse zu verlesen.

Die Ehrung des Andenkens von Conrad Grau begrüße ich sehr. Er verdient diese Würdigung. Mir bleibt er als jüngerer Fachkollege in der Osteuropäischen, Wissenschafts- und Akademiegeschichte unvergessen. Sein tragisches Hinscheiden hat mich zutiefst erschüttert, um so mehr, da ich ihn als im Grundtemperament heiteren, optimistischen, lebensbejahenden Charakter in Erinnerung habe.

Ungeachtet des Altersunterschieds verband uns manches, nicht nur wissenschaftlich, auch menschlich. 1983–1990 habe ich mit ihm in der Arbeitsstelle Wissenschaftsgeschichte / Akademiegeschichte zusammengearbeitet. Wir stimmten zum Beispiel im Begriff der Kulturwissenschaften überein, betrachteten uns als Kulturwissenschaftler im umfassenden Sinn, ausgehend vom Begriffspaar Natur- und Kulturwissenschaften, erweitert zur Dreiheit der Natur-, Kultur- und Technikwissenschaften. Geist braucht auch der Naturwissenschaftler, benötigt ebenso der Technikwissenschaftler. Meine Selbstbezeichnung nach Fach und Beruf lautet seit eh und je Kulturhistoriker. Hauptsächlich sind wir beide, Conrad Grau und ich, Wissenschaftshistoriker. Jeweils im selben Jahr wie er wurde ich 1991 in die Oberlausitzer Akademie und 1994 in die Leibniz-Sozietät aufgenommen.

1980–1985 hat Conrad Grau als Chefredakteur das 1956 von mir gegründete *Jahrbuch für Geschichte Ost- und Mitteleuropas* geleitet, das auf Weisung der SED-Zentrale in *Jahrbuch für Geschichte der sozialistischen Länder Europas* umbenannt wurde. Er war bis 1989 Mitglied des Redaktionskollegi-

ums. In diesem meinem alten Jahrbuch brachte er 1982 meinen wissenschafts- und akademiegeschichtlichen Aufsatz „Petersburg und Halle. Begegnungen im Zeichen der Aufklärung“, in einer Eduard Winter zum 85. Geburtstag gewidmetem Band, der zu einer Gedenkschrift wurde. Über die gleiche Thematik der Wissenschafts- und Akademiegeschichte hatte ich zuvor in den USA und in Kanada publiziert[1]. 30 Jahre vordem, 1952, veröffentlichte ich in Band 2 der Festschrift der Universität Halle-Wittenberg die von der Zensur aus engherzigen politisch-ideologischen Motiven stark gekürzte Abhandlung „Christian Wolff und die Petersburger Akademie der Wissenschaften“. Über Wolff, den Inspirator und Organisator der Petersburger Akademie, den verhinderten Schöpfer einer Wiener Reichsakademie, der 1740 dem Ruf an die Berliner Akademie aus mehreren Gründen nicht folgte, arbeite ich seit 63 Jahren.

Von meinen aufklärungs-, wissenschafts- und akademiegeschichtlichen Forschungen angeregt sind und auf ihnen fußen seit einem halben Jahrhundert zahlreiche Publikationen. Conrad Grau wählte diese meine „Uraltthematik“ für seine Mitwirkung an dem mir zugedachten Sammelwerk *Europa in der Frühen Neuzeit*, herausgegeben von meinem ehemaligen Schüler, jetzigen Fachkollegen Professor Erich Donnert, im Böhlau Verlag Köln/Weimar/Wien, bisher sechs Bände mit zusammen rund 5000 Seiten, 1997–2002. Conrad Grau hat diese mir zugeeignete Festschrift mit zwei wertvollen wissenschafts- und akademiegeschichtlichen Aufsätzen bereichert. Außerdem stellte er sich bei dem internationalen Kolloquium zur Geschichte der Aufklärung, mit dem ich 1997 in Halle geehrt wurde, als Moderator zur Verfügung. Für diesen dreifachen Freundesdienst bleibe ich ihm dankbar.

In seinen Beiträgen zu „Europa in der Frühen Neuzeit“ knüpfte Conrad Grau an Themen von mir an. Seinem ersten Aufsatz, der 1997 in Band 2 erschien, gab er den Titel „Gelehrten-Kommunikation in der Mitte des 18. Jahrhunderts: Halle – Berlin – St. Petersburg“.[2] Mit diesem wissenschafts- und akademiegeschichtlichen Dreieck des Aufklärungszeitalters befasse ich mich seit langem. Der gleiche Band enthält auch Betrachtungen über den Akademiegedanken bei Christian Wolff.

Der zweite Aufsatz, dem Conrad Grau zu meiner Festschrift beisteuerte – die überarbeitete und erweiterte Fassung seines Vortrags beim halleschen Eh-

1 Die Petersburger Aufklärung und Halle. In: Canadian-American Slavic Studies, 13/4 [Tempe, Arizona] (1979), S. 488–509.

2 In: Europa in der frühen Neuzeit. Festschrift für Günter Mühlpfordt zum 75. Geburtstag, Bd. 2. Köln-Weimar 1997, S. 129–144.

renkolloquium von 1997, findet sich in Band 5 (1999). Er behandelt zwei ungleiche Brüder, unter dem Titel: „Professor in Halle, Präsident in Berlin. Annäherungen an die Brüder Nikolaus Hieronymus Gundling und Jakob Paul Gundling“[3]. Beide Brüder Gundling sogen bei Christian Thomasius freiheitliche Ideen ein, die sie in ihrem Wirken auf recht verschiedene Art nutzten, so Paul Jakob als Präsident der Berliner Akademie der Wissenschaften (von 1718 bis 1731) wenigstens dazu, dem „Soldatenkönig“ unangenehme Wahrheiten ins Gesicht zu sagen, die sonst niemand in dessen Gegenwart auszusprechen wagte.

Nikolaus Hieronymus, der ältere der Brüder, starb als Rektor der Universität Halle, an der beide studiert hatten. Der in der Literatur höchst unterschiedlich beurteilte Berliner Akademiepräsident Jakob Paul Gundling erhielt unlängst eine biographische Würdigung. Nikolaus Hieronymus Gundling wagte eine hallesche Rektoratsrede „De libertate“ (Von der Freiheit). Er wurde von Friedrich Wilhelm I. eine Zeitlang suspendiert und nicht Mitglied der Berliner Akademie. Durch seinen Schüler Gerlach Adolf von Münchhausen, den Schöpfer und Kurator der Universität Göttingen, wurde Nikolaus Hieronymus Gundling zum Inspirator des freiheitlichen Geistes der Universität und Akademie Göttingen. Auf diese Weise mündet Conrad Graus Schaffen mit einer seiner letzten Arbeiten in eine Problematik, die ihm wie mir und dem seit 1711 der Berliner Akademie angehörenden Akademieninitiator Christian Wolff als historisches Postulat vorschwebte – was Wolff „die Freiheit zu philosophieren“ nannte: die Geschichte des freieren Denkens, der Weg zur Lehr- und Meinungsfreiheit, die Befreiung der Wissenschaft von politischer Reglementierung.

---

3 In: Ebd., Bd. 5: Aufklärung in Europa. Köln-Weimar-Wien 1999, S. 241–254.

Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin *98(2008), 21–29*

Peter Hoffmann & Wolfgang Küttler

Conrad Grau als Osteuropahistoriker

Conrad Grau hat im Laufe seines Lebens ein reiches wissenschaftliches Oeuvre geschaffen, von dem die Arbeiten zur Geschichte Osteuropas, insbesondere Rußlands, neben den heute mehr bekannten Forschungen zur Wissenschafts-, vor allem zur Akademiegeschichte nur einen Teilaspekt ausmachen.[1] Aber dieser Teil, von dem im folgenden Beitrag speziell die Rede sein soll, war deshalb besonders wichtig, weil er als Ausgangs- und ursprünglicher Schwerpunkt durch Sprachkenntnisse, Ausbildung, methodisches Rüstzeug und nicht zuletzt persönliche Interessen und Beziehungen gewissermaßen seine spezielle wissenschaftliche Hausmacht darstellte, auf die er später immer wieder zurückgreifen konnte.

Geboren in Magdeburg am 6. Juli 1932, nahm Grau nach dem dort abgelegten Abitur 1952 ein Geschichtsstudium an der Humboldt-Universität zu Berlin auf, das er 1956 mit der Diplomprüfung abschloß. Als Spezialisierung wählte er Geschichte der Völker der UdSSR, und sein maßgeblicher Lehrer in diesem Fach war Eduard Winter. Außer ihm gibt er in seiner Habilitationsschrift von 1966 weiterhin den sowjetischen Gastprofessor V. Brjunin und Günter Rosenfeld , der zu dieser Zeit als Assistent und Oberassistent Seminare leitete, als Bezugspersonen an.

Zweifellos prägte Winter, der für die Osteuropageschichtsschreibung der DDR in den ersten beiden Jahrzehnten in hohem Maße schulbildend wirkte, ganz entscheidend auch Graus wissenschaftliche Interessen und Orientierungen.

Eduard Winter (1896–1982) war nach mehrjähriger Tätigkeit als Rektor der Universität Halle 1950 nach Berlin berufen worden und hatte die Leitung des traditionsreichen „Seminars für Osteuropäische Geschichte und Landes-

1 Vgl. „Schriftenverzeichnis Conrad Grau“ im vorliegenden Band.

kunde“[2] übernommen, das inzwischen gemäß den Neuorientierungen des DDR-Geschichtsverständnisses in „Institut für Geschichte der Völker der UdSSR“ umbenannt worden war. Über Winters Tätigkeit in Halle und Berlin bis 1956 veröffentlichte Conrad Grau 1995 eine aufschlußreiche Studie, aus der nicht nur die herausragende Position und der Einfluß, sondern auch die Spannungen deutlich werden, die Winter als bürgerlicher Gelehrter mit vorwiegend geistesgeschichtlichen Interessen in einem zunehmend allein auf den Marxismus-Leninismus ausgerichteten Umfeld auszuhalten hatte.[3]

Dabei war Winter aus innerer Überzeugung offen für neue Fragestellungen. Ihn zeichnete eine große Weite des Blicks aus, die er auch auf seine Schüler zu übertragen suchte. So hatte er erkannt, daß seine geistes- und wissenschaftsgeschichtlichen Forschungen einer systematischen Ergänzung und Vertiefung durch Arbeiten zu sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Themen bedurften, wie sie auch international, nicht nur unter dem wachsenden Einfluß des Marxismus, seit Ende der 1950er Jahre immer größere Bedeutung erlangten.[4] Er hat in Gesprächen mit seinen Schülern mehrfach bedauert, daß ihm selbst für diese notwendigen Arbeiten sowohl die methodischen Grundlagen als auch die notwendige Arbeitskraft und Zeit fehlten. Er wolle sich nicht zersplittern, sondern auf dem Gebiet, das er beherrsche, das ihm noch Mögliche leisten. Zugleich forderte er seine Schüler auf, die von ihm erkannten Lücken auszufüllen.[5]

Damit gab er dem von ihm betreuten wissenschaftlichen Nachwuchs wichtige Anregungen – und Conrad Grau gehörte zu denjenigen, die diese in ertragreiche Forschungen umzusetzen wußten. Über viele Jahre war er Mitarbeiter Eduard Winters in der Arbeitsstelle für deutsch-slawische Wissenschaftsbeziehungen und gehörte so zu jenem Kreis von Winter-Schülern, deren Arbeiten zweifellos ein wichtiges und noch heute anerkanntes Kapitel in der Entwicklung der deutschen Osteuropageschichtsforschung bilden.

---

2 Vgl. H. Giertz: Das Berliner Seminar für Osteuropäische Geschichte und Landeskunde (bis 1920). In: Jahrbuch für Geschichte der UdSSR und der volksdemokratischen Länder Europas 10 (1967), S. 202 ff.; Gerd Voigt: Rußland und die deutsche Geschichtsschreibung 1843-1945 (Quellen und Studien zur Geschichte Osteuropas 30). Berlin 1994, S. 115 und die dort angegebene Literatur.

3 Vgl. Conrad Grau: Eduard Winter als Osteuropahistoriker in Halle und Berlin 1946 bis 1956. In: Berliner Jahrbuch für osteuropäische Geschichte (1995/1), S. 43–76.

4 Vgl. Manfred Hildermeier: Sozialgeschichte Rußlands und der frühen Sowjetunion. Leistungen und Grenzen. In: Dittmar Dahlmann (Hg.): Hundert Jahre Osteuropäische Geschichte. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft Stuttgart 2005, S. 81–105.

5 Vgl. allgemein Ludmila Thomas: Die Ostberliner Forschungen zur Geschichte Rußlands nach 1945, ebd., S. 173-181.

Hier seien Erinnerungen von Peter Hoffmann eingeflochten: Seit der Mitte der fünfziger Jahren war seine wissenschaftliche Biographie immer wieder eng mit dem Schaffen Conrad Graus verflochten. Er lernte Conrad Grau in der Mitte der fünfziger Jahre kennen. Als Assistent war er damals für den Aufbau der Bibliothek des Instituts für Geschichte der Völker der UdSSR verantwortlich. Zu den Studenten, die in den Semesterferien diese Arbeit unterstützten, gehörte Conrad Grau. So lernte er ihn als wissenschaftlich hoch motivierten und vielfach interessierten zuverlässigen Mitarbeiter kennen und schätzen. Es begann eine langjährige kollegial-freundschaftliche Zusammenarbeit, die auch anhielt, als sich ihre Wege institutionell und im unmittelbaren Forschungsgebiet trennten.

Graus Bemühen um Ausbau und Erweiterung der Winterschen Tradition zeigt mit besonderer Deutlichkeit schon die Wahl des Themas seiner 1960 verteidigten und 1963 im Druck erschienenen Dissertation: *„Der Wirtschaftsorganisator, Staatsmann und Wissenschaftler Vasilij N[ikitič] Tatiščv (1686-1750)“* (Quellen und Studien zur Geschichte Ost-europas XIII, Berlin 1963), waren doch im Wirken dieses Schülers des Reformzaren Peters I. Ökonomie, Politik und Wissenschaften gewissermaßen in einer Person vereint. Bereits 1966 habilitierte Grau mit einer umfangreichen Untersuchung über das Thema *„Petrinische kulturpolitische Bestrebungen und ihr Einfluß auf die Gestaltung der deutsch-russischen Beziehungen im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts“* (Phil-habil, Humboldt-Universität Berlin 1966 [Maschinenschrift]). Diese Arbeit war noch viel umfassender in Richtung auf eine Verbindung geistes- und beziehungsgeschichtlicher Forschungen in der Tradition der Winter-Schule mit allgemeinen Problemen der Entwicklung Rußlands und der deutsch-russischen Beziehungen angelegt. Wir gehen hier auf diese Arbeit stellvertretend für viele Aufsätze in Sammelbänden und Zeitschriften ausführlicher ein, denn sie verdient als Graus umfangreichster Beitrag zur Osteuropageschichtsforschung eine spezielle Würdigung.

Der Einfluß Winters zeigt sich zunächst daran, daß die Beziehungsgeschichte – sieht man von institutionell orientierten Kapiteln über die Rußlandbeziehungen der Berliner Sozietät der Wissenschaften sowie über die 1725 gegründete Petersburger Akademie ab – vorwiegend an der Beziehung von Personen zueinander abgehandelt wtrd. So werden aus einer Vielzahl möglicher Kandidaten der Leibarzt des Zaren Robert Areskin (1677–1718), der Generalfeldzeugmeister Jacob Bruce (1670–1735), der russisch-orthodoxe Metropolit von Novgorod, Feofan Prokopovič (1681–1736), und der Danziger Arzt Johann Philipp Breyne (1680–1764) ausgewählt und in eigenen Ka-

piteln dargestellt. Andere Personen sind in der Darstellung präsent, ohne daß ihnen ein eigenes Kapitel gewidmet wäre – so der Leibarzt Peters des Großen und erste Präsident der Petersburger Akademie der Wissenschaften, Laurentius Blumentrost der Jüngere, und viele der ersten Petersburger Akademiemitglieder. Ferner gehören dazu auch der Begründer der Franckeschen Stiftungen in Halle, August Hermann Francke, der Berliner Naturforscher und Philologe Johann Leonhard Frisch, der Erzieher des Zarewitsch Aleksej, der Baron Heinrich von Huyssen, die Danziger Ärzte Daniel Gottlob Messerschmidt und Georg Remus, die mehrere Jahre in Rußland wirkten, oder der Abenteurer Michael Schend van der Beck, der als Arzt in Petersburg praktizierte. Vor allem im Falle Breynes, dessen Nachlaß er in Gotha entdeckte, aber auch für andere hatte Grau dabei das Finderglück des Tüchtigen und konnte bisher unbekannte Archivmaterialien ausschöpfen.

Die Arbeit zeichnet sich so insgesamt durch eine Fülle neuen Materials über die Mitarbeiter Peters I. und deren Informanten in ganz Europa aus, wodurch das Bild der petrinischen Zeit nicht nur durch neue Details, sondern auch durch inhaltliche Aspekte bereichert wird, die bisher nicht rezipiert wurden. Das gilt auch für die Akademiebeziehungen, für die Grau durch die Auswertung sowohl der Berliner als auch der Petersburger Archivmaterialien viele bisher unbeachtete Zusammenhänge erschließen konnte.

Grau kam nicht dazu, die Habilitation für den Druck zu überarbeiten – der Akademie-Verlag verlangte dafür die Kürzung auf die Hälfte, und das hätte neben der notwendigen konzeptionellen Umorientierung eines Arbeitsaufwandes bedurft, zu dem in den folgenden Jahren die Zeit fehlte. Die Habilitation war in erstaunlich kurzer Frist entstanden und hätte bei der Überarbeitung viele zusätzliche Überprüfungen und Ergänzungen des Apparats erfordert. Wesentliche Teile wurden in den ausgehenden 1960er und in den 1970er Jahren als Aufsätze publiziert, die zwar jeder für sich größere Reife in Form und Inhalt zeigen, den konzeptionellen Wurf des Originals aber nicht wiedergeben konnten.[6]

Wichtiger und für den damaligen Stand der DDR-Historiographie – nicht nur zur Geschichte Osteuropas – charakteristisch sind jedoch Vor- und Nachteile, die aus den Bemühungen um eine neue, marxistische Gesamtsicht des Themas resultieren. Neben der Liebe zum biographischen Detail und zur personenorientierten Beziehungsgeschichte zeigt schon der Titel das Bemühen um eine möglichst weitgehende Einordnung der Detailforschung in größere

6 Vgl. dazu das Schriftenverzeichnis, in diesem Band.

Zusammenhänge. Dadurch erschließen sich trotz des in den punktuellen Studien nicht immer völlig eingelösten Syntheseanspruchs zweifellos neue Linien der Verbindung und Entwicklung; der Leser lernt manches Problem der Forschung unter einem zuweilen sogar unerwarteten Aspekt kennen.

Allerdings finden sich gerade in den allgemeinen Ausführungen, die den größeren geschichtlichen Zusammenhang der Kultur- und Wissenschaftspolitik Peters I. und der deutsch-russischen Kultur- und Wissenschaftsbeziehungen dieser Zeit erfassen sollten, auch einseitig überspitzte Formulierungen, die dem damaligen Geschichtsverständnis in der DDR geschuldet sind. Dazu gehört beispielsweise die schematische Gegenüberstellung von „Fortschritt" und „Reaktion". Peters doch oft unsichere, suchende Politik wird als ein klar erkannter, vorgezeichneter und konsequent verfolgter Weg des Fortschritts interpretiert, obwohl die konkrete Darstellung viele Anhaltspunkte für eine andere Sicht geboten hätte. In Graus Ausarbeitung wird das Widersprüchliche in den petrinischen Reformen, in denen sich Fortschritt und Festhalten an Traditionen und überlebten Praktiken in einer sehr eigenartigen Symbiose verflochten haben, kaum angedeutet.

Wenn Widersprüche behandelt werden, dann werden sie schließlich doch auf jene sehr vereinfachte Konfrontation reduziert, so etwa bei der Behauptung (S. 69). Peter sei zwischen die „Front" geraten, die zwischen „der reaktionären Geistlichkeit" und den „revolutionären Volksmassen" bestanden habe. Ähnliches gilt für die Darstellung der Auseinandersetzungen Peters mit der russischen orthodoxen Kirche, die als ein bloßer Kampf des Fortschritts gegen die Reaktion, von Prokopovič gegen Javorskij gesehen werden, und auch für das Fehlen einer differenzierten Einschätzung der Rußlandbeziehungen der katholischen Kirche einerseits, der Lutheraner und Reformierten in Preußen andererseits, hier wohl auch unter dem Einfluß Winters, für den die gemeinsame Abgrenzung der Orthodoxen und der Protestanten gegenüber dem Katholizismus vordergründig wichtig war. Die Reihe solcher Beispiele könnte fortgesetzt werden.

Was das allgemeine Konzept betrifft, das in der umfangreichen Einleitung dargelegt wird, so wird eine dem damaligen Forschungsstand, aber auch Einseitigkeiten des sowjetischen und DDR-Geschichtsbildes geschuldete noch etwas holzschnitthafte Behandlung der Beziehungen sozialökonomischer und geistig-kultureller Verhältnisse deutlich. Das betrifft auch die Tendenz zur Aufwertung progressiver Tendenzen in Richtung auf die Entwicklung des Kapitalismus in Rußland (S.1 ff.).

Bei einer Überarbeitung hätte Grau, wie seine späteren Forschungen auch in der konzeptionellen Durchdringung zeigen, sicher vieles anders angelegt. Interessant ist hier der Vergleich mit seiner nur wenig später 1968 entstandenen ebenfalls unveröffentlichten Gesamtdarstellung der Geschichte Rußlands im 17. Jahrhundert, die sich als Teilausarbeitung in die von der Abteilung Geschichte der Slawischen Völker am Institut für Geschichte der Akademie der Wissenschaften geplanten Geschichte Rußlands einfügen sollte.[7] Hier gab Grau auch in Auswertung neuerer sowjetischer Forschungen und Diskussionen z.B. über den russischen Absolutismus bereits ein wesentlich differenzierteres Bild. Die geplante Gesamtdarstellung scheiterte schließlich an inneren und äußeren Schwierigkeiten – einerseits gab es unter den deutschen Mitarbeitern über die Zielstellung dieser Arbeit keine einheitlichen Auffassungen, andererseits wurden einige der sowjetischen Partner wegen „fehlerhafter Auffassungen" gemaßregelt, womit auch das Unternehmen Rußlandgeschichte in die Kritik geriet und schließlich aufgegeben werden mußte. [8]

Für Conrad Grau bildete die Habilitationsschrift zugleich Höhepunkt und auch Abschluß seiner speziellen Forschungen zur osteuropäischen Geschichte. Danach hat er neben der Mitarbeit an der erwähnten Geschichte Rußlands noch einige Sammelbände mit ediert, besonders genannt sei die opulente Festschrift zu Winters 70. Geburtstag: „Ost und West in der Geschichte des Denkens und der kulturellen Beziehungen" (Quellen und Studien zur Geschichte Osteuropas XV, Berlin 1966), für die Grau die gesamten technischen Redaktionsarbeiten in seinen Händen hatte. Seit 1968 gehörte er zum Herausgeberkollegium der von Eduard Winter geleiteten Reihe „Quellen und Studien zur Geschichte Osteuropas". Als jüngstem Gremiumsmitglied wurden ihm die immer sehr zeitraubenden und arbeitsaufwendigen technischen Aufgaben übertragen.

Ein grundlegender Wechsel in der Biographie Conrad Graus erfolgte 1972. Im Präsidium der Akademie der Wissenschaften der DDR war der Beschluß gefaßt worden, zum bevorstehenden 275. Jubiläum der Akademie eine Gesamtdarstellung ihrer Geschichte auszuarbeiten. Als Verantwortlicher für diese Aufgabe wurde der Vizepräsident der Akademie, Professor Leo Stern

7 Grundriß der Geschichte Rußlands von den Anfängen bis 1917. Diskussionsmaterial für die Arbeitstagung November 1968. Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Institut für Geschichte. Arbeitsgruppe Geschichte der slawischen Völker.

8 Vgl. Wolfgang Küttler: Bemerkungen zum Platz der Osteuropäischen Geschichte in der DDR-Historiographie im Rahmen des Ost-West-Konflikts. In: Hundert Jahre (wie Anm. 4) S. 159-172, bes. 165 ff.

(1901–1982), berufen. Für die neu zu bildende Arbeitsgruppe für Akademiegeschichte sollten aus verschiedenen Akademieinstituten geeignete Mitarbeiter gewonnen werden. Grau nahm das Angebot zur Mitarbeit in dieser Forschungsstelle an, die er nach Sterns Tod (1982) bis zu seiner eigenen Pensionierung, d. h. nach positiver Evaluierung auch im neuen institutionellen Rahmen nach dem Ende der DDR und der Auflösung der Akademie-Institute, selbst leiten sollte.

In der folgenden Zeit konzentrierten sich seine Forschungen auf die Geschichte der Berliner Akademie der Wissenschaften, später auch auf allgemeine Akademiegeschichte im Rahmen der Wissenschaftsentwicklung insgesamt. [9]

Festzuhalten bleibt dabei jedoch, daß Conrad Grau auch in seiner neuen Funktion den Blick auf die russische Geschichte und die deutsch-russischen Beziehungen nicht verloren hat – als Bestätigung dieser These mag hier sein ausführliches Vorwort „*Wissenschaftliche Beziehungen zwischen der Akademie der Wissenschaften der UdSSR und der Akademie der Wissenschaften der DDR bis zur Gegenwart*“ angeführt werden, mit dem er die von ihm herausgegebene deutsche Übersetzung der „Geschichte der Akademie der Wissenschaften der UdSSR“ einleitete.[10] In beispielhafter Weise hat er hier die reiche, weit verstreute deutsche und russischsprachige Literatur zu den Akademiebeziehungen ausgewertet.

Das Interesse an Osteuropa, insbesondere an der Geschichte Rußlands, wirkte jedoch direkt und auch indirekt in Graus neuem wissenschaftlichen Tätigkeitsfeld weiter. Zum einen kommt dies in seinem umfangreichen Schriftenverzeichnis für die 1970er bis 1980er Jahre in einer Vielzahl von Aufsätzen zum Ausdruck, in denen er seinen zuvor geschaffenen breiten Fundus von Kenntnissen und Materialien zur Geschichte der deutsch-russischen Kultur- und besonders Wissenschaftsbeziehungen schrittweise publiziert, zugleich aber auch mit seinen neuen Forschungen verknüpft hat.

Die Breite seiner Habilitationsschrift konnte Grau in späteren Arbeiten schon wegen der veränderten Spezialisierung auf Kultur- und Wissenschaftsgeschichte nicht mehr erreichen. Seine Aufmerksamkeit galt nunmehr vorrangig der russischen und der deutschen Wissenschaftsgeschichte und den

9 Vgl. hierzu Hubert Laitko in diesem Band.

10 Gennadij Danielovič Komkov/Boris Venediktovič Levšin/Lev Konstantinovič Semenov: Geschichte der Akademie der Wissenschaften der UdSSR (russ. 1977). Hg. und eingel. von C. Grau. Berlin 1981, 746 S. (ins Deutsche übersetzt von Gerhard Basler, C. Grau und Dieter Mühle).

vielfältigen Beziehungen der beiderseitigen Wissenschaftsakademien. Einen Schwerpunkt seiner Arbeiten bildeten weiterhin Forschungen zu Problemen des 18. Jahrhunderts, aber im Rahmen der Arbeiten zur gesamten Geschichte der Berliner Akademie der Wissenschaften weitete er sein Forschungsinteresse auch bis ins 20. Jahrhundert aus, wobei der Blick auf die deutsch-russischen bzw. deutsch-sowjetischen Beziehungen immer im Vordergrund stand.

Zum anderen wird, wer genauer hinsieht, gerade in den vergleichenden Arbeiten zur Entwicklung von Wissenschaftsakademien in Europa sehr wohl eine Fortführung der 1966 umrissenen generellen Sicht auf die internationale Stellung Deutschlands und Rußlands nunmehr im europäischen Rahmen erkennen können. Die enge Verbindung von Osteuropa-, Wissenschafts- und Akademiegeschichte war in vieler Hinsicht schon durch die Schule Eduard Winters und Graus darin und teilweise darüber hinaus eingeschlagenen Forschungsweg vorgeprägt. Damit gehört er – wie bereits hervorgehoben – zu denjenigen Fachvertretern, die mit eindrucksvoller Quellenarbeit und durch ihre konzeptionelle Gesamtsicht zweifellos einen bis heute national und international anerkannten Abschnitt der Osteuropaforschung in Deutschland repräsentieren.

Auch nach 1990 ist die osteuropageschichtliche „Hausmacht", von der eingangs gesprochen wurde, in Aufsatztiteln wie „*Slawen in Deutschland im Geschichtsbild der deutschen Aufklärung*" (Letopis. Zeitschrift für Sorabistik. H. 2/1992, S. 51–58); „*Aufklärung und orthodoxe Kirche in Rußland unter Peter I*" (1994)[11] oder – letzteres in den Sitzungsberichten der Leibniz-Sozietät: „*Leibniz und Osteuropa. Rußland ante portas*" (13 [1996] H. 5, S. 37–41) und „*Goethe 1932 in Moskau und Leningrad. Wissenschaftliches Erbe und gesellschaftlicher Umbruch*" (postum ebd. 41 [2000] H. 6, S. 85–101) deutlich zu erkennen.

Wenn hier die Leistungen Conrad Graus als Osteuropahistoriker gewürdigt werden sollten, dann war das nur möglich durch die Konzentration auf einige wichtige Aspekte – wobei wir die unveröffentlichte Habilitationsschrift als Grundlage wählten, weil sie gewissermaßen einen End- und zugleich neuen Ausgangspunkt darstellt, zu dem die von Winter angeregten Forschungen tendierten und von dem aus die Arbeit auf Graus neuen Fachge-

11 In: Gesellschaft und Kultur Mittel-, Ost- und Südosteuropa im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert. Festschrift für Erich Donnert zum 65. Geburtstag (= Schriftenreihe der internationalen Forschungsstelle „Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa 1770–1850", hg. von Helmut Reinalter, Bd. 11). Frankfurt/Main-Berlin-Bern-New York-Paris-Wien 1994, S. 23–34.

bieten stark mitgeprägt wurde. Nur am Rande erwähnt und keineswegs inhaltlich analysiert werden konnten seine vielfältigen oft sehr materialreichen Aufsätze, unerwähnt blieben seine sachkundigen, oft weiterführende Gedanken aufgreifenden Rezensionen. Auch seine vielfältigen internationalen Kontakte – vor allem zu Kollegen in der Sowjetunion, aber auch seine Verbindungen zu Kollegen in westlichen Ländern – sowie seine Mitarbeit in der Fachkommission für Geschichte der slawischen Völker im Rahmen der Historiker-Gesellschaft der DDR, die auch als Fachgremium für die internationale Repräsentanz des Fachs diente, können im Rahmen dieses Beitrags nur erwähnt werden. Das gilt auch für Graus langjähriges Wirken für das „Jahrbuch für Geschichte der sozialistischen Länder Europas", das Fachperiodikum der Ost-, Ostmittel- und Südosteuropahistoriker in der DDR – mit Band 24 (1980) übernahm er den Posten des Chefredakteurs, den er bis zum Band 29 (1985) ausübte, er blieb auch weiterhin bis zur Einstellung dieses Jahrbuches mit dem Band 33 (1989) Mitglied des Redaktionsgremiums.

Vieles im Werk Conrad Graus verdient es, für die wissenschaftliche Nutzung erschlossen zu werden. Wir hoffen deshalb sehr, daß mit der heutigen Konferenz und vor allem mit der Bibliographie seiner Schriften dazu ein wichtiger Beitrag geleistet werden kann, der gleichermaßen der genaueren Erforschung und Würdigung der Leistungen der Osteuropa-, Akademie- und Wissenschaftsgeschichtsforschung in der DDR dient.

Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin *98(2008), 31–41*

Michael Schippan

Conrad Grau und die Erforschung der europäischen Aufklärung

Ausgehend von seinen Untersuchungen über die Geschichte der Frühaufklärung in Russland zur Zeit Zar Peters I. (1672–1725), erweiterte Conrad Grau immer mehr den zeitlichen und geographischen Horizont seiner Forschungen. Er suchte vor allem seit den 1980er Jahren vom Standort Berlin aus die europäischen Dimensionen der Aufklärungsbewegung in einer Zeit zu erfassen, in der sich in der länderübergreifenden Wissenschaftskommunikation noch keine nationale Beschränktheit durchgesetzt hatte. Historische Persönlichkeiten, deren Wirken mit der Geschichte der Berliner „Königlichen Sozietät der Wissenschaften“[1] verbunden war, regten Conrad Grau zu Fallstudien an. Zwar konnte der von ihm zur Vorbereitung des Akademiejubiläums im Jahre 2000 entworfene Plan einer umfassenden geschichtlichen Darstellung nicht im vollen Umfang verwirklicht werden. Doch fanden Quellen- und Detailstudien Conrad Graus zur Geschichte der Aufklärung ihren Niederschlag in dem Kapitel „*3. Die Académie Royale des Sciences et Belles Lettres Friedrichs des Großen*“ seiner 1993 veröffentlichten Monographie[2] sowie in zahlreichen Aufsätzen. Im Folgenden soll anhand einiger dieser Fallstudien auf die Vorgehensweise Graus, auf Quellenfunde und Wertungen eingegangen werden. Andere Wissenschaftler wurden von seinen Studien zu Forschungen angeregt, und diese Rezeption seiner Arbeiten wird auch in Zukunft weitergeführt werden.

Nachdem Conrad Grau bereits zu bemerkenswerten Erkenntnissen über die Vorgeschichte der Berliner Akademiegründung gelangt war und dabei die Rolle Danckelmanns, Chauvins und Spanheims hervorgehoben hatte[3], setzte

1 Vgl. den Beitrag von Hubert Laitko in diesem Band.

2 C. Grau: Die Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Eine deutsche Gelehrtengesellschaft in drei Jahrhunderten. Heidelberg/Berlin/Oxford 1993, S. 87–114.

3 C. Grau: Zur Vor- und Frühgeschichte der Berliner Sozietät der Wissenschaften im Umfeld der europäischen Akademiebewegung. In: Europäische Sozietätsbewegung und demokratische Tradition, Bd. 2. Tübingen 1996, S. 1381–1412.

er auch neue Akzente bei der Bewertung der „Nach-Leibniz-Zeit“. Zwar ist das Bild von einem Niedergang der Sozietät unter dem Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I., der lediglich die der Armee nützlichen angewandten Naturwissenschaften und die Medizin förderte, nicht wesentlich korrigiert worden. Doch bezeichnete Conrad Grau das Jahr 1733, in dem der greise Hofprediger Daniel Ernst Jablonski (1660–1741) zum Akademiepräsidenten ernannt wurde, als „Wende“. Jablonski, über den Conrad Grau auch einen Aufsatz veröffentlichte[4] , hätte über die Gabe verfügt, „im Rahmen der weit ausgreifenden Bestrebungen eines Leibniz im Umfeld des europäischen Akademiegedankens das in Preußen damals Machbare anzustreben und zu sichern.“[5] An diese positive Bewertung D. E. Jablonskis anknüpfend, wurde in Stuttgart eine Jablonski-Forschungsstelle unter der Leitung von Joachim Bahlcke geschaffen, deren erster Studienband in Kürze erscheinen wird.[6]

Anlässlich des 350. Geburtstages des Geistlichen im Jahre 2010 werden eine Tafel-Ausstellung und ein wissenschaftliche Studien enthaltender Begleitband vorbereitet.[7]

Der beißende Spott Voltaires hatte bewirkt, dass die Leistungen seines Rivalen im Kampf um die Gunst des Königs, des am 1. Februar 1746 von Friedrich II. zum Akademiepräsidenten ernannten Pierre Louis Moreau de Maupertuis (1698–1759), nicht gerecht gewürdigt wurden. Conrad Grau sah indes in Maupertuis einen verdienstvollen Naturwissenschaftler, der auf seiner Lappland-Expedition Isaac Newtons These bestätigte, wonach die Erde an den Polen abgeplattet sei, und der während seiner Präsidentschaft in Berlin der Akademie zu europäischem Ansehen verholfen habe.[8]

Anlässlich des 200. Todestages des wohl berühmtesten Akademiemitgliedes jener Zeit, des „de-facto-Präsidenten“ Leonhard Euler (1707–1783), untersuchte Grau in einer speziellen Studie dessen philosophische Interessen

4 C. Grau: Ot Komenskiego do Leibniza. Daniel Ernest Jablonski a Akademia nauk w Berline [Von Komenski bis Leibniz. Daniel Ernst Jablonski und die Akademie der Wissenschaften in Berlin]. In: Daniel Ernest Jablonski – rektor akademickiego gimnazjuma w Lesznie 1686–1691 r. [Daniel Ernst Jablonski – Rektor des Akademischen Gymnasiums in Leszno in den Jahren 1686–1691]. Leszno 1990, S. 15–23.

5 Grau, Die Preußische Akademie der Wissenschaften (wie Anm. 2), S. 79.

6 Daniel Ernst Jablonski (1660–1741). Religion, Wissenschaft und Politik um 1700. Hg. von Joachim Bahlcke/Werner Korthaase (Jabloniana. Quellen und Forschungen zur europäischen Kulturgeschichte der Frühen Neuzeit). Wiesbaden 2008 (im Druck).

7 http://www.uni-stuttgart.de/hifnz/jablonski.html (letzter Zugriff: 4.6.2008)

8 C. Grau: Maupertuis in Berlin. In: Pierre Louis Moreau de Maupertuis. Eine Bilanz nach 300 Jahren. Hg. von Hartmut Hecht (= Schriftenreihe des Frankreich-Zentrums der Technischen Universität Berlin. Bd. 3). Berlin 1999, S. 35–56.

anhand seines Erwerbs von 98 Buchtiteln.[9] Euler hatte in einer seiner ersten Berliner Schriften 1747 eine *Rettung der göttlichen Offenbarung gegen die Einwürfe der Freygeister* (vor allem J. Ch. Edelmann) versucht und hier auch 1760 bis 1762 die *Briefe an eine deutschen Prinzessin über verschiedene Gegenstände aus der Physik und der Philosophie* verfasst, in der er gegen die Philosophie von Leibniz und Wolff auftrat. Wie Maupertuis habe Leonhard Euler, so Grau, zu den Vertretern der Aufklärungsphilosophie gezählt.

Conrad Grau verfasste Studien über den bis dahin nur wenig bekannten Berliner Arzt Johann Karl Wilhelm Moehsen (1722–1795)[10], den Leibarzt König Friedrichs II. und Initiator der geheimen „Berliner Mittwochs-Gesellschaft", der als Autor populärer medizinischer Schriften in Erscheinung trat, die in der Zeit der Aufklärung rege diskutiert wurden, so über Selbsttötung und Kindsmord. Erst vor kurzem bettete Hans-Uwe Lammel neue Erkenntnisse über J. K. W. Moehsen in seine Darstellung des medizinischen Diskurses an der Wende vom 18. zum 19. Jh. ein[11], und Ernst Haberkern bilanzierte die Forschungen zu dessen Stellung in der Berliner „Mittwochs-Gesellschaft".[12]

Eine markante Persönlichkeit war der Minister Graf Ewald Friedrich von Hertzberg (1725–1795), der zusammen mit Karl Abraham von Zedlitz[13] die Bildungs- und Wissenschaftspolitik in Preußen maßgeblich prägte. Das refor-

9 C. Grau: Leonhard Eulers Bücherkäufe 1748. Bemerkungen zu seinen philosophischen Interessen, in: ZfG 31 (1983), S. 709–719. Vgl. auch ders.: Das historische Umfeld des Wirkens Leonhard Eulers. In: Mitteilungen der Mathematischen Gesellschaft der DDR. Heft 1 (1984), S. 36-47; Leonhard Euler und die Berliner Akademie der Wissenschaften, in: Festakt und Wissenschaftliche Konferenz aus Anlaß des 200. Todestages von Leonhard Euler (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften der DDR. Abt. Mathematik–Naturwissenschaften–Technik. N 1). Berlin 1985, S. 139–149.

10 C. Grau: Der Arzt J. K. W. Moehsen (1722–1795) und die Anfänge der brandenburgischen Wissenschaftsgeschichtsschreibung, in: Frankfurter Beiträge zur Geschichte 13. Frankfurt (Oder)1984, S. 14–28; ders.: Ein Berliner Wissenschaftshistoriker im 18. Jahrhundert: J. K. W. Moehsen. In: Perspektiven interkultureller Wechselwirkungen für den wissenschaftlichen Fortschritt (= AdW der DDR. Institut für Theorie, Geschichte und Organisation der Wissenschaft. Kolloquien, Heft 48). Berlin 1985, S. 91–100. Vgl. die Bibliographie: Johann Karl Wilhelm Moehsen. Mediziner. Ausgewählte Literaturnachweise aus dem Bestand der Akademiebibliothek. Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften. Akademiebibliothek. Berlin 2002.

11 Hans-Uwe Lammel: Klio und Hippokrates. Eine Liaison littéraire des 18. Jahrhunderts und die Folgen für die Wissenschaftskultur bis 1850 in Deutschland (Sudhoffs Archiv. Beiheft 55). Stuttgart 2005.

12 Ernst Haberkern: Limitierte Aufklärung: die protestantische Spätaufklärung in Preußen am Beispiel der Berliner Mittwochsgesellschaft. Marburg 2005.

13 Vgl. Peter Mainka: Karl Abraham von Zedlitz und Leipe (1731–1793). Ein schlesischer Adliger in Diensten Friedrichs II. und Friedrich Wilhelms II. von Preußen. Berlin 1995.

merische Wirken Ewald von Hertzbergs, der von 1786 bis 1788 Kurator-Präsident der Berliner Akademie war, im Dienste der Aufklärung bedeutete angesichts der nach dem Tode Friedrichs II. 1786 einsetzenden Bestrebungen der Obskuranten um Wöllner und Bischoffswerder eine Verteidigung der aufklärerischen Konzepts der Wissenschaftsorganisation. Die Reformen auf diesen Gebieten in Preußen sind als eine Alternative zur revolutionären Umwälzung in Frankreich nach 1789 angesehen worden.[14]

Conrad Grau erforschte die Geschichte der Wissenschaftsinstitutionen in benachbarten Regionen in der Zeit der Aufklärung, so die der Universität in Frankfurt / Oder („Viadrina")[15], sowie der 1779 gegründeten Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften[16] mit ihren Gründern und maßgeblichen Leitern A. T. von Gersdorf (1744–1807) und K. G. von Anton (1751–1818).[17]

In einer seiner letzten Publikationen[18] hatte Eduard Winter (1896–1982) angeregt, die maßgeblich von ihm initiierten Forschungen zur Geschichte der

---

14 C. Grau: Ewald Friedrich Graf von Hertzberg 2. September 1725–27. Mai 1795 (Ausstellung – zusammen mit Helmut Börsch-Supan und Claudia Przyborowski). Kulturstiftung Schloß Britz. Berlin 1995; ders.: Hertzberg und das Leibnizsche Akademiekonzept, in: Labora diligenter (= Studia Leibnitiana. Sonderheft). Stuttgart 1999, S. 30–60. In Fortführung der Forschungen Conrad Graus: Claudia Przyborowski: 300 Jahre Schloß Britz. Ewald Friedrich Graf von Hertzberg und die Berliner Aufklärung (Wissenschaftlicher Begleitband anlässlich der Ausstellung in Schloß Britz vom 30. April 2006 bis 3. September 2006). Berlin 2006.

15 C. Grau: Eine Universität vor den Toren der Hauptstadt. In: Spectrum 10 (1980) 12, S. 9–11; ders.: Die Alma mater Viadrina und die Academia Scientiarum Berolinensis. Beziehungen zwischen Frankfurt (Oder) und Berlin im 18. Jahrhundert. In: Die Oder-Universität Frankfurt. Beiträge zur ihrer Geschichte. Weimar 1983, S. 184–196.

16 C. Grau: Eine jüngere Schwester der Berliner Akademie. 200. Gründungstag der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften in Görlitz. In: Spektrum 10 (1979) 6, S. 21–25; ders.: Die Stellung der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften zu den wissenschaftlichen Gesellschaften des ausgehenden 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts. In: Die Oberlausitz in der Epoche der bürgerlichen Emanzipation (Schriftenreihe des Ratsarchivs der Stadt Görlitz 10). Görlitz 1981, S. 38–47.

17 C. Grau: Adolf Traugott von Gersdorf als Mitglied der Gesellschaft Naturforschender Freunde zu Berlin. In: Lusatia floreat. Beiträge der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz zu Ehren des 70. Geburtstages ihres Präsidenten Professor Dr. Ernst-Heinz Lemper am 6. Oktober 1994. Hg. im Auftrag des Präsidiums von Martin Schmidt. Hoyerswerda 1994, S. 11–14; ders.: K. G. Anton und E. F. Graf von Hertzberg. Wissenschaftskontakte zwischen Görlitz und Berlin im ausgehenden 18. Jahrhundert. In: Sammeln – Erforschen – Bewahren. Zur Geschichte der Oberlausitz. Ernst-Heinz Lemper zum 75. Geburtstag (= Neues Lausitzisches Magazin. Sonderheft). Görlitz 1999, S. 29–44.

18 Eduard Winter: Deutsch-slawische Wechselseitigkeit, besonders in der Geschichte der Wissenschaft. Deutsch-russische Wissenschaftsbeziehungen im 18. Jahrhundert (Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften der DDR. Gesellschaftswissenschaften 4 G, 1981). Berlin 1981.

„deutsch-slawischen Wechselseitigkeit“ und die romanistische Aufklärungsforschung der Arbeitsgruppe unter der Leitung von Werner Krauss (1900–1976)[19] , zu der Martin Fontius und Rolf Geißler (†) gehörten, zusammenzuführen, um das europäische Beziehungsgeflecht im 18. Jahrhundert zu rekonstruieren. Mit dem in Anlehnung an Jan Kollárs Skizze *Über die literarische Wechselseitigkeit zwischen den verschiedenen Stämmen und Mundarten der slawischen Nation* (1836)[20] von Eduard Winter und dem Leningrader Literaturwissenschaftler Pavel Naumovič Berkov (1896–1969) entwickelten Begriff „Deutsch-slawische Wechselseitigkeit“[21] wurde versucht, die Gleichberechtigung der Kulturen, ein wechselseitiges Geben und Nehmen in den Beziehungen von Deutschen und Slaven, zu betonen. Damit wurde eine auch von Conrad Grau vertretene Gegenposition zu den in der Bundesrepublik verbreiteten Vorstellungen von einem „West-Ost-Gefälle“ der Kultur geschaffen.

Am Forschungszentrum Europäische Aufklärung e.V. in Potsdam (1995–2007), zu dessen Gründungsdirektor Martin Fontius berufen wurde, wurden der Nachlass von Werner Krauss aufbewahrt und seine Werke herausgegeben.[22] Romanisten waren hier mit dem Projekt „Franzosen in Berlin. Die Entwicklung eines Zentrums der Europäischen Aufklärung“ tätig. Von 1997 bis 2000 vereinigte unter der Leitung von Gabriela Lehmann-Carli ein *Studienkreis zur vergleichenden Kulturgeschichte Osteuropas* bei monatlichen Zusammenkünften Aufklärungsforscher verschiedener Disziplinen an einem Tisch.[23] Conrad Grau hat die hoffnungsvollen Anfänge dieser gemeinsamen

19 Vgl. Hans Ulrich Gumbrecht: Vom Leben und Sterben großer Romanisten. Karl Vossler. Ernst Robert Curtius. Leo Spitzer. Erich Auerbach. Werner Krauss. München u .a. 2002.

20 Mit dem Begriff „Literarische Wechselseitigkeit“ wurde schon im 19. Jahrhundert Jan Kollárs „literarní vzájemnost“ wiedergegeben (französisch: „Sur la réciprocité litteraire slave“. Vgl. Slovanská vzájemnost 1836-1936. Sborník prací k 100. vánročí vydávání rozpravy Jana Kollára o slovanské vzájemnosti [Slavische Wechselseitigkeit 1836–1936. Sammelband mit Arbeiten zum 100jährigen Jubiläum der Herausgabe der Schrift von Jan Kollár über die slavische Wechselseitigkeit]. Hg. von J. Horák. Praha 1938.

21 Für den Biographienband „Wegbereiter der deutsch-slawischen Wechselseitigkeit“ (Berlin 1983) steuerte Conrad Grau gemeinsam mit dem zwei Jahre zuvor verstorbenen Eduard Winter einen Beitrag über Gottfried Wilhelm Leibniz bei.

22 Werner Krauss: Das wissenschaftliche Werk. Hg. von Werner Bahner. Bd. 1–8. Berlin 1984–1997; ders.: Ein Romanist im Widerstreit – Briefe an die Familie und andere Dokumente. Hg. von Peter Jehle. Berlin 2004.

23 Vgl. Gabriela Lehmann-Carli, Michael Schippan, Birgit Scholz, Silke Brohm: Einleitung: Aufklärungsrezeption und Bildungskonzepte in Rußland. In: Russische Aufklärungsrezeption im Kontext offizieller Bildungskonzepte (1700–1825). Hg. von Gabriela Lehmann-Carli u.a. (Aufklärung und Europa). Berlin 2001, S. I–XXXVII.

Bemühungen noch mitverfolgen und durch Diskussionsbeiträge bereichern können. Mit der Schließung des Potsdamer Zentrums zur Erforschung der Aufklärung fanden sie am Ausgang des Jahres 2007 leider ihr Ende.

Ursprünglich vor allem Osteuropahistoriker, beteiligte sich Conrad Grau maßgeblich an der Erforschung des Wirkens der Hugenotten in Berlin und in Brandenburg-Preußen. Mehrere seiner Publikationen erschienen nach dem Jubiläum von 1985, als an die Revokation des Edikts von Nantes und das Toleranzedikt des brandenburgischen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von 1685 erinnert wurde.[24] Die Hugenotten, die nach 1689 auch in Russland das kulturelle, wissenschaftliche und wirtschaftliche Leben befruchteten[25] , waren als Mittler zwischen Ost und West tätig.

Claus Scharf regte 2004 an zu prüfen, „wo es sinnvoll ist, die Untersuchung von Rezeptionsprozessen im Zeitalter der Aufklärung von einer ‚bilateralen Vektorbeziehung' auf ein multilaterales Beziehungsgeflecht auszuweiten."[26] In diesem Sinne hatte Conrad Grau bereits Anfang der 1990er Jahre versucht, unter dem launigen Titel *Die russische Übersetzung einer Berliner französischen Publikation eines Italieners über Spanien aus dem Jahre 1786 und ihr geistig- kulturelles Umfeld*[27] die wechselseitigen Anregungen und Rezeptionsprozesse in der europäischen Aufklärung sichtbar zu machen.

Um den Beitrag Spaniens zur europäischen Kultur ging es dem italienischen Gelehrten Carlo Denina (1731–1813) in einer Rede, die er 1786 an der Berliner Wissenschaftsakademie in französischer Sprache hielt, weil dies die

24 C. Grau: Hugenotten in der Wissenschaft Brandenburg-Preußens Ende des 17. und im 18. Jahrhundert. In. ZfG 34 (1986) 6, S. 508–522; ders.: Berlin. Französische Straße: Auf den Spuren der Hugenotten (illustrierte historische hefte 46). Berlin 1987.

25 Vgl. Jürgen Kämmerer: Rußland und die Hugenotten im 18. Jahrhundert (1689–1789) (Schriften zur Geistesgeschichte des östlichen Europa. Bd. 13). Wiesbaden 1978.

26 Claus Scharf: Nachwort. In: Interdisziplinarität und Internationalität. Wege und Formen der Rezeption der französischen und der britischen Aufklärung in Deutschland und Russland im 18. Jahrhundert. Hg. von Heinz Duchhardt und Claus Scharf. Mainz 2004 (= Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz. Abteilung für Universalgeschichte. Beiheft 61), S. 297. Vgl. auch Michael Maurer: Europäische Kulturbeziehungen im Zeitalter der Aufklärung. Französische und englische Wirkungen auf Deutschland, in: Das achtzehnte Jahrhundert 15 (1991), S. 35–61.

27 In: Zeitschrift für Slawistik 39 (1994) 3, S. 422–430. Die Entstehung dieser Fallstudie geht auf die Vorbereitung des XVII. Internationalen Historikerkongresses 1990 in Madrid zurück, auf dem mit der Geschichte der slavischen Völker befasste Historiker zu Ehren des Gastgeberlandes in einem Arbeitskreis über Themen referierten, die sich auf Spanien bezogen.. Da Conrad Grau nicht am Kongress teilnehmen konnte, blieb der Aufsatz einige Jahre liegen, bis er 1994 als besonders passend für ein thematisches Heft der „Zeitschrift für Slawistik" zur Russischen Aufklärung und Aufklärungs-Rezeption empfunden und von der Gast-Herausgeberin Gabriela Lehmann-Carli aufgenommen wurde

Umgangssprache der in den Diensten Friedrichs II. stehenden Akademiker und des gebildeten europäischen Lesepublikums war. Damit griff der Piemontese in eine Diskussion ein, die in Spanien zwischen den „Apologeten" und den „Französierenden" um Misserfolg oder Erfolg bei der Durchsetzung der Aufklärung geführt wurde. Indem der adlige Pädagoge M. M. Vyčeslavcev (1757/58 – nach 1830)[28] Deninas gedruckte Rede *Antwort auf die Frage, was wir Spanien verdanken* noch im gleichen Jahr ins Russische übersetzte und in Moskau erscheinen ließ, griff die zunächst auf Frankreich, Spanien und Deutschland begrenzte Debatte auch auf das Zarenreich über.

Den Anlass für einen weiteren Beitrag Conrad Graus aus dem Jahre 1979, der der „Ideologiegeschichte" in Russland in den sechziger und siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts[29] gewidmet war, bildete die drei Jahre zuvor erschienene Monographie Erich Donnerts über Gesellschaftstheorien und Staatslehren in Russland zur Zeit Katharinas II.[30] Die bis dahin nur unzureichend ausgewerteten Akten aus den Anfangsjahren der 1765 gegründeten Freien Ökonomischen Gesellschaft (FÖG) in St. Petersburg, die Aufschlüsse über die internationalen Verbindungen dieser Sozietät gewähren[31], bildeten für ihn eine wesentliche Quellengrundlage, um die sich rasch ausweitenden internationalen Verbindungen dieser Gesellschaft zu charakterisieren. So wies Conrad Grau nach, dass Goethes Freund Johann Heinrich Merck mit einer der Forschung seit 1847 bekannten Schrift, in der er scharf die Leibeigenschaft kritisierte und ihre Aufhebung forderte, schon kurz nach seiner Russlandreise von 1773 eine Antwort auf die von Katharina II. initiierte Preisfrage der FÖG zum bäuerlichen Eigentum von 1766 gab, und sie nicht erst, wie zuvor angenommen worden war[32], nach der Französischen Revolution von 1789 entstanden war. Conrad Grau wies in seinem Artikel auch auf

28 Vgl. V. D. Rak: Michail Michajlovič Vyčeslavcev. In: Slovar' russkich pisatelej XVIII veka. Vypusk 1: A – I [Wörterbuch der russischen Schriftsteller des 18. Jahrhunderts Ausgabe 1: A - I]. Leningrad 1988, S. 182ff.

29 C. Grau: Zur Ideologiegeschichte in Rußland und zu den deutsch-russischen Beziehungen in den sechziger/ siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts. In: Jahrbuch für Geschichte der sozialistischen Länder Europas, Bd. 23/2 (1979), S. 83–97.

30 Erich Donnert: Politische Ideologie der russischen Gesellschaft zu Beginn der Regierungszeit Katharinas II. Gesellschaftstheorien und Staatslehren in der Ära des aufgeklärten Absolutismus. Berlin 1976 (Quellen und Studien zur Geschichte Osteuropas. Bd. XX).

31 Rossijskij Gosudarstvennyj Istoričeskij Archiv, St. Petersburg. Fond 91, opis' 1. – Der Autor sah in diesem Fond die Akten der FÖG über die Zeit der Präsidentschaft des Grafen Friedrich von Anhalt (1732–1794, Präsident 1788–1794) ein.

32 Vgl. Hermann Bräuning-Octavio: Goethe und Johann Heinrich Merck. J. H. Merck und die Französische Revolution. Darmstadt 1970, S. 201.

die zu jener Zeit einsetzende ökonomische Debatte über die zunehmende Abholzung der Wälder hin, zu der es noch keine vergleichenden Studien gab und auf die erst 2002 im Rahmen einer Tagung im Potsdamer Forschungszentrum europäische Aufklärung im breiteren Umfang eingegangen werden konnte.[33]

Er verfasste einen Beitrag über das für die deutsch-russischen Kulturbeziehungen in der Zeit der Aufklärung bedeutsame Ehepaar Dmitrij Alekseevič Golicyn (1734–1803) und Amalia Adelheid von Gallitzin, geborene von Schmettau (1748–1806), wie er nur von einem slavistisch ausgebildeten Historiker geschrieben werden konnte. Die nicht der russischen Sprache Mächtigen hätten nicht solche wichtigen Titel wie die Biographie des Fürsten D. A. Golicyn auswerten können[34], der aufgrund seines Studiums der Lehren der französischen Physiokraten die schrittweise Aufhebung der Leibeigenschaft in Russland verlangte. Er starb 1803 als international anerkannter Naturforscher in Braunschweig. Die Erforscher des „Münsteraner Kreises" um die 1786 zum Katholizismus übergetretene Fürstin Gallitzin und den Freiherrn von Fürstenberg, zu dem die Philosophen Johann Georg Hamann, Friedrich Heinrich Jacobi und Frans Hemsterhuis stießen, konnten nur mit Einschränkungen die russischen Verbindungen des Ehegatten Dmitrij Golicyn erfassen, wie es Conrad Grau möglich war. Die von ihm begonnene Arbeit wurde 2001 von Erich Donnert mit der Veröffentlichung des ökonomischen Hauptwerks D. A. Golicyns weitergeführt. [35]

Die aus dem zu jener Zeit württembergischen Mömpelgard (Montbéliard) stammenden, einer Generation angehörenden Gelehrten Georg Friedrich Parrot (1767–1852) und Georges Cuvier (1769–1832)[36] verspürten die Auswirkungen der Französischen Revolution von 1789. Der Aufsatz von Conrad Grau in Bd. 33 des *Jahrbuchs für Geschichte der sozialistischen Länder Europas* (1989), der die letzte Ausgabe dieses von Günter Mühlpfordt unter dem Titel *Jahrbuch für Geschichte der deutsch-slawischen Beziehungen* gegrün-

33 Abholzung und Aufklärung. ‚Holzmangel' als gutes Argument und reales Problem im 18. Jahrhundert. Tagung am Forschungszentrum Europäische Aufklärung e.V. in Potsdam, 7.–8. Juni 2002. Vgl. den Bericht von Marcus Popplow: H-Soz-u-Kult, 8.7.2002, http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=58 (letzter Zugriff: 8.6.2008).

34 G. K. Cverava: Dmitrij Alekseevič Golicyn. 1734–1803. Leningrad 1985.

35 Vgl. Dmitrij Alekseevič Golicyn: Vom Geist der Ökonomisten. Russisches Beispiel eines europäischen Aufklärers. Eingeleitet, kommentiert und hg. von Erich Donnert. Frankfurt am Main u. a. 2001. (Schriftenreihe der Internationalen Forschungsstelle „Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa 1770–1850. Hg. von Helmut Reinalter. Bd. 30).

36 C. Grau: Wissenschaftsorganisation im Umfeld der Französischen Revolution. Russisch-deutsch-französische Kontakte im Wirken von G. F. Parrot und G. Cuvier. In: Jahrbuch für Geschichte der sozialistischen Länder Europas, 33 (1989), S. 63–86.

deten Periodikums sein sollte, wurde zusammen mit Beiträgen von Fritz Straube, Wolfgang Küttler, Günter Mühlpfordt, Peter Hoffmann und Siegfried Hillert abgedruckt, die dem 200jährigen Jubiläum der Französischen Revolution von 1789 gewidmet waren. Die beiden Hauptakteure in der Studie Conrad Graus standen – Parrot als Professor an der 1802 wieder begründeten Universität Dorpat, der ungleich bekanntere Geologe und Paläontologe Cuvier als Ordentliches Akademiemitglied in Paris – in der Gunst zweier Kaiser, Alexanders I. und Napoleons I. Wieder entwirrt Conrad Grau ein internationales, von Frankreich bis nach Russland reichendes Beziehungsgeflecht, in dessen Mittelpunkt er die beiden Wissenschaftler stellt.

Als Chefredakteur und Mitglied der Redaktion des *Jahrbuchs für Geschichte der sozialistischen Länder Europas* sorgte Conrad Grau zusammen mit anderen an der Erforschung der Frühen Neuzeit interessierten Mitgliedern des Beirates dafür, dass in jeden Band des Periodikums auch Beiträge zum 18. Jahrhundert und zu anderen Perioden der vorrevolutionären Geschichte aufgenommen wurden. Das war nicht selbstverständlich, da die von den dafür zuständigen Parteigremien als vorrangig angesehene Aufgabe des Jahrbuchs darin bestand, die These von der Herausbildung der „sozialistischen Staatengemeinschaft" historisch zu untermauern. Einige Jahrbücher, wie der von Conrad Grau als verantwortlicher Redakteur betreute Band 28 (1984), enthielten besonders viele Studien zum Kommunikationsnetz der europäischen Aufklärung, die alle auch ihn interessierenden Forschungsfelder berührten.[37]

Unter den deutschen Aufklärungsforschern ragte Conrad Grau durch seine Vielseitigkeit hervor. Er war deswegen ein geschätztes Mitglied der 1973 gegründeten Fachkommission „Geschichte der slawischen Völker" der Historikergesellschaft der DDR. Von vornherein wurde die für die Aufklärungsforschung nötige Interdisziplinarität angestrebt. In der Kommission waren sowohl Historiker wie Erich Donnert und Peter Hoffmann vertreten, die besonders das 18. Jahrhundert erforschten, als auch Literaturwissenschaftler und Philologen wie Helmut Grasshoff (1925–1983), Annelies Grasshoff (1937–1989) und Ulf Lehmann (1933–1992), die sich besonders mit der Li-

37 Peter Hoffmann/Wolfgang Küttler: Tendenzen, Probleme und Aufgaben beziehungsgeschichtlicher Forschungen; Christian Meiske: Die Kapitel XVI und XVII des Sobornoe Uloženie von 1649 und die deutsche Übersetzung dieser Abschnitte durch Johann Werner Pause; Helga Eichler: Die Danziger Naturforschende Gesellschaft 1743–1789; Jan Šołta: Ökonomische und soziale Probleme in der frühen Geschichte der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften; Siegfried Hillert/Peter Hoffmann: Das russische Konsulat in Leipzig im 18. Jahrhundert; Stefan Wolle: August Ludwig Schlözers Rossica-Rezensionen in den „Göttingischen Gelehrten Anzeigen" von 1801 bis 1809.

teratur der russischen Aufklärung befassten. Viele Mitglieder der Fachkommission hatten sich bereits in der Zeit ihres gemeinsamen Studiums bei Eduard Winter kennen gelernt. Diese disziplinübergreifende Zusammenarbeit von Historikern und literaturwissenschaftlich orientierten Slavisten war ein charakteristisches Merkmal der Forschungen zur Aufklärung bei den mittel- und osteuropäischen Völkern in der DDR.[38]

Konferenzen der Fachkommission, an denen Conrad Grau in der Regel mit Diskussionsbeiträgen teilnahm, galten der Aufklärung in Russland (Halle 1975), den Emanzipationsbewegungen in den baltischen Ländern (Sellin 1981), der slavischen Wiedergeburt (Bautzen 1983) und den Wirkungen der Französischen Revolution von 1789 auf die Entwicklung der slavischen Völker (Köthen, im Jubiläumsjahr 1989).

Eine weitere Besonderheit in der Tätigkeit dieser Fachkommission war die Beteiligung von Kollegen des Instituts für sorbische Volkskunde in Bautzen, wie Jan Šołta, Peter Kunze und Jurij Knebel. Conrad Grau leistete auch seinen Beitrag, indem er Aufklärung und nationale Wiedergeburt bei den Sorben vergleichend in den größeren Zusammenhang der Geschichte der slavischen Völker stellte.[39] Im 18. Jahrhundert wirkten Forschungen zur Geschichte der Slaven, die ursprünglich in später deutschen Territorien siedelten, anregend auf die Diskussionen der Aufklärer über die Anfänge der Nationwerdung.[40] Für das Lexikon *Slawistik in Deutschland von den Anfängen bis 1945* stellte Grau Beiträge über Leibniz, dessen Schüler und Nachfolger Johann Georg von Eccard (1664–1730) sowie über Philipp Wilhelm Gercken (1722–1791) zusammen, die die „slavischen Altertümer“ erforschten.[41]

In den 1980er Jahren verbreiteten sich angesichts zunehmend spürbarer Krisenerscheinungen in den Ländern des „realen Sozialismus“ Zweifel an der bisher vertretenen Vorstellung von einem linearen Fortschritt in der geschichtlichen Entwicklung. Die Frage nach Alternativen der Geschichte rück-

38 Vgl. Michael Schippan: Die Berliner Osteuropa-Forschung seit 1892 zum Thema „Russland im 18. Jahrhundert“. In: Berliner Jahrbuch für osteuropäische Geschichte 1995/I, S. 22.

39 C. Grau: Pflegestätten der nationalen Sprache, Literatur und Geschichte bei den slawischen Völkern in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: Letopis Instituta za Serbski Ludospyt w Budysinje Akademije Wedomoścow NRD. Reihe B. 31 (1984) 1, S. 60–65.

40 C. Grau: Slawen in Deutschland im Geschichtsbild der deutschen Aufklärung. In: Letopis. Zeitschrift für Sorabistik. Ćasopis za sorabistiku, Heft 2 (1992), S. 51–58. Vgl. jetzt Susanne Luber: Die Slawen in Holstein. Sichtweisen von Helmold von Bosau bis in die Gegenwart. Eutin 2007, S. 47–49 (vor allem zum Slavenbild J. G. Herders).

41 Slawistik in Deutschland von den Anfängen bis 1945. Ein biographisches Lexikon. Bautzen 1993, S. 227–228; 102–103; 131–132.

te immer mehr in einer Zeit ins Blickfeld, als offenkundig wurde, dass die Entwicklung in der DDR zunehmend in eine „Sackgasse“ mündete.[42] Conrad Graus in verschiedenen Publikationen festgehaltene Überlegungen zu Alternativen in der Geschichte entsprachen einer Tendenz, die auch Peter Hoffmann in seinen Erinnerungen beschrieb: „Seit den achtziger Jahren setzte sich in der konkreten historischen Forschung für die frühe Neuzeit sowie die Zeit des Absolutismus und der Aufklärung eine neue Fragestellung durch – die Vergangenheit wurde verstärkt auf Alternativsituationen hin befragt, es wurden vor allem jene Ereignisse der Geschichte hervorgehoben, die in sich eine Weichenstellung auf den weiteren Ablauf hin bedeuteten.“[43]

Bei einer bilanzierenden Beurteilung der Historiographie in der DDR liegt es nahe, die Beschäftigung mit der europäischen Aufklärung als eine jener relativ „politikfernen Nischen“ anzusehen, in die sich Wissenschaftler zurückzogen, wenn sie nicht lediglich aktuelle Legitimationsbedürfnisse der Partei befriedigen wollten. Jedoch sollte nicht unterschätzt werden, dass die Ideenwelt der Aufklärung auch emanzipatorische Ansätze enthielt, die bei der Suche nach einer neuen Orientierung angesichts der Krise und des Zusammenbruchs des staatlich organisierten Sozialismus von Bedeutung waren. Bei der Erforschung der Aufklärung konnten Forscher wie Conrad Grau guten Gewissens nach neuen Quellenfunden suchen, bisherige Erkenntnisse überprüfen und damit die Wissenschaft bereichern. Claus Scharf hielt unter Berufung auf einen Aufsatz von Conrad Grau[44] in bezug auf die Forschungen zur Aufklärung in der DDR fest, „dass der Gewinn an Erkenntnissen größer war als die Nachteile ihrer politischen Instrumentalisierung.“[45]

---

42 Vgl. Michael Schippan: Deutsche Geschichte der Frühen Neuzeit in der ZfG. Die achtziger Jahre. In: ZfG 11 (2002), S. 1007–1015.

43 Peter Hoffmann: In der hinteren Reihe. Aus dem Leben eines Osteuropahistorikers in der DDR. Berlin 2006, S. 211.

44 C. Grau: Institutionen und Personen in Berlin und Petersburg in den deutsch-russischen Wissenschaftsbeziehungen. In: Deutsch-russische Beziehungen. Ihre welthistorischen Dimensionen vom 18. Jahrhundert bis 1917. Hg. von Ludmila Thomas/Dietmar Wulff. Berlin 1992, S. 115–137, besonders S. 119.

45 Vgl. Claus Scharf: Nachwort. In: Interdisziplinarität und Internationalität, S. 281.

Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin *98(2008), 43–67*

Hubert Laitko

Conrad Grau und die Akademiegeschichtsschreibung

Die Arbeit des Osteuropahistorikers Conrad Grau wurde im wesentlichen innerhalb der Fachgemeinschaft wahrgenommen, sie war gleichsam eine bestimmende Größe seines internen wissenschaftlichen Profils. In der breiteren Öffentlichkeit, vor allem innerhalb der Akademie und in ihrem Umkreis, sah man ihn weitgehend oder ausschließlich als Akademiehistoriker. Seine langfristig erarbeitete Kompetenz und Autorität als Kenner und Erforscher der Akademiegeschichte wurde spätestens mit dem dreibändigen Werk *Die Berliner Akademie der Wissenschaften in der Zeit des Imperialismus* zu einer innerhalb der Akademie von den Vertretern unterschiedlichster Fachgebiete und auch über ihre Grenzen hinaus fest registrierten Tatsache. Mit dem Paukenschlag dieser Edition lag auf der Hand, dass Conrad Grau und sein Team in der DDR in allen Fragen der Akademiegeschichte die erste Adresse waren. Zwar firmierte Akademiemitglied Leo Stern[1], der 1969 vom Präsidenten Hermann Klare zum Direktor der neu gegründeten Forschungsstelle für Akademiegeschichte berufen worden war, formell als Leiter der Arbeiten und Verantwortlicher für die Gesamtredaktion, aber die Seele des Unternehmens war zweifellos Grau. Das dreibändige Werk war eine Gemeinschaftsleistung der Forschungsstelle, zu seinem Zustandekommen trugen Liane Zeil, Wolfgang Schlicker und Conrad Grau gleichermaßen bei, und es wäre weder legitim noch auch nur möglich, aus dem intellektuellen Resultat den persönlichen Anteil von Grau herauszupräparieren.

Der gesamte Text war Resultat eines kollektiven Arbeitsprozesses; in diversen Bearbeitungsstufen wurde er sowohl innerhalb des Teams, zwischen den Autoren und Leo Stern als auch mit externen Beratern immer wieder diskutiert, bis man ihn für veröffentlichungsreif erachtete. Die Arbeiten erfolgten mit einem weiten Zeithorizont, der mehrere Diskussions- und Überarbeitungsrunden einschloss, wobei die multidisziplinäre Kompetenz der Akade-

1 Conrad Grau: Leo Stern (1901 bis 1982). In: Wegbereiter der DDR-Geschichtswissenschaft. Biographien. Hg. von Heinz Heitzer, Karl-Heinz Noack und Walter Schmidt. Berlin 1989, S. 318-340.

mie in erheblicher Breite und auf einem hohen Niveau genutzt wurde. Die erste Fassung des Manuskripts wurde dem Akademiepräsidenten bereits zum Leibniz-Tag 1971 überreicht. Daraufhin wurden einerseits im Zentralinstitut für Geschichte im Auftrag seines Direktors Horst Bartel von den Historikern Fritz Klein, Wolfgang Ruge, Joachim Petzold und Dietrich Eichholtz ausführliche Gutachten vorgelegt; andererseits berief Präsident Klare eine zeitweilige Kommission für die Arbeiten an der Akademiegeschichte, die aus den Akademiemitgliedern Manfred Buhr (Philosophie), Heinrich Grell (Mathematik), Robert Rompe (Physik), Heinrich Scheel (Geschichte), Wolfgang Schirmer (Chemie) und Hans-Jürgen Treder (Physik) bestand. Über den Präsidenten wurden zudem von ausgewiesenen Vertretern zahlreicher Disziplinen weitere Stellungnahmen und Vorschläge erbeten[2]. Damit floss ein beträchtliches Maß kollektiven Sachverstandes in das dreibändige Werk ein. Stern meinte, dass ohne diese vielfältige externe Mitwirkung wesentliche Aussagen des Werkes gar nicht möglich gewesen wären: „Die kritischen Stellungnahmen und die bisherige Zusammenarbeit haben die vorliegende Fassung der Akademiegeschichte in bestimmten Aussagen erst ermöglicht“ [3].

Es war von entscheidender Bedeutung für das Ausreifen des akademiehistorischer Profils Graus, dass er sich diesem Gegenstand nicht als „Einzelkämpfer“ widmen musste, sondern reichlich zwei Jahrzehnte lang Gelegenheit hatte, in einer kleinen, aber eng kooperierenden Gruppe zu arbeiten. Dabei waren bei der Arbeit an den drei Bänden die Gewichte unterschiedlich verteilt. Für den ersten (1900 bis 1917) zeichnete Grau als Autor, jedoch, wie es ausdrücklich heißt, unter Mitarbeit des Kollektivs der Forschungsstelle. Der zweite (1917 bis 1933) weist Wolfgang Schlicker als Verfasser aus, aber wiederum wird auf den Anteil der Gruppe verwiesen[4]. Der dritte Band (1933

2 Als Gutachter fungierten unter anderem die Akademiemitglieder Werner Albring (Technikwissenschaft), Erich Correns (Faserstoffforschung), Hans Frühauf (Elektrotechnik), Arnold Graffi (Onkologie), Werner Hartke (klassische Philologie), Joachim Herrmann (Urgeschichte), Helmut Kraatz (Medizin), Fred Oelßner (Ökonomie), Alfred Rieche (organische Chemie), Günther Rienäcker (Chemie), Hans Stubbe (Pflanzengenetik) und Erich Thilo (Chemie) sowie das Korrespondierende Akademiemitglied Herbert Hörz (Philosophie).

3 Leo Stern: Einleitung. In: Die Berliner Akademie der Wissenschaften in der Zeit des Imperialismus. Teil I: Von den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts bis zur Großen Sozialistischen Oktoberrevolution. Unter Mitarbeit des Kollektivs der Forschungsstelle verfasst von Conrad Grau (= Studien zur Geschichte der Akademie der Wissenschaften Bd. 2/I). Berlin 1975, S. VII–XVIII, , hier S. XVII.

4 Die Berliner Akademie der Wissenschaften in der Zeit des Imperialismus. Teil II: Von der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution bis 1933. Unter Mitarbeit des Kollektivs der Forschungsstelle verfasst von Wolfgang Schlicker (= Studien zur Geschichte der Akademie der Wissenschaften der DDR Bd. 2/II). Berlin 1975.

bis 1945) schließlich nennt Grau, Schlicker und Zeil gleichrangig als Autoren[5]; dabei war Grau als Verfasser des zweiten Kapitels „Die Zuwahl neuer Mitglieder. Das Wirken der Ordentlichen Mitglieder im Plenum und in den Klassen“ ausgewiesen[6]. Diese unterschiedliche Akzentsetzung darf man als Symptom dafür ansehen, dass in der damaligen Forschungsstelle ein Geist gemeinschaftlicher Verantwortung herrschte, ohne dass man etwa bereit gewesen wäre, die Leistung der oder des Einzelnen in anonymer Kollektivität untergehen zu lassen.

Weil das dreibändige Werk den Durchbruch in der öffentlichen Wahrnehmung Graus als Akademiehistoriker *und* der Forschungsstelle als Institution bedeutete, verdient es an dieser Stelle eine etwas eingehendere Würdigung. Gewiss bediente sich dieses Werk, wie es damals in der DDR üblich war, des Rahmens der allgemeinen marxistisch-leninistischen Geschichts-schematik, doch es wäre kaum produktiv, diesem Umstand hier größere kritische Aufmerksamkeit zuzuwenden, denn der Neuheitswert der Untersuchung lag jenseits dieses Rahmens, der vor allem in der zur Eingliederung des akademiehistorischen Geschehens in die allgemeine Geschichte verwendeten Makroperiodisierung zum Ausdruck kam; der eigentliche kognitive Gehalt der Arbeit lässt sich relativ leicht aus diesem Kontext herauslösen. Den Wert des Werkes, das bis heute ein unentbehrliches Auskunftsmittel für mit der Zeit von 1900 bis 1945 befasste akademiehistorische Arbeiten geblieben ist, sehe ich in vier Charakteristika:

Erstens hatte es die Kühnheit, eine historiographische Lücke zu schließen, die seit Adolf von Harnacks berühmter Akademiegeschichte offen geblieben war, und die Entwicklung der Preußischen Akademie der Wissenschaften nach 1900 umfassend in den Blick zu nehmen. Stern gab ihm zurückhaltend den Status „eines angesichts der Vielfalt der Problematik und der personellen Situation notwendigerweise unvollkommenen Versuchs, mit der Darstellung der Geschichte der Berliner Akademie von 1900 bis 1945 zu beginnen ...“ [7].

Zweitens haben die drei Bände eine zwar nicht identische, wohl aber kompatible Struktur, so dass in der Tat eine weitgehend homogene *Gesamtdarstellung* für das knappe Halbjahrhundert von 1900 bis zum Ende des zweiten

5 Die Berliner Akademie der Wissenschaften in der Zeit des Imperialismus. Teil III: Die Jahre der faschistischen Diktatur 1933 bis 1945. Verfasst von Conrad Grau, Wolfgang Schlicker, Liane Zeil (= Studien zur Geschichte der Akademie der Wissenschaften der DDR Bd. 2/III). Berlin 1979.

6 Ebd., S. 148–278.

7 Stern, Einleitung (wie Anm. 3), S. XVII.

Weltkrieges zustande kam. In jedem Band wurde zunächst – nach Phasen untergliedert – die Stellung der Akademie im gesellschafts- und forschungspolitischen Kontext der betreffenden Periode und im Zusammenhang der zeitgenössischen Wissenschaftsentwicklung im Überblick dargestellt. Dann folgten nacheinander Darstellungen der forschungspolitischen Eigenaktivität der Akademie, ihrer Mitgliederpolitik und des wissenschaftlichen Lebens in Plenum und Klassen und schließlich der wissenschaftlichen Unternehmen der Akademie als spezifischer Formen akademieeigener Forschungsorganisation. Diese Strukturierung verleiht dem dreibändigen Werk zugleich auch Züge eines Handbuchs.

Drittens war dieses Unternehmen die erste große akademiehistorische Arbeit in der DDR, die sich in erheblichem Umfang auf Primärquellen stützte und dabei umfangreiche Bestände des Akademiearchivs erschloss. Damals gab es nur eine, ebenfalls zum 275jährigen Gründungsjubiläum vorgelegte Überblicksdarstellung über den Gesamtzeitraum des Bestehens der Akademie, die aber auf Quellenangaben vollständig verzichtete. Sie war reich bebildert und von vornherein als eine populäre Schrift angelegt. Ihr Autor Werner Hartkopf verwies in einer Vorbemerkung ausdrücklich auf den reduzierten Anspruch dieser Publikation:

„Sie soll und kann nicht eine Gesamtdarstellung der Geschichte der Akademie ersetzen... Ein solches Unternehmen bedarf einer anderen Vorbereitung und Bearbeitung, als es in einer Darstellung wie der vorliegenden, die anlässlich des Akademie-Jubiläums erscheint, möglich ist. Mehr noch: In der vorliegenden Arbeit wurde bewusst auf viele, zum Teil wichtige Einzelheiten verzichtet, um die Darstellung, die notwendigerweise im Umfang begrenzt sein muss, überschaubar zu halten“ [8].

Im Kontrast dazu wird das wissenschaftliche Format der drei von der Forschungsstelle für Akademiegeschichte verfassten Bände besonders deutlich.

Viertens schließlich war der dritte Band – die Geschichte der Akademie unter der NS-Herrschaft – zugleich die erste quellengestützte Analyse des Systems der nationalsozialistischen Wissenschaftspolitik, die in der DDR vorgelegt wurde. Wir wissen, dass man sich in beiden deutschen Staaten, wenn auch in unterschiedlichen Konstellationen, lange Zeit schwer damit tat, die Wissenschaft im „Dritten Reich“ historisch zu untersuchen. Erst das letzte Jahrzehnt hat, mit dem Abstand von zwei Generationen, hier einen gründli-

8 Werner Hartkopf: Die Akademie der Wissenschaften der DDR. Ein Beitrag zu ihrer Geschichte. Berlin 1975, S. 9.

chen Wandel eingeleitet. Insofern war der dritte Band nicht nur in speziell akademiehistorischer, sondern auch in generell wissenschaftshistorischer Sicht eine Pionierleistung, und er blieb in der wissenschaftshistorischen Literatur der DDR ein Unikat. In seiner Vorbemerkung zu diesem Band deutete Stern die immensen Schwierigkeiten an, die hier zu bewältigen waren: „Zugleich machte sich immer wieder hemmend bemerkbar, dass sowohl allgemeine als auch Detailforschungen auf marxistisch-leninistischer Grundlage zur Geschichte der Wissenschaft, Wissenschaftspolitik und Forschungsorganisation unter der faschistischen Diktatur trotz des auf dem Gebiet der Universitäts- und Hochschulgeschichte bereits Geleisteten nach nicht in genügendem Umfang vorliegen“ [9]. Es ist wohl in erster Linie dem großen, in der Planungsphase unterschätzten Aufwand zur Quellenerschließung geschuldet, dass der dritte Band erst vier Jahre nach den Feierlichkeiten zum 275jährigen Bestehen der Akademie vorgelegt werden konnte; allerdings ergab sich mit dem siebzigsten Geburtstag des Akademiepräsidenten Hermann Klare, der ein engagierter Förderer der akademiehistorischen Forschungen war, am 12. Mai 1979 eine andere günstige Gelegenheit, den Band effektvoll zu präsentieren.

Ungeachtet der genannten Vorzüge wären die drei Bände nicht mehr als ein fachwissenschaftliches Ereignis geblieben, wären sie in einer geschichtsabstinenten Atmosphäre publiziert worden. Sie erschienen aber unter Verhältnissen, in denen in der wissenschaftlichen Öffentlichkeit auch außerhalb der Historikerzunft ein überdurchschnittlich hohes Interesse an der Geschichte der Wissenschaft bestand. Das war in der DDR generell der Fall; in vielen fachwissenschaftlichen Gesellschaften gab es florierende Arbeitsgemeinschaften für Philosophie und Geschichte des jeweiligen Faches, die oftmals intensiv auf das wissenschaftliche Leben der betreffenden Gesellschaften im Ganzen ausstrahlten. In besonderem Maße galt dies aber für die Akademie.

Ein hochinnovatives Unternehmen wie die Wissenschaft hat grundsätzlich ein größeres Bedürfnis, sich immer wieder durch Bewusstwerden seiner historischen Kontinuität seiner eigenen Identität zu vergewissern, als dies bei solchen Sphären sozialer Aktivität der Fall ist, die wie etwa die Tätigkeit der staatlichen Verwaltung einen weit höheren Grad an Wiederholung und Routine oder auch, wie die Kunst oder die Phänomene der sogenannten Massenkultur, ein weit geringeres Maß an interner Kohärenz aufweisen. In der DDR

9 Leo Stern: Vorbemerkung. In: Die Berliner... Teil III (wie Anm. 5), S. XIII-XVIII, hier S. XVIII.

kam ein ganzes Bündel situationstypischer Motive hinzu, von der Möglichkeit, mit der Berufung auf Traditionen auf subtile Weise den Selbstbestimmungsanspruch der Wissenschaft deutlich zu machen, bis zu dem sowohl von den Wissenschaftlern selbst als auch von der Wissenschaftspolitik geteilten Interesse, vergangene Blütezeiten der Wissenschaft in Deutschland zu analysieren, um daraus Lehren für die Gegenwart zu ziehen. Der „Klassiker" dieser Fragestellung – Jürgen Kuczynskis Studie *Das Rätsel der Kaiser Wilhelm-Gesellschaft* – erschien übrigens im gleichen Jahr wie die ersten beiden Bände der dreibändigen Akademiegeschichte des Grau-Teams; ihre leitende Fragestellung lautete: „Wie ist es zu erklären, dass eine *solche* Institution wissenschaftlich so großartige Leistungen aufzuweisen hatte, Leistungen, die heute zum Wissensfundus der ganzen Welt gehören und immer gehören werden?" [10]

In diesem Kontext entfaltete die Akademie ihr besonderes Interesse an der Vergangenheit. Das konstitutive Prinzip der Selbstergänzung der Mitgliedschaft durch Wahlen verweist Akademien unmittelbarer als jede andere Gattung wissenschaftlicher Institutionen auf ihre Verwurzelung in der Geschichte. Zudem hatte die DAW zu Berlin und spätere AdW der DDR mit der Einbeziehung einer ständig expandierenden Institutegemeinschaft („Forschungsakademie") dezidiert jenen Pfad verlassen, dem die anderen deutschen Akademien und auch die Akademien vieler anderer Länder traditionell gefolgt waren, und daher war es für sie eine vitale Frage ihrer Selbstlegitimation, ob sie denn im Resultat dieses Wandels überhaupt noch eine Akademie geblieben oder nicht vielleicht zu einer ganz anderen Art von Institution mutiert war[11]. Deshalb gehörte es zur Politik der Akademie nach innen wie nach außen, bei jeder Gelegenheit Traditionsbezüge herzustellen[12], und die in den offiziellen Dokumenten der Akademie praktizierte Leibniz-Verehrung nahm geradezu rituelle oder gar kultische Züge an.

So waren die drei Bände innerhalb der Gesamtplanung der Akademie ein

10 Jürgen Kuczynski: Das Rätsel der Kaiser Wilhelm-Gesellschaft. In: ders.: Studien zu einer Geschichte der Gesellschaftswissenschaften Bd. 2. Berlin 1975, S. 170–208, hier S. 171.

11 Conrad Grau: Gelehrtengesellschaft und Forschungsgemeinschaft. Zur Organisationsgeschichte der Akademien der Wissenschaften in Deutschland im 20. Jahrhundert. In: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät Bd. 3 (1995), S. 5–17, bes. S. 13–15.

12 Hubert Laitko: Eine Akademie sieht ihre Vergangenheit: Das Beispiel der Akademie der Wissenschaften der DDR. In: Vom Umgang mit der Vergangenheit: Ein deutsch-italienischer Dialog. Come affrontare il passato? Un dialogo italo-tedesco. Hrsg. von Christiane Liermann, Marta Margotti, Bernd Sösemann und Francesco Traniello (= Reihe der Villa Vigoni Bd. 19). Tübingen 2007, S. 211–222; Bernhard vom Brocke: „Vergangenheitsbewältigung" als politische Instrumentalisierung: Das Beispiel der Preußischen Akademie der Wissenschaften – Ein Kommentar. In: Ebd., S. 223–228.

Beitrag zur Feier ihres 275jährigen Gründungsjubiläums – eines Jahrestages, wie er nach den Bräuchen unserer dezimalen Jubiläumskultur kaum je begangen wird, von der AdW aber mangels eines passenden „runden" Jahrestages in greifbarer Nähe damals gern genutzt wurde. Das Werk war der Leistungsausweis der zu jener Zeit gerade erst gut fünf Jahre bestehenden Forschungsstelle – auf einem Gebiet, auf dem man nicht das Fazit einer ausgebreiteten Forschungsliteratur ziehen konnte, sondern alles von den Quellen her erarbeiten musste. Solche monographischen Darstellungen, die einen größeren geschichtlichen Zeitraum überstreichen, setzen ein eingespieltes Team mit einem langen Arbeitshorizont voraus; als Kurzzeitprojekte der inzwischen dominierenden Form sind sie gar nicht, als individuelle Leistung eines einzelnen Forschers jedenfalls nicht in relativ kurzer Zeit zu bewältigen. Solange die Forschungsstelle bestand, galt es als eine Selbstverständlichkeit, dass sie auf Dauer angelegt war und dass ihr stets mehrere Wissenschaftler angehörten. Erst im Rückblick erkennen wir, dass sie, jedenfalls für deutsche Verhältnisse, einen außerordentlichen Glücksfall darstellte. Welche große wissenschaftliche Institution leistet sich heute schon einen eigenen „Haushistoriker", der sich kontinuierlich mit ihrer Geschichte befasst, gar nicht zu reden von einer ganzen Forschungsgruppe? Unzweifelhaft ist das persönliche Verdienst von Leo Stern für die Einrichtung der Forschungsstelle hoch zu veranschlagen, wie überhaupt auch in der DDR institutionelle Neuerungen in der Wissenschaft nur dann zustande kamen, wenn sich initiativreiche Persönlichkeiten mit langem Atem und Durchsetzungsvermögen dafür einsetzten, aber sie hätte jedenfalls nicht zwanzig Jahre lang ungestört und produktiv weiterarbeiten können, auch nach dem Tod ihres Protagonisten Stern, wäre nicht ein breiter Interessenkonsens an ihrer Arbeit – von der akademischen Öffentlichkeit bis zum Akademiepräsidium – garantiert gewesen. Auch die beiden in dieser Zeit verantwortlichen Akademiepräsidenten Hermann Klare und Werner Scheler haben die Bedingungen sichergestellt, unter denen Grau mit seinem Team arbeiten konnte. Es wurde damit gerechnet, dass die von Grau geleitete Arbeitsgruppe zum bevorstehenden „großen" Akademiejubiläum im Jahre 2000 eine neue monographische Gesamtgeschichte der Akademie vorlegen würde. In Hinblick auf diese Perspektive wurde sie sukzessiv aufgestockt; 1990 – vor Beginn der Abwicklung der Akademieinstitute – gehörten ihr sieben Wissenschaftler[13] und ein wissenschaftlich-technischer Assistent an.

13 Prof. Dr. Conrad Grau, Dr. Petra Kahlow-Vorwerk, Dipl.-Hist. Harald Kintscher, Dr. Ralph-Jürgen Lischke, Dr. Michèle Schubert, Dr. Rolf Triesch, Dr. sc. Liane Zeil. – Persönliche Mitteilung von C. Grau vom 23.5.1996 – H.L.

Noch kurz nach den Volkskammerwahlen vom 18. März 1990, als die nahe bevorstehende Vereinigung der beiden deutschen Staaten schon evident war, ihre Modalitäten aber noch nicht bekannt waren und die Akademie der DDR dabei war, sich „basisdemokratisch“ zu reformieren, richtete Grau am 26.3.1990 an die damalige Akademieleitung ein Arbeitspapier mit dem Titel *Überlegungen zur Erforschung und Darstellung der Geschichte der Akademie der Wissenschaften zu Berlin* [14]. In diesem Papier, das noch mit größter Selbstverständlichkeit von der Fortexistenz der Akademie als eines – wenngleich nunmehr anders strukturierten – Komplexes aus Gelehrtensozietät und Institutegemeinschaft ausging, formulierte Grau unter Bezugnahme auf Harnacks Akademiegeschichte, das dreibändige Werk der Forschungsstelle und die seither erreichten Fortschritte der wissenschaftsgeschichtlichen Forschung

„die Aufgabe, eine dem neuesten Erkenntnisstand entsprechende, weitere Quellen erschließende und die Literatur neu befragende Darstellung der Geschichte der Akademie in kritisch-differenzierender Sicht auf ihre ältere und jüngere Vergangenheit vorzulegen. Der bevorstehende 300. Jahrestag der Gründung sollte daher, wie seit längerem beabsichtigt, genutzt werden, um ein solches Werk zu erarbeiten, zumal dafür an der Akademie selbst personell günstige Voraussetzungen bestehen. Dabei sollte an der Absicht festgehalten werden, nacheinander drei Bände zu verfassen; deren Inhalte bilden unter Berücksichtigung der nationalen und internationalen Wissenschaftsgeschichte die Geschichte der Akademie erstens in der Zeit der deutschen Mehrstaatlichkeit bis 1871, zweitens in der Zeit des Deutschen Reiches von 1871 bis 1945 sowie drittens in der Zeit der Herausbildung, des Bestehens und der Überwindung der deutschen Zweistaatlichkeit seit 1945/46“.

Dazu sollte die Forschungsstelle wieder aus dem Zentralinstitut für Geschichte herausgelöst und zur ursprünglichen Organisationsform – einer interdisziplinär zusammengesetzten Kommission für Akademiegeschichte und einer zugeordneten Arbeitsstelle – zurückgekehrt werden; den Vorzug einer solchen Statusänderung sah Grau – und das unterschied seinen Ansatz von der bloß zeitgeistkonformen Intention, eilfertig alle in der DDR geschaffenen Strukturen zu verwerfen und mit der Rückkehr zu traditionellen Formen demonstrativ Distanz zur DDR zu bekunden – darin, dass die Realisierung seines Vorschlages eine zentrale Position der Akademiegeschichte im Gefüge der Akademie und damit, anders als im Fall der Einbindung in ein histori-

14 Dieses Arbeitspapier wird im Anhang zu diesem Beitrag im Wortlaut wiedergegeben.

sches Fachinstitut, ein symmetrisches Verhältnis zu allen Bestandteilen des akademischen Potentials sichern würde. Das würde den Zugriff auf unterschiedliche Fachkompetenzen erleichtern und so die Chance für interdisziplinäre Arbeitsweisen erhöhen, die sich bereits in der Arbeit an den drei in den 1970er Jahren vorgelegten Bänden bewährt hatten: „In Abwägung aller Umstände wäre jedoch vor allem wegen des gesamtakademischen Bezugs der akademiegeschichtlichen Forschung und ihrer Interdisziplinarität deren zentrale Zuordnung innerhalb der Akademie erneut erstrebenswert". Der als Anlage beigefügte Personalvorschlag für die mögliche Zusammensetzung der projektierten Kommission bestätigt dies eindrucksvoll.

So entwickelte sich Graus akademiehistorische Kompetenz in einer kooperativen Atmosphäre, die kontinuierliches Arbeiten begünstigte. Das Niveau dieser Kompetenz, die im gesamtdeutschen Maßstab absolut konkurrenzfähig war, veranlasste die BBAW – befördert durch das Urteil führender westdeutscher Fachvertreter wie Laetitia Boehm – , Conrad Grau in ihrem Rahmen die Fortsetzung seiner Arbeiten zu ermöglichen; indes betraf dies leider nur ihn selbst, an eine Forschungsgruppe war entweder nicht gedacht worden, oder sie erwies sich unter den neuen Bedingungen als nicht mehr finanzierbar. Gemessen an den großen Intentionen des Forschungsteams, über das Grau bis 1990/91 verfügt hatte, war allerdings seine Übernahme in die BBAW, in der er bis zum Erreichen des regulären Rentenalters arbeiten konnte, zwar eine Geste kollegialen Respekts für seine persönliche wissenschaftliche Leistung, aber institutionell gesehen nicht mehr als die vorübergehende Bewahrung akademiehistorischer Restsubstanz.

1993 publizierte Grau eine solide monographische Gesamtdarstellung der Berliner Akademiegeschichte, die vom Vorfeld der Sozietätsgründung im späten 17. Jahrhundert bis zum Ende des zweiten Weltkriegs reicht[15]. Das Erscheinungsdatum war so gewählt, dass dieses Buch beinahe noch als Einstand für die Aufnahme seiner Tätigkeit an der BBAW gelten konnte. Welchen Platz nimmt es in seiner wissenschaftlichen Biographie ein? Die Souveränität und Ausgewogenheit der darin mitgeteilten Wertungen bezeugt ein Vierteljahrhundert eingehender Beschäftigung mit diesem Gegenstand. Ohne Zweifel reflektiert das Buch den Stand seiner Vorbereitung auf die einst für das Jahr 2000 als kollektive Leistung in Aussicht genommene dreibändige Akademiegeschichte. Hingegen reichten die damals verfügbaren Vorarbeiten

15 Conrad Grau: Die Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Eine deutsche Gelehrtengesellschaft in drei Jahrhunderten. Heidelberg, Berlin, Oxford 1993.

noch nicht aus, um auch die Periode von 1945 bis 1990 auf einem vergleichbaren Niveau zu behandeln – dazu wären noch mehrere Jahre intensiver Forschung in einem leistungsfähigen Team erforderlich gewesen, und diese Jahre hätten im Prinzip auch zur Verfügung gestanden, wenn die Leitung der BBAW das ernsthaft gewollt hätte. Es ist eine überaus interessante Frage, warum Grau mit seiner Gesamtdarstellung für die Zeit bis 1945 bereits sieben Jahre vor dem Akademiejubiläum an die Öffentlichkeit gegangen ist. Über die Gründe kann ich nur Vermutungen anstellen, eine authentische Äußerung Graus über seine Motive ist mir nicht bekannt. Meine Vermutung geht dahin, dass er wohl schon bald nach der Aufnahme seines Arbeitsverhältnisses mit der BBAW nicht mehr mit deren Bereitschaft rechnete, zum Jubiläum eine neue Akademiegeschichte erarbeiten zu lassen; zumindest dürfte er davon überzeugt gewesen sein, dass selbst dann, wenn sich die BBAW womöglich doch noch zum Projekt einer Gesamtdarstellung entschließen sollte, dessen Leitung jedenfalls nicht in seinen Händen liegen würde. Unter diesen Voraussetzungen war es rational, so schnell wie möglich zu publizieren. Vor dem Hintergrund des weiter oben vorgestellten Vorschlages vom März 1990 erscheint mir diese Vermutung sehr plausibel.

Damit bedeutete Graus Übergang in den Ruhestand unausweichlich auch den *Abbruch der von ihm repräsentierten akademiehistorischen Forschungsrichtung*, jedenfalls in institutionalisierter Gestalt. Ich selbst hatte damals angenommen, dass die zur Vorbereitung und Durchführung des Akademiejubiläums des Jahres 2000 an der BBAW eingerichtete interdisziplinäre Arbeitsgruppe für Akademiegeschichte, der anspruchsvolle Kolloquien und drei exzellente Sammelbände zu danken sind und in der Grau als geschätzter Berater mitwirkte, die Vorstufe einer neuen akademiehistorischen Forschungsstelle sein würde, aber ich war in dieser Frage offenbar zu blauäugig, und jene, die eine solche Hoffnung mit mir geteilt hatten, waren es nicht minder. Die drei Sammelbände, in denen ausgezeichnete akademiehistorische Studien von angesehenen Wissenschaftlern des In- und Auslandes enthalten sind, wären ein begrüßenswertes Surplus zum „neuen Harnack“ gewesen, der zur Dreihundertjahrfeier allgemein erwartet worden war. Als alleiniger Ausweis der akademiehistorischen Jubiläumsaktivitäten im Rahmen der BBAW aber erinnern sie, ganz abgesehen von ihrem eigenständigen und unbestreitbaren wissenschaftlichen Wert, nun immer zugleich daran, dass der „neue Harnack“ zum passenden Zeitpunkt eben *nicht* zustande gekommen ist, obwohl die erforderlichen Kompetenzvoraussetzungen vorhanden waren.

Akademiegeschichte – nicht als jubiläumsgebundene Gelegenheitsarbeit, sondern als permanente Forschungsrichtung – ist damit wieder zum Desiderat geworden. Grau und seine frühere Forschungsstelle haben exemplarisch vorgeführt, was erreicht werden kann, wenn man diesem Desiderat auf professionelle Weise nachzukommen sucht. Das mittellose Ehrenamt ist selbstverständlich außerstande, dies auf gebührendem Niveau fortzusetzen; ihm bleibt nur, wie wir es hier versuchen, mit Nachdruck darauf hinzuweisen, dass da in der weiten Landschaft der Wissenschaftsgeschichte ein fruchtbares Feld liegt, das derzeit kaum jemand bearbeiten mag, für dessen Bestellung uns aber, um im Bild zu bleiben, Conrad Grau keimfähiges Saatgut hinterlassen hat.

Sein Opus enthält, keineswegs nur auf ihn selbst bezogen, ein *Perspektivprogramm akademiehistorischer Forschung*, teils explizit formuliert, zu einem größeren Teil implizit in der Struktur seiner Schriften enthalten. Ich möchte nun diejenigen Konturen dieses Programms besprechen, die ich für die wichtigsten halte; natürlich sind die Akzente, die ich setze, durch meine Wahrnehmung des Gegenstandes gebrochen. Ein anderer wird anderes für wesentlicher erachten. Aber das spricht nicht gegen, sondern für das geistige Erbe, das Conrad Grau uns hinterlassen hat; es ist immer ein Symptom für die Qualität eines solchen Fundus, wenn er verschiedene Kollegen auf unterschiedliche Weise anzuregen vermag.

Die zentralen Säulen in Graus akademiehistorischem Gesamtwerk bilden drei Bücher. Das *erste* ist das bereits kurz besprochene dreibändige Werk, das als Gemeinschaftsarbeit der Forschungsstelle 1975 erschienen ist. Das *zweite* kam gegen Ende der DDR heraus und gehörte zu der damals schon nicht unbeträchtlichen Zahl von Büchern, die parallel in einem Verlag der DDR und in einem Verlag der BRD veröffentlicht wurden; wegen seiner attraktiven, in guter Druckqualität wiedergegebenen Illustrationen wurde es zu einer bibliophilen Kostbarkeit, und es wurde zu dem für DDR-Verhältnisse märchenhaften Preis von 118.- M verkauft. Ich meine den 1988 edierten Band *Berühmte Wissenschaftsakademien. Von ihrem Entstehen und ihrem weltweiten Erfolg*[16]. Dieses Buch ist international bekannt geworden. Auf dem von der Union der Deutschen Akademien der Wissenschaften und der Bayerischen AdW 2001 in München durchgeführten Symposium „Die deutschen Akademien der Wissenschaften: Aufgaben, Herausforderungen, Perspektiven“, zu

16 Conrad Grau: Berühmte Wissenschaftsakademien. Von ihrem Entstehen und ihrem weltweiten Erfolg. Leipzig 1988; parallele Ausgabe: Frankfurt a.M., Thun 1988.

dem dankenswerterweise auch die Leibniz-Sozietät eingeladen worden war, bezog sich zum Beispiel der niederländische Psychologe Pieter Drenth in seinem Referat *Die Rolle einer Akademie der Wissenschaften: Veränderung und Kontinuität* mehrfach auf dieses Buch; Drenth sprach in seiner Eigenschaft als Präsident von ALLEA, der europäischen Föderation der Wissenschaftsakademien[17]. Grau hat dieses Echo, wie auch manches andere, nicht mehr erleben können. Das dritte, ebenfalls schon erwähnte Buch *Die Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Eine deutsche Gelehrtengesellschaft in drei Jahrhunderten* kommt thematisch auch auf das dreibändige Werk von 1975/79 zurück. Darin erfasste Grau nun auch die bereits von Harnack bearbeiteten Perioden, die das letztgenannte Werk noch ausgespart hatte. Knapp hundert Jahre nach Harnack kontrastiert die Darstellung zu jener des Klassikers verständlicherweise beträchtlich. Wo jener sich noch in narrativer Breite ergeht, wie es der Schreibweise der Historiker in dieser Zeit entspricht, da finden wir bei Grau eine gestraffte, wenn auch literarisch nicht ungefällige Präsentation; immerhin stand er vor der Aufgabe, zweieinhalb Jahrhunderte Akademiegeschichte zwischen die Deckel eines Buches von mittlerem Umfang zu pressen. Vor allem aber ist der Kult der großen Persönlichkeiten, der bei Harnack wuchert, bei Grau zugunsten einer stärker sozialgeschichtlichen Betrachtungsweise zurückgenommen. Es sind die vielen, die die Wissenschaft machen und dabei untereinander durch komplizierte Beziehungsnetze verbunden sind, Personen unterschiedlichen geistigen Ranges, die nichtsdestoweniger alle Gesicht und Stimme haben, keine gesichtslosen Kärrner, die den souveränen Königen im Reiche des Geistes selbstlos dienen[18]. So mahnte Grau bei der Erörterung der Berliner Sozietätsgründung im Jahre 1700, nicht zu übersehen, „dass die Universitäten einen unverzichtbaren Unterbau der Akademien darstellten, ohne die letztere schlechthin nicht existenzfähig wa-

17 Pieter J. D. Drenth: Die Rolle einer Akademie der Wissenschaften: Veränderung und Kontinuität. In: Die deutschen Akademien der Wissenschaften: Aufgaben, Herausforderungen, Perspektiven. 5. Symposion der deutschen Akademien der Wissenschaften. Hrsg. von der Union der Deutschen Akademien der Wissenschaften und der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Stuttgart 2001, S. 17–28.

18 Hier sei auf eine Passage aufmerksam gemacht, in der Grau in einer 1996 veröffentlichten Arbeit über die Wurzeln des für die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft konstitutiven sogenannten Harnack-Prinzips in der Berliner Akademietradition auf die Dialektik der beiden um 1900 metaphorisch als „König“ und „Kärrner“ bezeichneten Wissenschaftlerrollen hinwies. – Conrad Grau: Genie und Kärrner – zu den geistesgeschichtlichen Wurzeln des Harnack-Prinzips in der Berliner Akademietradition. In: Die Kaiser-Wilhelm-/Max-Planck-Gesellschaft und ihre Institute. Studien zu ihrer Geschichte: Das Harnack-Prinzip. Hrsg. von Bernhard vom Brocke und Hubert Laitko. Berlin, New York 1996, S. 139–144, hier S. 139.

ren“ [19], und betonte die Abhängigkeit dieser Gründung davon, „ob am Orte selbst institutionelle und personelle Voraussetzungen für wissenschaftliche Arbeiten bestanden, die Gegenstand einer Akademie werden konnten“ [20].

Zwischen diesen drei wissenschaftlich-literarischen Säulen spannt sich eine opulente Fülle von Aufsätzen, von denen manche schon selbst nahezu monographisches Format haben. Als Grau sich 1994 auf dem Leibniz-Tag als am 13. Mai 1994 neugewähltes Mitglied der Leibniz-Sozietät vorstellte, kündigte er noch zwei weitere Bücher an, das eine explizit als Monographie, das zweite mehr andeutungsweise. Das eine davon sollte ihn wieder in seine Lieblingsperiode führen, das 18. Jahrhundert, und damit in jenen Zeitraum, in dem seine beiden großen Gebiete, die Osteuropageschichte und die Akademiegeschichte, primär miteinander verklammert sind[21]. Das Arbeitsthema lautete „Akademie und Wissenschaftskommunikation im Aufklärungszeitalter“, und näher führte er dazu aus: „In einer Monographie soll, ausgehend von der Berliner Akademie, versucht werden, das europäische Geflecht der Akademien im 18. Jahrhundert in seinen geistig-wissenschaftlichen und personellen Aspekten ins Blickfeld zu rücken“ [22]. Im Überblick hatte er das Thema schon in dem Band *Berühmte Wissenschaftsakademien* gestreift; nun sollte es in die Tiefe gehend ausgelotet werden. Der zweite, noch nicht ausdrücklich als Buchvorhaben angekündigte Themenkomplex sollte „Fragen der Forschungsorganisation der Akademien im 20. Jahrhundert mit ihren vielfältigen Neuansätzen und Brüchen“ betreffen[23]. Beide Vorhaben sind unvollendet geblieben; die Problemkreise sind zur Bearbeitung weiterhin offen.

Womit hat es Akademiegeschichte eigentlich zu tun? Die Schwierigkeiten beginnen schon bei der Bestimmung ihres empirischen Objekts, der die außerordentliche Vieldeutigkeit des Wortes „Akademie“ im Wege steht. Grau hat selbst gelegentlich darauf aufmerksam gemacht, dass Leibniz wegen dieser Vieldeutigkeit abgeneigt war, für die Berliner Gründung die Bezeichnung „Akademie“ zu verwenden, und deshalb den Terminus „Sozietät“ be-

19 Grau, Die Preußische (wie Anm. 15), S. 41.
20 Ebd., S. 41–42.
21 Diese Verknüpfung praktizierte er in einer ganzen Reihe von Aufsätzen, und manchmal brachte er auch expressis verbis zum Ausdruck, wie sehr ihm daran gelegen war. So bemerkte er in einem am 18. März 1999 vor dem Plenum der Leibniz-Sozietät gehaltenen Vortrag, das Thema biete ihm „die Möglichkeit, seine beiden Arbeitsgebiete, die osteuropäische und die Wissenschaftsgeschichte, miteinander zu verbinden“. – Conrad Grau: Goethe 1932 in Moskau und Leningrad: Wissenschaftlich-literarisches Erbe und gesellschaftlicher Umbruch. In: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät Bd. 41 (2000) H. 6, S. 85–101, hier S. 86.
22 Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät Bd. 2 (1995) H. 1 / 2, S. 129.
23 Ebd.

vorzugte[24]. Ein Teil dieser Schwierigkeiten ist oberflächlicher Natur. Wenn wir auf eine „Akademie für Kosmetik“ oder eine „Bierakademie“ stoßen, dann wissen wir vor jedem Definitionsversuch, dass wir bei unseren Bemühungen um den *Begriff* der Akademie von solchen Phänomenen absehen können. Wenn wir andererseits die Royal Society betrachten, dann sind wir ebenso gewiss, dass es sich bei ihr um eine echte Akademie handelt, obwohl sie nicht so heißt. Akademien sind auf jeden Fall Gesellschaften von Gelehrten, doch es gibt unvergleichlich viel mehr wissenschaftliche Gesellschaften als Akademien. Worin bestehen nun die Besonderheiten, die die Akademien aus der Gesamtheit aller wissenschaftlichen Gesellschaften herausheben? Müssen Akademien alle großen Disziplinenfamilien repräsentieren, oder können sie sich auf einige oder gar nur eine von ihnen beschränken? Dürfen oder müssen Akademien eigene Forschungsinstitute besitzen? Vielleicht ist es überhaupt gar nicht möglich, ein definitives Set von Eigenschaften anzugeben, die eine jede Akademie obligatorisch aufweisen muss und deren vollständiges Vorhandensein eine wissenschaftliche Gesellschaft zu einer Akademie macht.

Man könnte sich auch eine typologische Fassung des Begriffs vorstellen, die etwa folgendermaßen zu konstruieren wäre. Eine gewisse Anzahl unterschiedlicher „akademierelevanter“ Eigenschaften wird festgelegt – etwa „Selbstergänzung durch Zuwahl“, „Repräsentanz der Gesamtwissenschaft“, „Zuwahl nach dem meritokratischen Kriterium besonderer Exzellenz“, „Durchführung von Forschungen unter Verantwortung der Gelehrtengesellschaft“, „Residenz- oder Territorialprinzip“ und andere mehr. Eine Institution wird dann als eine Akademie angesehen, wenn sie über mehrere dieser Eigenschaften verfügt, wobei verschiedene Akademien unterschiedliche Kombinationen solcher Merkmale aufweisen können. Grau hat, wie sich aus seinen Arbeiten ablesen lässt, diesem „typologischen“ Vorgehen Sympathie entgegengebracht, doch er sprach sich auch dafür aus, die zulässige Variabilität zu begrenzen, indem mindestens ein obligatorisches Merkmal bestimmt werden sollte, das erfüllt sein musste, damit eine in Frage stehende Institution als eine Akademie gelten konnte. In einem Vortrag, den er am 17. Oktober 1991 vor dem Plenum der aus der DDR-Akademie überkommenen Gelehrtensozietät hielt, warf er explizit die Frage auf, „ob es Gesichtspunkte gibt, durch die sich über Zeit und Raum hinaus das Spezifische des Akademiegedankens ausmachen ließe“ [25]. Als Antwort auf diese Frage formulierte er die These, die Aka-

24 Grau, Berühmte (wie Anm. 16, S. 11.

demien seien durch die Zusammenführung von (gewählten) Mitgliedern und (angestellten) Mitarbeitern gekennzeichnet, wobei die letzteren unter Leitung bzw. Mitwirkung von Mitgliedern Forschungen betreiben und damit besondere Struktureinheiten innerhalb der Akademien bilden[26]. Diese minimale Bestimmung als hinreichendes Abgrenzungskriterium zwischen Akademien und Nicht-Akademien unterstellt, ist es evident, dass auch die Royal Society of London dem Begriff nach eine Akademie ist, obwohl sie das Wort „Akademie" nicht in ihrem Namen trägt.

Diese Fragestellung, die auf den ersten Blick nicht mehr als das trockene Thema einer rationellen Institutionentaxonomie betrifft, hatte in der Zeit, als sie aufgeworfen wurde, jedoch ein hohes Maß an politischer und ideologischer Brisanz. Die Bestimmung des Einigungsvertrages über die Abtrennung der Akademieinstitute von der akademischen Gelehrtengesellschaft, die die nachfolgende Abwicklung dieser Institute legitimierte, wurde damals kaum hinterfragt, obwohl sie in die berufliche und persönliche Zukunft Tausender von Wissenschaftlern gravierend eingriff oder ihnen eine berufliche Perspektive ganz und gar entzog, während das weitere Schicksal der Gelehrtensozietät noch lange und leidenschaftliche Debatten auslöste. Die Bestimmung über die Abtrennung – eine der ganz wenigen konkreten wissenschaftspolitischen Festlegungen, die der Einigungsvertrag überhaupt enthielt – stützte sich stillschweigend auf das Ressentiment, die Verbindung von Gelehrtengesellschaft und Forschungsinstituten (noch dazu großer Komplexe solcher Institute) sei widernatürlich, und allein die westdeutschen Länderakademien entsprächen dem Typus „Akademie" schlechthin, dem auch im „Beitrittsgebiet" unverzüglich Geltung zu verschaffen sei.

Grau vertrat die Ansicht, dass ungeachtet aller seit 1946 vorgenommenen Änderungen erst die 1968 beginnende Akademiereform in der DDR der entscheidende Einschnitt gewesen sei, in dessen Folge die Berliner Akademie endgültig den traditionsbestimmten Pfad verlassen hätte: „Erst jetzt wurde damit begonnen, konsequent ein Konzept durchzusetzen, das – trotz seines formalen Rückbezugs auf die traditionelle Akademie – mit der Etablierung einer nicht von den Kommunisten erfundenen Großforschung letztlich vom überkommenen Akademiegedanken in Deutschland abwich". Dadurch sei eine Akademie entstanden, „die als Gesamtinstitution mit den anderen deut-

25 Conrad Grau: Der Akademiegedanke in Berlin nach 1945 aus wissenschaftshistorischer Sicht. Als Manuskript veröffentlicht; erweiterte Fassung eine Vortrages vor dem Plenum der Gelehrtensozietät am 17. Oktober 1991, S. 1 (auch in: ZfG 40 (1992) 2, S. 131–149).

26 Ebd., S. 2.

schen Akademien nicht mehr kompatibel war“ [27]. In Anbetracht dessen bezeichnete Grau 1991 den Trennungsentscheid des Einigungsvertrages als durchaus nachvollziehbar: „Die Akademien der Wissenschaften in Deutschland wurden durch die Festlegung des Einigungsvertrages wieder kompatibel, wie sie es bis in die Jahre nach dem zweiten Weltkrieg gewesen sind“ [28]. Herstellung struktureller Kompatibilität nach westdeutschem Muster – dies allein und nicht ein vermeintlicher Verstoß der DDR-Akademie gegen das Akademieprinzip schlechthin war das Motiv, das seiner hier in Rede stehenden Festlegung zugrunde lag; generelle akademiehistorische Einsichten oder wissenschaftstheoretische Prinzipien konnten für diese Entscheidung nicht in Anspruch genommen werden. Grau verwies in diesem Kontext darauf, dass „es Akademieinstitute in anderen Ländern, nicht nur in den nach sowjetischem Vorbild strukturierten, durchaus gibt.“[29] Wenn das von Grau vorgeschlagene Grundkriterium gelten soll, demzufolge Akademien Verbindungen gewählter Mitglieder und mit Forschung befasster Mitarbeiter sind, dann ist es für die Anwendung dieses Kriteriums irrelevant, ob die Mitarbeiter in kleinen Forschungsstellen oder aber in großen Instituten tätig sind, und es ist allein eine Zweckmäßigkeitsfrage, welche Dimensionen gewählt werden.

Im übrigen war Grau mehr Historiker als Theoretiker und näherte sich dem Problem auf dem Weg des historischen Vergleichs. Dabei war er keineswegs ein Empirist und wusste sehr wohl, dass historische Exploration und begriffliche Konstruktion über die Identifizierung von Untersuchungsobjekten rekursiv miteinander verbunden sind. Sein Credo hat er folgendermaßen formuliert: Seine Arbeiten, so sagte er, betreffen seit den 1960er Jahren thematisch

„die Geschichte der Akademien und des Akademiegedankens in ihrem kulturellen Umfeld. In diesem Rahmen habe ich mich vorrangig der Berliner Akademiegeschichte gewidmet, diese indes stets als Bestandteil der vergleichenden Akademiegeschichte ins Blickfeld zu rücken versucht. Unter Beachtung übergreifender Aspekte der Disziplinen-, der Personen- und der Organisationsgeschichte der Akademien sollen damit Beiträge zur allgemeinen Wissenschaftsgeschichte geleistet werden“ [30].

27 Conrad Grau: Reflexionen über die Akademie der Wissenschaften der DDR 1968 – 1990. In: Die Berliner Akademien der Wissenschaften im geteilten Deutschland 1945 – 1990. Hrsg. von Jürgen Kocka unter Mitarbeit von Peter Nötzoldt und Peter Th. Walther. Berlin 2002, S. 81–90, hier S. 83.

28 Grau, Der Akademiegedanke (wie Anm. 25), S. 11.

29 Ebd., S. 11.

30 Sitzungsberichte (wie Anm. 22), S. 129.

Erst im Vergleich enthüllt sich die Vielheit der Gestalten, in die sich der Akademiegedanke historisch entfaltet hat und die geradezu überwältigend ist, wenn man sich nicht nur auf die historisch exponierten Exemplare der Gattung konzentriert, denen die Aufmerksamkeit der Historiker gewöhnlich vor allem gilt, sondern den Blick bis hin zur globalen Dimension der Wissenschaft weitet. Dies tut Graus Band von 1988, er ist gewissermaßen ein kurzgefasstes Kompendium der vergleichenden Akademiegeschichte, das gerade in der Knappheit des Überblicks deutlich macht, dass sich hier ein geradezu unermessliches Forschungsfeld auftut. In einer ganzen Reihe von Arbeiten widmete er sich interakademischen Vergleichen in unterschiedlichen Entwicklungsperioden. Eine 1996 vorgelegte Arbeit, in der er die Berliner Akademie nach dem zweiten Weltkrieg mit anderen deutschen Akademien im gleichen Zeitraum verglich, führte ihn zu dem Gedanken, dass die „Geschichte der gesamtdeutschen interakademischen Entwicklungen" in einer gesonderten Studie untersucht werden sollte: „Eine solche würde ich für außerordentlich wichtig halten, da die gesamte deutsche Akademiegeschichte seit 1945 nicht allein aus der Sicht einer einzelnen Akademie, sondern nur bei Berücksichtigung vergleichender Elemente interpretiert werden kann" [31].

Bei der Anwendung des komparativen Prinzips war Grau konsequent und hielt sich auch dann nicht zurück, wenn die Ergebnisse alles andere als zeitgeistkonform waren. So beteiligte er sich an einem interdisziplinären Projekt zum Vergleich von Anschlüssen in der Geschichte und fand, dass der Anschluss der DDR an die Bundesrepublik auch auf wissenschaftspolitischem Gebiet einem unikalen, präzedenzlosen Procedere folgte: „Die Beseitigung der gesamten Infrastruktur der Wissenschaft eines Landes, die nicht nur auf die Ausschaltung einzelner Personen zielte, war ein Spezifikum des Anschlusses der DDR an die BRD von 1990 und von Anfang an, anders als andere Anschlüsse im 19./20.Jahrhundert einschließlich desjenigen des Saarlandes an die BRD, mit der Abschaffung eines alternativen politisch-ökonomischen Gesellschaftssystems gekoppelt" [32]. Im besonderen gilt das für die Auflösung der aus der AdW der DDR stammenden Gelehrtensozietät, die durch den Senat des Landes Berlin als simpler Verwaltungsakt praktiziert worden war:

---

31 Conrad Grau: Die Berliner und andere deutsche Akademien nach dem Zweiten Weltkrieg. In: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät Bd. 15 (1996) H. 7/8, S. 5–19, hier S. 17.

32 Conrad Grau: Akademien und Universitäten im Umfeld deutscher Anschlüsse im 19./20. Jahrhundert. In: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät Bd. 27 (1998) H. 8, S. 41–52, hier S. 52.

„Soweit ich die Geschichte der Akademien der Wissenschaften überblikke, kann ich feststellen: Es gab Akademien, die aus unterschiedlichen Gründen, oft politisch-geographischer Art, ihre Tätigkeit einstellten. Es gab die gesetzlichen Auflösungen der Akademien in Paris während der Französischen Revolution und der Westberliner Akademie. Es gab aber meines Wissens keinen Fall, dass eine Gelehrtensozietät wie die der Akademie der Wissenschaften der DDR ohne Beachtung verbindlicher Vereinbarungen im Einigungsvertrag von 1990 auf dem Verwaltungswege aufgelöst wurde...“ [33].

Der polymorphe, geradezu proteusartige Charakter des Phänomens „Akademie“ in der historischen Wirklichkeit, der sich jeder strengen begrifflichen Festlegung entzieht, ist ein verblüffendes Faktum, das der Akademiegeschichte als Forschungsgebiet besonderen Reiz verleiht. Wenn wir uns nun aus plausiblen Gründen entschieden haben, eine bestimmte Einrichtung als eine Akademie zu betrachten und als solche näher zu untersuchen – mit welchen methodologischen Vorgaben soll das geschehen? Ich entsinne mich eines lange zurückliegenden Gespräches am Rande einer Veranstaltung in der Humboldt-Universität, an dem zwei oder drei Vertreter der allgemeinen Geschichte, Conrad Grau und ich teilnahmen. Es ging darum, inwieweit die Wissenschaft als Untersuchungsgegenstand überhaupt in die Kompetenz der Geschichtswissenschaft gehört. Dabei stellte sich heraus, dass die Allgemeinhistoriker Conrad Grau als einen der ihren ansahen, mich hingegen nicht, mit der Begründung, was er treibe, sei *keine* Wissenschaftsgeschichte, sondern Akademiegeschichte. Diese dichotomische Entgegensetzung klingt mir noch im Ohr, und sie bezeichnet auf zugespitzte Art in der Tat das epistemologische und methodologische Grundproblem aller Wissenschaftsgeschichte.

Auch Grau war von diesem Problem umgetrieben, das im Fall der Akademiegeschichte mit besonderer Schärfe auftritt. Es ist wirklich unbefriedigend, Institutionen nur als äußere Formen des Wissenschaftsbetriebes zu behandeln, die mit den Erkenntnisprozessen, welche in ihnen ablaufen und von ihnen organisiert werden, essentiell nichts zu tun haben. Er selbst hat – bezogen auf die Akademie nach 1945, aber durchaus allgemeingültig – die Forderung formuliert, „die politische Geschichte der Akademie und die Ergebnisse ihrer wissenschaftlichen Arbeiten – beides auch in der wechselseitigen Durchdringung – eingehend zu untersuchen“ [34]. Dieses Desiderat klingt selbstverständlich, aber es ist das Einfache, das schwer zu machen ist. Hat jemand die Geschichte eines physikalischen Instituts zu schreiben, so ist es unumgäng-

33 Conrad Grau: Akademie – Stadt – Wissenschaft. In: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät Bd. 32 (1999) H. 5, S. 43–53, hier S. 52–53.

34 Grau, Gelehrtengesellschaft (wie Anm. 11), S. 15.

lich und auch machbar, dass er ein gewisses Maß an physikalischem Sachverstand mitbringt. Wie aber soll man im Fall einer Akademie verfahren, deren Wesen geradezu in der Multidisziplinarität besteht? Der Umstand, dass die an akademischen Diskursen teilnehmenden Spezialisten gehalten sind, ihr Spezialistentum ein Stück weit zurückzunehmen, weil anders eine Diskussion mit Vertretern anderer Gebiete gar nicht möglich wäre, entschärft das Problem ein wenig, schafft es aber nicht aus der Welt. Man könnte natürlich jeweils Fachleute über die Rolle schreiben lassen, die ihre Disziplinen in der Entwicklung der Akademie gespielt haben – dann wäre die fachliche Korrektheit garantiert, aber man hätte ein Bündel voneinander getrennter disziplinärer Geschichten und keine integrierte Akademiegeschichte. Die drei Bände aus den 1970er Jahren hatten sehr davon profitiert, dass zahlreiche historisch interessierte Mitglieder und Mitarbeiter der Akademie aus den unterschiedlichsten Disziplinen zur kritischen Mitwirkung gewonnen werden konnten. Im Lauf der Jahre hat sich Grau wohl davon überzeugt, dass die Magistrale der Integration von Institutional- und Erkenntnisgeschichte darin bestehen müsste, Institutionen als stabile Formen von Kommunikation zu dechiffrieren und über die strukturelle und personelle Charakteristik der Kommunikationsnetze die Diskurse inhaltlich aufzuschließen. Aber er war sich auch bewusst, dass der Übergang vom Prinzip zur konkreten Ausführung großer, anspruchsvoller Forschungsprogramme bedarf, die nicht zum Nulltarif zu haben sind.

Die feste Burg, von der aus Conrad Grau immer wieder zu Erkundungen in das weitere Reich der Wissenschaft aufbrach, war die Geschichte der Berliner Akademie. Hier kannte er, wenigstens für die zweieinhalb Jahrhunderte bis zum Ende des zweiten Weltkrieges, jedes Detail und war nahezu unbegrenzt auskunftsfähig. Für die Berliner Akademiegeschichte ließ er sich von drei Prinzipien leiten, die man folgendermaßen formulieren könnte:

1. Akademiegeschichten müssen im lokalen, regionalen und universalen Kontext studiert werden. Dabei galt seine besondere Aufmerksamkeit der Integration der Akademieentwicklung in die soziokulturelle und politische Geschichte Berlins und Preußens. Als wir zur 750-Jahr-Feier Berlins den Versuch unternahmen, einen Überblick über Genese und Evolution des urbanen Wissenschaftssystems dieser Stadt zu schreiben, verfasste Grau das Schlüsselkapitel, das der Vorgeschichte der Sozietätsgründung, dem eigentlichen Gründungsgeschehen und dem ganzen 18. Jahrhundert gewidmet war[35].

35 Conrad Grau: Anfänge der neuzeitlichen Berliner Wissenschaft 1650–1790. In: Wissenschaft in Berlin. Von den Anfängen bis zum Neubeginn nach 1945. Von einem Autorenkollektiv unter Leitung von Hubert Laitko. Berlin 1987, S. 16–95.

2. Akademiegeschichten müssen unter dem Gesichtspunkt der inneren Spannungen geschrieben werden, die die Evolution der Akademien bestimmen. Das Spannungsverhältnis, das er als das zentrale ansah und dem er besondere Aufmerksamkeit entgegenbrachte, ist das Verhältnis von Gelehrtengesellschaft und Forschungsorganisation. Wiederholt ging er auf jene Etappen ein, in denen dieses Verhältnis zugespitzt in Erscheinung trat – die Gründung der Berliner Universität, die Gründung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, die Denkschrift von 1930.
3. Nicht alle Phasen der Akademiegeschichte verdienen gleichermaßen forschendes Interesse; von zentraler Bedeutung sind die großen Übergänge, an denen Entwicklungspfade beschritten oder verlassen werden. Zwei dieser Übergänge haben immer wieder seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen – die Gründung der Kurfürstlich Brandenburgischen Sozietät der Wissenschaften und, in neuerer Zeit, die Vor- und Frühgeschichte der Deutschen Akademie der Wissenschaften (DAW). Noch in seinem Abschiedsvortrag vom 14. 4. 2000, in dem er sich frontaler als früher gegen den Leibniz-Geniekult wandte und mit Harnacks Geschichtsbild auseinander setzte, kam er auf die Zeit um 1700 zurück[36].

Diese Prinzipien galten ihm natürlich nicht nur für die Untersuchung der Berliner Akademie, sondern für das Programm der vergleichenden Akademiegeschichte überhaupt. Doch er blieb dabei nicht stehen – die Richtung, in der sich seine Forschungen über das vergleichende Moment hinaus bewegten, würde ich ad hoc als Fortschreiten von der vergleichenden zur strukturellen Wissenschaftsgeschichte bezeichnen. Dabei ging er in zwei komplementären Richtungen voran. Die erste war die Untersuchung interakademischer Wechselbeziehungen (insbesondere ihrer institutionalisierten Formen wie des Kartells der deutschsprachigen Akademien und der Internationalen Assoziation der Akademien), die zweite die Erforschung der Wechselbeziehungen zwischen Akademien und anderen Typen von Wissenschaftseinrichtungen (z.B. zwischen Preußischen Akademie der Wissenschaften und der Friedrich-Wilhelms-Universität oder der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft).

Das alles lief auf die historische Analyse von Wissenschaftslandschaften als strukturierter Gesamtheiten unterschiedlicher Arten und Typen wissenschaftlicher Einrichtungen hinaus. Dies ist bereits eine Forschungsthematik für die weitere Perspektive.

36 Conrad Grau: Leibniz und die Folgen – Zur Wirkungsgeschichte des Leibnizschen Akademiekonzepts. In: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät Bd. 38 (2000) H. 3, S. 5–45.

Wenn wir so bei der offenen Zukunft angelangt sind, dann ist es, als wäre Conrad Grau selbst noch unter uns und präsentierte uns seine Entwürfe. Zum Glück gibt es in der Wissenschaft keine absolut und ein für allemal abgeschlossenen Lebenswerke, denen kein Jota mehr hinzuzufügen wäre; die Bedeutung eines Opus misst sich allemal auch daran, wie viel Weiterarbeit es erlaubt, nahe legt oder erzwingt.

Anhang:
Überlegungen zur Erforschung und Darstellung der Geschichte der Akademie der Wissenschaften zu Berlin (1990) [37]

In einem Jahrzehnt, im Juli 2000, wird die Akademie in Berlin den 300. Jahrestag ihrer Gründung begehen. Unter wechselnden Namen – Kurfürstlich-Brandenburgische bzw. Königlich Preußische Sozietät der Wissenschaften, Académie Royale des Sciences et Belles-Lettres, Königlich-Preußische bzw. Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Akademie der Wissenschaften der DDR – hat sie eine unterschiedlich ausgeprägte Rolle in der nationalen und internationalen Geschichte der Wissenschaften gespielt. Generell kann festgestellt werden, dass die Leistungen der Mitglieder, der Mitarbeiter und der Einrichtungen der Akademie während der fast drei Jahrhunderte ihrer Existenz unverzichtbarer Bestandteil dieser Weltgeschichte der Wissenschaften sind und der weiteren Untersuchung bedürfen.

Die Erforschung der Geschichte der Akademie hat ihre eigene, bis ins 18. Jh. zurückreichende und bisher leider noch nicht geschriebene Geschichte, deren Ergebnisse in zahlreichen, hier nicht zu verzeichnenden Arbeiten zur Forschungsorganisation, zur Wissenschaftlerbiographik und zur Entwicklung von Wissenschaftsdisziplinen ihren Niederschlag gefunden haben. In Vorbereitung auf den 200. Jahrestag ihrer Gründung hat die Akademie ihr Mitglied Adolf Harnack mit einer historischen Gesamtdarstellung beauftragt, die in drei Bänden (Darstellung, Quellenband, Bibliographie) 1900 erschienen ist. Diese Darstellung, in der die Quellen umfassend ausgewertet und alle Aussagen belegt werden, wurde unter dem Begriff „Harnack“ zu einem Standardwerk, das unverzichtbar ist. Alle seither erschienenen Untersuchungen über die ersten beiden Jahrhunderte der Akademie sind diesem Werk von Harnack auch dann verpflichtet, wenn sich die Verfasser dem zeitbedingten konzeptionellen Vorgehen dieses Autors nicht angeschlossen haben. Eine Geschich-

37 Ein Durchschlag dieses Dokuments befindet sich in meinen persönlichen Unterlagen – H. L.

te der Akademie vom Ende des 19. Jh. bis 1945 wurde in drei Bänden, gestützt auf die Bestände des Akademie-Archivs und mit einem ausführlichen Anmerkungsapparat, 1975/79 im Auftrage der Akademie unter der Leitung von Akademiemitglied Leo Stern von Conrad Grau, Wolfgang Schlicker und Liane Zeil vorgelegt. Einen Überblick von der Gründung der Sozietät bis in die siebziger Jahre des 20. Jh. publizierte 1975 in Weiterführung früherer Arbeiten der Mitarbeiter der Akademie Werner Hartkopf, der allerdings auf Quellenbelege verzichtete. Vorwiegend unter dem Gesichtspunkt der Wissenschaftspolitik wurde 1977 die Entwicklung der Akademie von 1945 bis 1971 durch den BRD-Forscher Rudolf Landrock dargestellt, der sich auf gedruckte Quellen stützen musste, da ihm das Akademie-Archiv nicht zugänglich war.

Dank der Detailarbeiten, Gesamtdarstellungen und Übersichten kann die Geschichte der Berliner Akademie als relativ gut erschlossen gelten, wobei durchweg alle diese Publikationen den zeit- und ortsbedingten, bis in die siebziger Jahres unseres Jahrhunderts vorherrschenden Auffassungen in unterschiedlichem Maße verpflichtet sind. Daraus und aus den methodologischen Fortschritten der wissenschaftsgeschichtlichen Forschung ergibt sich die Aufgabe, eine dem neuesten Erkenntnisstand entsprechende, weitere Quellen erschließende und die Literatur neu befragende Darstellung der Geschichte der Akademie in kritisch-differenzierender Sicht auf ihre ältere und jüngere Vergangenheit vorzulegen. Der bevorstehende 300. Jahrestag der Gründung sollte daher, wie seit längerem beabsichtigt, genutzt werden, um ein solches Werk zu erarbeiten, zumal dafür an der Akademie selbst personell günstige Voraussetzungen bestehen. Dabei sollte an der Absicht festgehalten werden, nacheinander drei Bände zu verfassen; deren Inhalt bilden unter Berücksichtigung der nationalen und internationalen Wissenschaftsgeschichte die Geschichte der Akademie erstens in der Zeit der deutschen Mehrstaatlichkeit bis 1871, zweitens in der Zeit des Deutschen Reiches von 1871 bis 1945 sowie drittens in der Zeit der Herausbildung, des Bestehens und der Überwindung der deutschen Zweistaatlichkeit seit 1945/46.

Bereits 1967 wurde bei der Akademie eine Kommission für Akademiegeschichte und eine ihr angeschlossene Arbeitsstelle geschaffen. Die Akademiereform ausgangs der sechziger Jahre führte zur Auflösung beider Einrichtungen, an deren Stelle 1968 die dem Präsidenten zugeordnete Forschungsstelle für Akademiegeschichte trat. Diese wurde 1982 in das Zentralinstitut für Geschichte der Akademie eingegliedert. Sie besteht gegenwärtig unter Einbeziehung der Alexander-von-Humboldt-Forschungsstelle als Wis-

senschaftsbereich Akademiegeschichte an diesem Institut. In diesem Bereich sind sieben wissenschaftliche Mitarbeiter auf dem Gebiet der Akademiegeschichte und vier wissenschaftliche Mitarbeiter auf dem Gebiet der Humboldt-Forschung tätig. Die Einbindung beider Arbeitsgebiete in das Forschungsprofil des Zentralinstituts für Geschichte hat sich vor allem aus methodologischen Gründen in hohem Maße bewährt. Dennoch gibt es durchaus ernst zu nehmende Überlegungen über die zukünftige Zuordnung der Akademiegeschichte im Hinblick auf den Forschungsgegenstand, nämlich die Geschichte einer interdisziplinären wissenschaftlichen Institution.

Als geschichtswissenschaftliche Disziplin ist die Akademiegeschichte in ihrer Einheit von Geschichte der Forschungsorganisation, Entwicklung der Wissenschaften und Wissenschaftlerbiographik zugleich interdisziplinär bestimmt und stets auf die Akademie als Gesamtinstitution in ihren unterschiedlichen Entwicklungsetappen orientiert. Unter diesem Gesichtspunkt entsprach die ursprüngliche Organisation der Akademiegeschichtsforschung in der Form einer zentralen Kommission der Akademie und einer Arbeitsstelle den Anforderungen besser als die gegenwärtige, auf deren nachweisbare Vorzüge, die insbesondere in der engen Anbindung an die geschichtswissenschaftliche Forschung bestehen, nicht verzichtet werden sollte. In Abwägung aller Umstände wäre jedoch vor allem wegen des gesamtakademischen Bezugs der akademiegeschichtlichen Forschung und ihrer Interdisziplinarität deren zentrale Zuordnung innerhalb der Akademie erneut erstrebenswert. Das in dem Wissen und den Erfahrungen von Akademiemitgliedern und Akademiemitarbeitern konzentrierte Potential, dessen Nutzung neben dem der wissenschaftlichen Mitarbeiter des jetzigen Wissenschaftsbereichs im Zentralinstitut für Geschichte und möglicherweise weiterer Wissenschaftshistoriker für die Erarbeitung der Akademiegeschichte unverzichtbar ist, könnte in diesem Falle effektiver eingesetzt werden.

Ich schlage daher der Leitung der Akademie in Anlehnung an die frühere Organisation die Bildung einer interdisziplinär zusammengesetzten Kommission für Akademiegeschichte vor, wofür der Entwurf des Statuts (IV,3: „Die Gemeinschaft der Akademie-Mitglieder ist Träger wissenschaftlicher Unternehmungen...“) die Grundlage bietet. Einer solchen Kommission würden Mitglieder der Akademie und gegebenenfalls einige weitere ausgewiesene Fachwissenschaftler angehören (Vorschläge siehe Anlage). Die Mitgliederzahl der Kommission sollte im Interesse der Arbeitsfähigkeit nach Möglichkeit zehn bis zwölf nicht übersteigen. Die Forschungsarbeiten sollten von wissenschaftlichen Mitarbeitern durchgeführt werden, die auf dem Gebiet der

Akademie- und Wissenschaftsgeschichte an der Akademie – insbesondere im Bereich Wissenschaftsgeschichte des Instituts für Theorie, Geschichte und Organisation der Wissenschaft – bereits tätig sind und die die Arbeitsstelle der Kommission bilden. Der Leiter der Arbeitsstelle soll Mitglied der Kommission sein und zugleich als deren Sekretär fungieren.

Unabhängig von der zukünftigen Gestaltung der wissenschaftlichen Forschung im Rahmen der Gemeinschaft der Akademie-Mitglieder sowie der Forschungsgemeinschaft der Institute und Einrichtungen der Akademie erfordert die Vorbereitung des 300. Jahrestages der Gründung der Akademie die Durchführung langfristiger und gründlicher Forschungen zur Akademiegeschichte während des kommenden Jahrzehnts. Durch die vorgeschlagene Bildung der Kommission einschließlich einer Arbeitsstelle, die diese Forschungen durchführen und koordinieren und die der Leitung der Akademie direkt zugeordnet werden, entstehen zugleich günstige Voraussetzungen für die Lösung weiterer inhaltlicher und organisatorischer Probleme, die im Vorfeld des Akademiejubiläums zu beachten sein werden.

Falls es zu der unbedingt wünschenswerten Bildung der Kommission für Akademiegeschichte kommt, wäre zugleich eine entsprechende getrennte Regelung für die A.-v.-Humboldt-Forschung anzustreben.

Berlin, den 26. März 1990

Prof. Dr. Conrad Grau

Leiter des Wissenschaftsbereiches
Akademiegeschichte im Zentralinstitut für Geschichte

Anlage
Vorschläge für mögliche Mitglieder der Kommission für Akademiegeschichte:

OM W. Bahner (Sprachwissenschaft)
OM M. Buhr (Philosophie)
OM J. Herrmann (Alte Geschichte und Archäologie)
OM H. Hörz (Wissenschaftsgeschichte)
OM H. Kautzleben (Geowissenschaften)
OM H. Klenner (Rechtsphilosophie und ihre Geschichte)
OM H. Koch (Mathematik)
OM G. Kröber (Wissenschaftsgeschichte)
OM K. Lohs (Chemie)
OM W. Mundt (Geowissenschaften)

OM S. Nowak (Chemie)
OM S. Tanneberger (Medizin)
OM H.-J. Treder (Physik)

Prof. Dr. C. Grau (Leiter des WB Akademiegeschichte im Zentralinstitut für Geschichte)
Prof. Dr. H. Laitko (Leiter des Bereichs Wissenschaftsgeschichte im Institut für Theorie, Geschichte und Organisation der Wissenschaft)
Prof. Dr. K.-H. Schmidt (Direktor des Zentralinstituts für Astrophysik)

Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin *98(2008), 69–78*

Joachim Rex

Zur Geschichte der Akademiebibliothek zu Berlin. Conrad Grau zum Gedenken

Die methodische Erforschung der Vergangenheit, die Darstellung von Abläufen und Zuständen, von Personen und Institutionen, von gesamtgeschichtlichen Zusammenhängen und Entwicklungen erfolgt bekanntlich immer auf der Basis von Quellen – wenn es sich um schriftliche handelt, so der ungedruckten und gedruckten, der Primär- und Sekundärquellen, die in Archiven und Bibliotheken aufbewahrt werden und dort zugänglich sind. Das trifft auch auf die Akademiegeschichtsschreibung zu.

Besonders das Akademiearchiv, aber auch die Akademiebibliothek sind als Sammelstätten diesbezüglicher Dokumente und Publikationen die ersten Anlaufpunkte. Wie oft die Akademiebibliothek allerdings für Zwecke der Geschichtsschreibung benutzt wurde, ist nicht bekannt und kann auch nicht ermittelt werden. Denn anders als in den Archiven, wo die Benutzer einen Benutzungsantrag mit der Angabe des Themas und Zwecks ihrer Arbeit stellen müssen, genügt den Bibliotheksbenutzern ein Benutzungsausweis, um die Bestände einer Bibliothek nutzen zu können, ohne anzugeben wofür.

Man kann aber davon ausgehen, dass sich die Historiographen der Akademie jeweils der Bestände des Akademiearchivs und der Akademiebibliothek bedient haben. Drei Namen sollen genannt werden:

Johann Heinrich Samuel Formey – im 18. Jahrhundert,
Adolf von Harnack – am Ende des 19. Jahrhunderts,
Conrad Grau – in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Bei ihrer Betrachtung soll zugleich auch auf die jeweilige Entwicklungsetappe der Akademiebibliothek hingewiesen werden. Deren Entwicklung in drei Jahrhunderten habe ich in einer jetzt erschienenen Buchveröffentlichung darzustellen versucht.[1]

1 Joachim Rex: Die Berliner Akademiebibliothek. Die Entwicklung der Bibliothek der Akademie der Wissenschaften in drei Jahrhunderten, anhand der Quellen dargestellt. Wiesbaden 2002.

1. Johann Heinrich Samuel Formey (1711–1797)

entstammte einer französischen Hugenottenfamilie. Er wurde 1711 in Berlin geboren, war Professor für Philosophie am Französischen Gymnasium und wurde 1744 zum Ordentlichen Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften gewählt. Er war in der Akademie bis zu seinem Tode 1797 tätig, vor allem als beständiger Sekretar von 1748 bis 1797 und als Direktor der Philosophischen Klasse von 1788 bis 1797. Am 19. Juli 1745 war er zum Historiographen der Akademie ernannt worden. Die Bestallungsurkunde besagt, dass er die Publikationen der Akademie für den Druck vorzubereiten habe, dabei die nicht in französischer Sprache vorliegenden Abhandlungen ins Französische zu übersetzen, einen Überblick über die Ereignisse der Akademie im jeweiligen Jahr zu geben und die Lebensbeschreibungen (Eloges) der jeweils verstorbenen Berliner Akademiemitglieder zu verfassen habe[2]. Er sollte auch eine Geschichte der Akademie seit ihren Anfängen schreiben. Als selbständige Monographie erschien diese 1752 unter dem Titel „Histoire de l´ Académie Royale des Sciences et Belles Lettres, depuis son origine jusque à present" (Berlin 1752).

Als Historiograph nutzte Formey aber nicht nur die Akademiebibliothek, er hatte auch Einfluss auf deren Entwicklung. Das „Règlement de l´Académie" vom 10. Mai 1746 enthielt im Abschnitt 15 folgende Festlegung, die in deutscher Übersetzung etwa lautet:

„Der Präsident, die vier Direktoren, der Sekretar, der Historiograph und der Bibliothekar der Akademie bilden ein Komitee, das sich am Ende jeden Monats zusammenfindet. Es werden hier die Schriftstücke ausgewählt, die für die zu publizierenden Sammlungen angenommen werden, und es werden alle die Bibliothek der Akademie betreffenden Dinge geregelt"[3].

Wie war die Entwicklung der Bibliothek vor dieser Zeit und wie verlief sie bis zum Ende des 18. Jahrhunderts?

Wenn auch ein genaues Gründungsdatum der Akademiebibliothek nicht ermittelt werden kann, so steht doch fest, daß sie von Anfang an nach den Plänen von Leibniz als Arbeits- und Gebrauchsbibliothek für die Akademiemitglieder vorgesehen war. Bücheranschaffungen und Gewährung des freien Zutritts zu der entstehenden Sammlung gehörten zu den Geschäften des beständigen Sekretars der Societät Johann Theodor Jablonski. 1724 erhielt die

2 Die Bestallungsurkunde ist abgedruckt in: Adolf Harnack: Geschichte der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Bd 2. Berlin 1900, S. 270.

3 J. Rex: Die Berliner Akademiebibliothek (wie Anm. 1), S. 29.

Societät das Pflichtexemplarrecht für das Königreich Preußen verliehen. Das brachte eine Zunahme des Bücherzugangs, auch des nicht unbedingt erwünschten, und anderer Probleme mit sich.

Die Beauftragung der beiden Astronomen der Societät, Christfried Kirch (1694–1740) und Augustin Grischow (1683–1749), mit der Verwaltung der Societäts-Bibliothek wurde durch eine Instruktion vom 3. Oktober 1726 geregelt. Diese war die erste Anweisung über die Behandlung und die Ausleihe der Bücher. Sie war dringend erforderlich, denn eine Revision des Bestandes ergab etliche Lücken und sehr lange Ausleihzeiten. Die Anfänge eines Zeitschriftenumlaufes fallen ebenfalls in die Zeit der Betreuung der Bibliothek durch die Astronomen. Das Direktorium der Societät hingegen spürte zunehmend die Probleme, die es mit der Abgabepflicht für Pflichtexemplare, der Bewertung und Verwendung des Zuganges gab.

Die Einsetzung Johann Wilhelm Wagners (1681–1745) als Societätsbibliothekar am 19. April 1735 war in erster Linie deshalb erforderlich, weil Friedrich Wilhelm I. 1735 eine Bücherschenkung an die Societät veranlaßte. Er befahl, mehrere tausend Bände naturwissenschaftlicher und medizinischer Literatur aus der Königlichen Bibliothek zu entnehmen und der Societät zu übergeben. Die mühevolle Übernahme dieser Bestände, ihre Angliederung an die eigene Büchersammlung der Societät und ihre getrennte Verwaltung wurden durch eine Instruktion geregelt, die Wagner als Richtschnur seiner Arbeit galt. Es wurden auch offizielle Öffnungszeiten für die Bibliothek festgelegt, während deren der Bibliothekar anwesend zu sein hatte. Zugleich versuchte man, in Bücherauktionen die der Societät zugegangenen, für ihre Bibliothek aber ungeeigneten Bücher zu verkaufen. Das war allerdings, vor allem anfangs, eine verlustreiche Angelegenheit.

Nach Wagners Tod wurde der Theologe Simon Pelloutier (1694–1757) am 22. Oktober 1745 Bibliothekar der Akademie, kurz nach der Ernennung Formeys zum Historiographen. Pelloutier war 12 Jahre im Amt.

Sein Nachfolger wurde Johann Bernhard Merian (1723–1807), der das Amt des Bibliothekars von 1757 bis zu seinem Tode 1807, also genau 50 Jahre, inne hatte. Doch seine Bedeutung für die Akademie und als Wissenschaftler beruhte nicht in erster Linie auf dem Bibliothekaramt, das im Laufe der Zeit mehr zu einem Nebenamt wurde. Der Philosoph Merian war von 1771 bis 1807 Direktor der Philologischen Klasse und nach Formeys Tod außerdem von 1797 bis 1807 beständiger Sekretar der Akademie. Und doch hat er sich um die Akademiebibliothek verdient gemacht, sowohl hinsichtlich der Bestandsbereinigung und -erweiterung im Sinne eines methodischen Be-

standsaufbaus, also einer Profilierung, als auch hinsichtlich der Bibliotheksbenutzung.

Von Friedrich Nicolai, einem Berliner Buchhändler und Verleger und späterem Mitglied der Akademie der Wissenschaften, gibt es eine Schilderung der Akademiebibliothek während der Amtszeit Merians. Sie steht im Band 2 seiner „Beschreibung der Königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam ...“ und hat in der 3. Auflage folgenden Wortlaut:

„b) Die Bibliothek der Koenigl. Akademie der Wissenschaften.
Sie besteht aus zwey Abtheilungen. Die erste macht ungefaehr 2000 Baende, sowohl physikalischer als mathematischer Buecher aus, welche in der Koenigl. Bibliothek standen, aber vom Koenige FRIEDRICH WILHELM 1735 der Koenigl. Societaet geschenkt wurden.

Die zweyte Abtheilung ist seit Stiftung der alten Societaet nach und nach entstanden. Die Bibliothek war nur klein, so daß auch vor 1726 nicht einmal ein Bibliothekar dabey war. Seit 1766, da K. FRIEDRICH II. zu ihrer Vermehrung eine jaehrliche Summe von den Einkuenften der Akademie angewiesen, hat sie einen betraechtlichen Zuwachs erhalten.

Sie ist nach den vier Klassen der Akademie eingetheilt: 1) Physik, 2) Geometrie, 3) Philosophie, 4) Litteratur. Man schaft in jeder Art nur die seltensten und wichtigsten Werke an. Besonders die Schriften der verschiedenen Akademien und gelehrten Societaeten in Europa, nebst den besten gelehrten Journalen, die in und ausserhalb Deutschland herauskommen. Man verwahrt bey der Bibliothek einige Handschriften, besonders die nachgelassenen Schriften JACOBS VON GUNDLING über die Brandenburgische Geschichte, wovon auch ein Theil bereits bekannt gemacht worden ist, deßgleichen einige LEIBNITZische Handschriften.

Die Bibliothek stehet auf einem großen Saale und zween andern Saelen von mittelmaeßiger Groeße im Fluegel des Gebaeudes der Akademie. Die Buecher werden nur an Mitglieder der Akademie, oder an Personen fuer welche einer derselben gut sagt, verliehen. Die Bibliothek ist gewoehnlichermaßen des Donnerstags eine Stunde vorher, ehe sich die Akademie versammelt, offen. Herr Direktor MERIAN ist Bibliothekar“[4].

---

4 Friedrich Nicolai: Beschreibung der Königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam, aller daselbst befindlicher Merkwürdigkeiten, und der umliegenden Gegend. 3. völlig umgearb. Aufl. Bd. 1-3. Berlin 1786 (Zitat aus Bd. 2, S. 768-769).

2. Adolf von Harnack (1851–1930)

(seit 1890 Ordentliches Mitglied, 1914 geadelt) muß in diesem Kreis nicht vorgestellt werden. Seine „*Geschichte der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin*“ (Im Auftr. der Akademie bearb. Bd. 1-3. Berlin 1900) ist und bleibt wohl auch das Standardwerk für die ersten zwei Jahrhunderte der Berliner Akademie. Conrad Grau gibt eine zusammenfassende Einschätzung:

„Den 200. Jahrestag ihrer Gründung bereitete die Akademie langfristig vor. Am 16. April 1896 beauftragte sie ihr Ordentliches Mitglied Harnack mit der Erarbeitung einer Darstellung der Geschichte der Akademie. Dieser gehörte zu diesem Zeitpunkt kein Wissenschaftler an, der für diese Aufgabe geeigneter gewesen wäre. Für Harnack sprachen vor allem seine große Kenntnis der Geschichte der geistigen Kultur, seine ausgezeichneten schriftstellerischen Fähigkeiten und nicht zuletzt sein ausgeprägtes Interesse für die Organisation der wissenschaftlichen Forschung, aber auch seine direkten Kontakte zum Herrscherhaus. Bereits im Juni 1896 legte er der Akademie ein „Promemoria“ vor. Darin schlug er vor, die Akademiegeschichte des 19. Jahrhunderts von 12 bis 15 Fachleuten für die einzelnen Fachdisziplinen abfassen oder diese beratend an seiner Arbeit als Autor mitwirken zu lassen. Die Jubiläumskommission entschied sich für den zweiten Weg. Harnack wurde so zum Verfasser der etwa tausendseitigen Akademiegeschichte, in die er von Fall zu Fall jeweils ausgewiesene Texte einfügte, die ihm andere Mitglieder der Akademie zur Verfügung stellten. Als Ergänzung publizierte Harnack einen umfangreichen Quellenband und eine von dem Archivar der Akademie, Otto Köhnke, erarbeitete Bibliographie der Akademiepublikationen von 1700 bis 1900. Das Werk, eine bis heute achtungswürdige Leistung, die Harnack neben seinen sonstigen Arbeiten als Lehrer und Forscher vollbrachte, lag termingemäß zum Jubiläum vor“[5].

Harnack selbst hat in der Plenarsitzung der Akademie am 8. Februar 1900 einen Bericht über die Abfassung der „Geschichte der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin“ gegeben[6]. Er vertritt darin die Auffassung: „Die ″Geschichte der Akademie″ muss eine Verbindung von Verfassungs-, Wissenschafts- und Gelehrten-Geschichte darstellen. Diese

5 Conrad Grau: Die Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Eine deutsche Gelehrtengesellschaft in drei Jahrhunderten. Heidelberg, Berlin, Oxford 1993, S. 192.

6 Sitzungsberichte der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 1900, I, S. 90-99.

Verbindung nicht bloss äusserlich zu vollziehen, sondern organisch zu gestalten, darin lag der Reiz und die Schwierigkeit der Aufgabe“[7].

Doch zunächst stand Harnack vor einer anderen Schwierigkeit. Der Ordnungszustand der Akademiebibliothek war im höchsten Maße unbefriedigend. Seit Merians Tod 1807 war das Bibliothekarsamt der Akademie nicht wieder besetzt worden. Die Archivare der Akademie hatten sich zusätzlich auch um die Akademiebibliothek zu kümmern. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wechselten zudem die Archivare häufig, so dass keine Kontinuität mehr gegeben war. Die Klagen über den mangelhaften Ordnungszustand der Bibliothek nahmen zu. Am 31. Januar 1895 wurde dem Sekretariat der Akademie ein von 19 Akademiemitgliedern unterzeichnetes Schreiben mit der Bitte, Abhilfe zu schaffen, überreicht. Zu den Unterzeichnern gehörten Alexander Conze, Hermann Diels, Max Planck, Eduard Sachau und Adolf Tobler.

Nun wandte sich auch Adolf Harnack unter dem Datum vom 29. April 1896 an das Sekretariat. Es heißt bei ihm:

„In der Bibliothek der K. Akademie der Wissenschaften waren selbst, trotz eifrigen Nachsuchens, die beiden *Geschichten* der Akademie nicht auffindbar, die wir besitzen. Diese niederschlagende „Entdeckung“ ermuthigt mich, das Sekretariat der K. Akademie zu ersuchen, schon jetzt und sofort die Ordnung der Bibliothek bewirken zu wollen. Auch nur die Vorarbeiten für den Plan einer Geschichte der Akademie zu machen, wird kaum möglich sein, solange sich die Bibliothek in solch desolatem Zustand befindet“[8].

Dies war wohl der Auslöser für das nun folgende Handeln. Die beiden seit 1895 an der Akademie beschäftigten Archivare Adolf Langguth , zugleich Bibliothekar an der Königlichen Bibliothek, und Otto Köhnke, zugleich Bibliothekar an der Universitätsbibliothek Berlin, erhielten offensichtlich den Auftrag, den Ordnungszustand der Akademiebibliothek spürbar zu verbessern. Otto Köhnke muß sich dieser Sache umgehend angenommen haben, denn bereits am 16. Mai 1896 legte er einen fünfseitigen Bericht vor. Er gibt darin eine kritische Analyse des Zustandes der Bibliothek, wie er ihn vorfindet, und schlägt die Vorgehensweise zu seiner Verbesserung vor.

Mit der ihm eigenen Gründlichkeit und Zielstrebigkeit widmete sich Köhnke nun der Erfüllung der von ihm selbst für erforderlich gehaltenen und entsprechend formulierten Aufgaben. Doch bald mußte er umdisponieren. Köhnke war von Adolf Harnack aufgefordert worden, für dessen in Arbeit befindliche „Geschichte der Königlich Preussischen Akademie der Wissen-

7 Ebd. S. 95.
8 Zitiert bei J. Rex, Die Berliner Akademiebibliothek (wie Anm. 1), S. 82.

schaften zu Berlin“ das Register der bis dahin erschienenen Berliner Akademieschriften zusammenzustellen. Das war nicht nur eine ehrenvolle Aufforderung, sondern in den Augen Köhnkes eine wichtige und notwendige Aufgabe, die sich auch mit seinen Vorstellungen von der Erschließung der Sammelbände der Abhandlungen verstorbener Mitglieder voll und ganz deckte[9]. Dies teilte er in einem Schreiben an den vorsitzenden Sekretar der Akademie vom 4. Februar 1897 mit. Er entwickelte seine Arbeitseinteilung, um möglichst wenig Abstriche von der Arbeit für die Bibliothek machen zu müssen.:

Bis zum 1. Juni des Jahres wollte er das Manuskript des alphabetischen Registers druckfertig herstellen, unter Umständen auch Hilfskräfte dazu mit heranziehen. In den Monaten Juni bis Oktober sollte die Bibliotheksarbeit im Mittelpunkt stehen, wobei er nebenbei auch die Druckkorrektur des alphabetischen Registers lesen wollte. Ab Mitte Oktober oder Anfang November, wenn es wieder unmöglich würde, in den Räumen der Akademie zu arbeiten, sollte das systematische Register erarbeitet werden. Ab 1. April 1898 wollte er wieder ganz der Bibliothek zur Verfügung stehen.

Köhnke charakterisiert die Aufgaben der Akademiebibliothek, indem er von ihrem Namen ausgeht. Als „akademische“ Bibliothek orientiert sie in erster Linie über die Arbeiten und die Geschichte der eigenen Akademie und ihrer Mitglieder, dann über die Leistungen und die Geschichte derjenigen Akademien, Institute und Gelehrten Gesellschaften, mit denen sie in regelmäßiger Verbindung steht. Was von den eingehenden Druckschriften hierin einschlägt, ist zu behalten, alles übrige abzugeben; und in derselben Beschränkung ist für die Vermehrung der Bibliothek aus anderweitigen Quellen zu sorgen. Eine Auswahl nach diesen Gesichtspunkten bietet den einzigen Weg, auf dem sich etwas Ganzes erreichen läßt.

Mit Wirkung vom 1. April 1898 war die Archivarstelle der Akademie in eine Bibliothekar- und Archivarstelle umgewandelt und Köhnke am 12. Mai 1898 in der Gesamtsitzung der Akademie „definitiv auf Lebenszeit“ zu ihrem Bibliothekar und Archivar gewählt worden. Er hat dieses Amt bis zu seinem Tode am 7. Dezember 1918 inne gehabt.

---

9 Die Bibliographie erschien im Jahre 1900 zur Zweihundertjahrfeier als Band 3 der Harnackschen Akademiegeschichte unter dem Titel: Gesammtregister über die in den Schriften der Akademie von 1700-1899 erschienenen wissenschaftlichen Abhandlungen und Festreden. Bearb. von Otto Köhnke, Bibliothekar und Archivar d. Akademie. Berlin 1900, XIV, 588 S. (Geschichte der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Im Auftr. d. Akad. bearb. v. Adolf Harnack. Bd. 3.).

Wenn man das Resümee seiner Tätigkeit zu ziehen versucht, so muss man sagen, dass er in jeder Hinsicht ein Glücksfall für die Akademie und ihre Bibliothek gewesen ist, ein Neuanfang und Höhepunkt zugleich: Von seinen bleibenden Leistungen, die die ganze weitere Entwicklung der Akademiebibliothek beeinflußten und zum Teil noch heute wirksam sind, müssen vorrangig genannt werden

- die Wiederherstellung der Ordnung der Akademiebibliothek und damit die Gewährleistung ihrer Benutzung,
- die Schaffung der theoretischen Grundlagen für die Spezifik der Akademiebibliothek, deren weitere Entwicklung und die Anwendung in der praktischen Bibliotheksarbeit,
- die Bewältigung des zweimaligen Umzugs der Akademie und ihrer Bibliothek sowie die Einflußnahme auf die Baugestaltung und Einrichtung eines modernen Büchermagazins,
- die Erarbeitung einer Bibliographie der Schriften der Berliner Akademie und damit die erstmalige Erschließung der in den Abhandlungen, Sitzungsberichten und noch älteren Veröffentlichungen der Akademie in den Jahren von 1700 bis 1899 erschienenen Publikationen.

Die Existenzberechtigung, um die die Akademiebibliothek am Anfang und am Ende des 19. Jahrhunderts bangen mußte, war dank dem Wirken von Otto Köhnke und der ihn unterstützenden Akademiemitglieder im Sekretariat und im Plenum zu Beginn des 20. Jahrhunderts und in der Köhnke-Folgezeit keine Frage mehr. Die Akademiebibliothek hatte sich aber auf die klar formulierten und festgelegten Aufgaben zu konzentrieren, dabei mit der Königlichen Bibliothek, späteren Preußischen Staatsbibliothek, und der Universitätsbibliothek Berlin zu kooperieren, besonders beim Bestandsaufbau, und damit ihren Beitrag innerhalb des preußischen und deutschen Bibliothekswesens zu leisten. Das schließt auch den Schriftentausch, den Leihverkehr und ihre Mitarbeit an bibliothekarischen Gemeinschaftsunternehmen mit ein. Ähnlich wie Merian ein Jahrhundert davor, ging es Köhnke um eine klare Funktionsbestimmung der Akademiebibliothek, deren Durchsetzung und Anerkennung und somit um die spezifische Rolle dieser Bibliothek im Bibliothekswesen überhaupt und in der wissenschaftlichen Öffentlichkeit. Seine Bestrebungen waren von Erfolg gekrönt. Die Ära Köhnke war die wichtigste und bedeutendste Etappe in der Geschichte der Akademiebibliothek[10].

10 Siehe auch Joachim Rex und Sigrid Gutzeit: Otto Köhnke und die Reorganisation der Berliner Akademiebibliothek zu Beginn des 20. Jahrhunderts. In: Studien zum Buch- und Bibliothekswesen 6 (Leipzig 1988), S. 77-87.

3. Conrad Grau (1932–2000, Mitglied der Leibniz-Sozietät e.V.)

und sein Wirken als Akademiegeschichtsschreiber kennen wir als seine Zeitgenossen noch sehr genau. Seine zahlreichen Publikationen können hier nicht aufgezählt werden. Er hat sie zum großen Teil in der Bibliographie genannt, die er seiner Akademiegeschichte beigefügt hat. Diese erschien 1993 unter dem Titel „Die Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Eine deutsche Gelehrtengesellschaft in drei Jahrhunderten“[11].

Conrad Grau war zweifellos einer der wichtigsten und intensivsten Benutzer der Akademiebibliothek in unserer Zeit. Er erlebte die Entwicklung der Bibliothek zur Hauptbibliothek, zu einem Zentrum des Bibliothekswesens der Akademie, einer Netzzentrale und zugleich zu einem Bereich des Wissenschaftlichen Informationszentrums der AdW der DDR und schließlich zur Bibliothek der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Von den vielen Funktionen, die sich im Laufe der letzten 50 Jahre für die Akademiebibliothek ergaben und die sie zu erfüllen hatte, entfielen etliche nach Inkrafttreten des Einigungsvertrages, des „Vertrages zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Deutschen Demokratischen Republik über die Herstellung der Einheit Deutschlands“ am 3. Oktober 1990. Sie war nicht mehr die Bibliothek für die Leitungsorgane der Akademie, sie war nicht mehr die Zentrale des Bibliotheksnetzes der Akademie und Mitglied der fachlichen Bibliotheksnetze Physik und Mathematik der DDR und sie war nicht mehr Bereich des Wissenschaftlichen Informationszentrums der AdW der DDR. Die Akademiebibliothek konnte sich wieder auf den Kern ihrer Aufgaben konzentrieren. Sie hatte sich zwar nie völlig davon entfernt, aber zeitweilig waren andere durch die Akademieentwicklung in der DDR geprägte Anforderungen in den Vordergrund gerückt. So wie Merian und Köhnke jeweils für ihre Zeit Sinn und Zweck der Akademiebibliothek definierten, so wurden jetzt ihre Aufgabenkomplexe neu formuliert; sie lauten:

- die Fortführung der Aufgaben der fast 300jährigen Akademiebibliothek in der Gegenwart durch Erwerbung (einschließlich Akademieschriftentausch), Erschließung, Vermittlung und Bereitstellung des Bestandes an Akademieschriften und Schriften wissenschaftlicher Gesellschaften aus aller Welt, Schriften der Akademiemitglieder und über sie, an Enzyklopädien, grundlegenden Nachschlagewerken und Schriften zur Wissenschaftsforschung sowie Durchführung von Maßnahmen der Bestandserhaltung, insbesondere hinsichtlich der Restaurierung des wertvollen Altbestandes;

11 Siehe Anm. 5, Bibliographie auf den S. 264-268.

- die Literaturvermittlung an Plenum und Klassen der Akademie sowie die bibliothekarische Betreuung der künftig entstehenden interdisziplinären Arbeitsgruppen durch Literaturbeschaffung und -bereitstellung, Herausgabe von Neuerwerbungslisten und bibliographischen Verzeichnissen, Durchführung von Literaturauslagen und Erfüllung von Rechercheaufträgen/Einrichtung einer Informationsvermittlungsstelle;
- die Literaturversorgung der Akademienvorhaben und Betreuung der Handbibliotheken der Akademienvorhaben, einschließlich der übernommenen Bibliotheksteile Griechisch-römische Altertumskunde und Altorientalistik;
- die Installierung eines lokalen Netzes in der Akademiebibliothek sowie die Einbeziehung der Akademiebibliothek in das bibliothekarische Verbundsystem (Berliner Monographienverbund und Zeitschriftendatenbank der Bundesrepublik Deutschland).

Conrad Grau hat die Akademiebibliothek auf diesem Entwicklungsweg begleitet.

Für ihn als Benutzer waren immer die zentralen, zum Teil seit Jahrhunderten geführten Bestände an Akademie- und Gesellschaftsschriften, Publikationen zur Akademie- und Wissenschaftsgeschichte, zu Leben und Wirken der Akademiemitglieder von Bedeutung.

Sie haben immer zur Verfügung gestanden.

Zum Schluss sei mir noch ein persönliches Wort gestattet. Mein ehemaliger Lehrer im Studienfach Bibliothekswissenschaft, Prof. Dr. phil. Dr. h.c. Horst Kunze, und mein ehemaliger Akademiekollege, Prof. Dr. phil. habil. Conrad Grau, wussten, dass ich mich mit der Geschichte der Akademiebibliothek befasste. Sie nahmen Anteil an meinem Vorhaben. Ich hatte gehofft, beiden die fertige Publikation vorlegen zu können. Ihrer beider Meinung wäre mir sehr wichtig gewesen. Doch dazu ist es leider nicht mehr gekommen. Horst Kunze starb am 18. Juli 2000 im 91. Lebensjahr. Das tragische Ende von Conrad Graus Leben am 18. April 2000 steht uns allen noch vor Augen.

Es war eine gute Idee der Leibniz-Sozietät, mit dem heutigen wissenschaftlichen Kolloquium des erfolgreichen Wirkens des Akademie-Historikers Conrad Grau zu gedenken.

Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin *98(2008), 79–81*

Peter Schneck

Conrad Grau und die Medizingeschichte[1]

Auf diesem Symposium zu Ehren von Conrad Grau ist viel über seine wissenschaftliche Weitsicht und Kooperationsfreudigkeit berichtet worden. Ich möchte dem eine weitere Facette hinzufügen und auf seine engen kollegialen Beziehungen zur Medizingeschichte und der Geschichte der Biowissenschaften eingehen.

Kennen gelernt habe ich Conrad Grau schon in den 1970er Jahren. Wie das in einem so kleinen Land wie der DDR üblich war, kannten sich in der so übersichtlichen scientific community der Wissenschaftshistoriker alle auf irgendeine Weise.

Etwas näher kamen wir uns auf dem von Eginhard Fabian organisierten ersten Greifswalder wissenschaftshistorischen Symposium vom 27.–29. Oktober 1987, wo wir beide Vortragende waren.[2] Schon damals fiel er durch seine temperamentvollen, kenntnisreich die verschiedenen wissenschaftshistorischen Gebiete und Lesarten bereichernden Diskussionsbeiträge auf, die stets sachlich und nie rechthaberisch oder gar verletzend waren.

Auch Georg Harig (1935–1989), der damalige Ordinarius für Geschichte der Medizin der Berliner Charité, schätzte sein Fachwissen sehr, vor allem seine Fähigkeit, wissenschaftshistorische Epochen integrativ fächerübergreifend darzustellen. So gewann er ihn für den Einleitungsvortrag auf dem 2. Medizinhistorischen Charité-Symposium im November 1987 zum Thema „Wissenschaftsverständnis der Aufklärungsepoche“.[3] Der Vortrag war ein wertvoller Bestandteil der Tagung.

1 Diskussionsbeitrag.

2 C. Grau: Universitäts- und Akademiestädte in Deutschland um 1800. Geistig-kulturelle Aspekte bürgerlicher Wissenschaftsentwicklung. In: Die Wissenschaft in der bürgerlichen Kultur Deutschlands an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert (= Greifswalder Philosophische Hefte 6). Red. Eginhard Fabian. Greifswald 1990, S. 82-90.

3 C. Grau: Zum Wissenschaftsverständnis der Aufklärung. In: Chirurgische Ausbildung im 18. Jahrhundert (= Abhandlungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften, 57). Hg. von Georg Harig. Husum 1990, S. 9-22.

Wir konnten Conrad Grau dann – in der Nachfolge des früh verstorbenen Georg Harig – noch für zwei weitere Hauptvorträge auf unseren späteren Institutssymposien gewinnen. Sein Vortrag auf dem 4. Charité-Symposium (30.11–2.12.1991) war der Wissenschaftsentwicklung in Berlin während der ersten Hälfte des 19. Jahrhundert gewidmet.[4] Auf dem 5. Medizinhistorischen Symposium 1995 sprach er wiederum als erster Referent über die Einflüsse der Preußischen Akademie der Wissenschaften auf die medizinischen und medizinhistorischen Forschungen im Zeitraum von 1893 bis 1930.[5]

Wenn er auch stets am Beginn dieser Vorträge hervorhob, daß er als Nichtmediziner in der Medizinhistoriographie eigentlich nicht zu Hause sei, so haben wir doch eigentlich immer mehr von ihm gelernt, als unsere Tagungen ihm zu geben vermochten. Seine Vorträge waren für uns stets willkommene und dankbar aufgenommene, die Tagungsthemen aus verschiedenen sozial- und wissenschaftshistorischen Perspektiven beleuchtende Horizonterweiterungen.

Auch bei den Kolloquien der Reihe Berliner Medizinhistorischen Nachmittage konnten wir Conrad Grau als einen der treuesten Teilnehmer und stets anregenden und sachkundigen Diskutanten im Institut in der Berliner Ziegelstraße begrüßen.

Für 2000, das Jahr des Akademie-Jubiläums, hatten wir gemeinsam mit Conrad Grau ein weiteres medizinhistorisches Charité-Symposium über die Beziehungen von Ärzten und Wissenschaftlern (vor allem Anatomen und Physiologen) der Charité bzw. des Berliner Collegium medico-chirurgicum zur Sozietät der Wissenschaften im 18. Jahrhundert geplant, das dann letztlich leider nicht mehr zustande kommen sollte.

Im persönlichen Gespräch mit Conrad Grau wurde des öfteren seine Faszination für die Medizin als Wissenschaft vom Leben und Tod des Menschen spürbar. So auch bei seinem Vortrag auf unserem 4. Medizinhistorischen Charité-Symposium 1991, den er mit den Worten begann: „Ende Januar 1847 ertrank ein Mann im Genfer See. Es dürfte sich um einen Suizid gehandelt haben. Der wahrscheinliche Selbstmörder war der etwa vierzigjährige Emil

4 C. Grau: Über die Wissenschaftslandschaft Berlins in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In: Die Medizin an der Berliner Universität und an der Charité zwischen 1810 und 1850 (= Abhandlungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften, 67). Hg. von Peter Schneck und Hans-Uwe Lammel. Husum 1995, S. 28-37.

5 C. Grau: Berliner Wissenschaft von 1893 bis 1930: Die Preußische Akademie und die Organisation medizinischer und medizinhistorischer Forschungen. In: Medizin in Berlin an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert (= Abhandlungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften, 90). Hg. von Peter Schneck. Husum 1999, S. 9-28.

Isensee."[6] Am Beispiel des ausführlich anhand von Aktenrecherchen dargestellten Schicksals von Emil Isensee (1807-1847), des Privatdozenten für Pathologie, Therapie und Gerichtsmedizin sowie Medizinhistorikers an der Berliner Universität, der wegen verschiedener dubioser Anschuldigungen die Venia legendi verlor, ging Grau auf die Praxis der preußischen Wissenschaftspolitik in der Restaurationszeit nach 1815 bis zum Vormärz ein. Er resümierte: „Das fünfzehnjährige schöpferische Wirken des Wissenschaftlers und Arztes Emil Isensee in Berlin, wo er nach dem Besuch mehrerer Universitäten offensichtlich günstige Chancen für sein Fortkommen sah, ist geeignet, einige Aspekte des seinerzeitigen Wissenschaftsgefüges in Preußens Hauptstadt ins Blickfeld zu rücken."[7]

Schließlich soll noch an eine Begebenheit vom XVIIIth International Congress of History of Science 1989 in Hamburg und München erinnert werden. Da viele Teilnehmer der 32köpfigen DDR-Delegation, die in einem Bus angereist war, zum ersten Mal eine solche Reise in den Westen unternehmen konnten, war das Bedürfnis groß, so viel wie möglich von den Tagungsorten zu sehen. Die Zeit dazu war knapp. Eine Sitzungspause der Tagung im Deutschen Museum wurde genutzt, anstelle des Mittagessens per pedes von der Isar-Insel über die Ludwigsbrücke zum Tal und Marienplatz in Richtung Stadtzentrum zu gelangen. Am Isartor bremste das kleine Rudel eine rote Ampel. In der ersten Reihe hatte der aufgeregte agile Conrad Grau bereits einen Fuß auf der Fahrbahn, als aus der hintersten Reihe der foppende sächsische Baß Eberhard Wächtlers erdröhnte: „Conni, bleib stehen. Du denkst wohl, weil de ausm Osten bist, kannste hier bei Rot über de Straße latschn." Allgemeine Heiterkeit, auch bei Conrad Grau.

---

6 wie Anm. 4, S. 28.
7 Ebenda, S. 31.

Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin *98(2008), 83–104*

Peter Nötzoldt

Die Akademien der Wissenschaften zwischen Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft und Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft

Wenn man sich mit der Geschichte der Akademien der Wissenschaften beschäftigt, gehören die Publikationen von Conrad Grau zur unverzichtbaren Standardliteratur – für mein Thema vor allem auch jene, die gemeinsam mit Liane Zeil und Wolfgang Schlicker entstanden. Gerade die im Zusammenhang mit dem Berliner Akademiejubiläum im Jahre 2000 vorgelegten zahlreichen neuen Publikationen haben gezeigt, wie sehr die Arbeiten dieser drei Autoren auch bundesweit als Quellen der Akademieforschung genutzt werden; freilich nicht selten ohne Zitierhinweis, aber dafür sehr ausführlich. Ebenso wichtig sind die umfangreichen Monographien und die zahlreichen Aufsätze, die Conrad Grau im letzten Lebensjahrzehnt publizierte.

Conrad Grau hatte das Glück, nach 1990 weiter Forschung zur Geschichte der Akademie im bezahlten Hauptamt betreiben zu können. Die schon von der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin gegründete *Arbeitsstelle Akademiegeschichte* wurde von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften fortgeführt – allerdings nur als Zwei-Personen-Unternehmen – und dann nach Conrad Graus Pensionierung leider aufgelöst. Conrad Grau konnte so nicht nur weiterarbeiten und umfangreich publizieren – er hat sich für diese Möglichkeit bei „seiner Akademie“, die nun Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften hieß, ausdrücklich bedankt –, sondern er konnte auch die eine oder andere Neubewertung früherer Forschungsergebnisse vornehmen, so z. B. zur Rolle der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft und der Notgemeinschaft in der deutschen Wissenschaftslandschaft. Gleichzeitig setzte er sich unermüdlich dafür ein, dass das 300. Jubiläum der Leibnizschen Akademiegründung im Jahre 2000 möglichst langfristig und durch zusätzliche Forschungsanstrengungen vorbereitet wurde – und zwar in beiden Einrichtungen, die sich heute als direkte Nachfolger der Sozietätsgründung von 1700 sehen und denen er gleichzeitig angehörte – der Leibniz-

Sozietät als Mitglied und der Berlin-Brandenburgischen Akademie als Mitarbeiter.

Das Vorgehen der Berlin-Brandenburgischen Akademie, im Vorfeld des Jubiläums mehrere große Konferenzen mit internationaler Beteiligung zu veranstalten, um so zumindest einige Forschungslücken der Akademiegeschichte vom Kaiserreich bis in die 1990er Jahre auszufüllen, basierte ganz wesentlich auf Ideen von Conrad Grau. Dieses Urheberrecht hat er mehrfach betont und dabei zugleich auch recht deutlich gemacht, dass er gerne erst nach dem Jubiläum als Akademiehistoriker im Hauptamt ausgeschieden wäre.

Zwar ging dieser Wunsch nicht in Erfüllung, aber die Berlin-Brandenburgische Akademie berief ihn zum Kooperationspartner in ihre 1997 für die Dauer von vier Jahren eingerichtete Interdisziplinäre Arbeitgruppe „Berliner Akademiegeschichte im 19. und 20. Jahrhundert“ unter der Leitung von Jürgen Kocka. Aus eigenem Erleben weiß ich – und in den Protokollen der Arbeitsgruppe kann man es nachlesen –, dass Conrad Grau einer der aktivsten der Gruppe war und zahlreiche seiner Vorschläge verwirklicht wurden; ebenso, dass ausnahmslos alle Mitglieder der Gruppe sein schier unerschöpfliches Wissen über Akademien außerordentlich schätzten und davon profitierten. Bei allen von der Arbeitsgruppe durchgeführten Konferenzen hat Conrad Grau faktisch Hauptvorträge gehalten und in den drei von der Berlin-Brandenburgischen Akademie zum Akademiejubiläum herausgegebenen Bänden sind umfangreiche Beiträge von ihm enthalten. Lediglich sein Beitrag über die Akademie in der Zeit nach der Akademiereform 1968 ist sehr knapp ausgefallen. Zwar hatte er beim Vortrag 1999 angekündigt, später ein noch umfangreiches Manuskript zu liefern, dies aber vor sich hergeschoben – auch, wie er mir mitteilte, weil er immer weniger Chancen für eine solide Untersuchung des gerade vergangenen und selbst miterlebten Zeitraums sah. Wir konnten schließlich nur das Vortragsmanuskript publizieren. Dass Conrad Grau natürlich auch in der Leibniz-Sozietät führend an der Ausgestaltung des Akademiejubiläums beteiligt war, versteht sich von selbst.

Themen der Hauptvorträge von Conrad Grau zum Akademiejubiläum:

1997: „Profildifferenzen und Profildifferenzierungen der Preußischen Akademie und anderer deutscher Wissenschaftler-Gemeinschaften im 19. Jahrhundert“. In: Die Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin im Kaiserreich. Hg. von Jürgen Kocka unter Mitarbeit von Rainer Hohlfeld und Peter Th. Walther. Berlin 1999, S. 41–59.

1998: „Die Preußische Akademie und die Wiederanknüpfung internationaler Wissenschaftskontakte nach 1918“. In: Die Preußische Akademie der

Wissenschaften zu Berlin 1914–1945. Hg.: Wolfram Fischer unter Mitarbeit von Rainer Hohlfeld und Peter Nötzoldt. Berlin 2000, S. 279–315.

1999: „Reflexionen über die Akademie der Wissenschaften der DDR 1968–1990“. In: Die Berliner Akademien der Wissenschaften im geteilten Deutschland 1945–1990. Hg. von Jürgen Kocka unter Mitarbeit von Peter Nötzoldt und Peter Th. Walther. Berlin 2002, S. 81–90.

2000: „Leibniz und die Folgen – Zur Wirkungsgeschichte des Leibnizschen Akademiekonzepts. Einleitender Beitrag auf dem Kolloquium der Leibniz-Sozietät: Akademische Wissenschaft im säkularen Wandel. 300 Jahre Wissenschaft in Berlin.“. In: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät 38 (2000) H. 3, S. 5–26.

Ich hatte das Glück, als Mitarbeiter der Arbeitsgruppe „Berliner Akademiegeschichte im 19. und 20. Jahrhundert“ recht eng mit Conrad Grau zusammenarbeiten zu können. Wir diskutierten mehrfach die Frage, warum sich die Akademien bei der Ausdifferenzierung des deutschen Wissenschaftssystems in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts so sehr an den Rand drängen ließen bzw. warum sie sich selbst dorthin zurückzogen. Anders ausgedrückt: Welche Gestaltungsmöglichkeiten blieben ihnen eigentlich noch im Spannungsfeld von Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft und Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft, die ab 1929 Deutsche Forschungsgemeinschaft hieß?

Ich werde mich auf drei Fragen konzentrieren:

1. Ob wirklich die Chance bestand, dass die Kaiser-Wilhelm-Institute bei der Akademie und nicht neben ihr hätten entstehen können. Dies, weil ich eher die pessimistische Einschätzung Conrad Graus teile als die optimistischere von Hubert Laitko und Bernhard vom Brocke.
2. Auf das Austarieren der Wirkungsfelder der drei Institutionen in der Weimarer Zeit., wobei ich da u. a. einen bisher nicht bekannten Handel zwischen Harnack und Schmidt-Ott vorstellen und gleichzeitig auf die ausgezeichnete Arbeit Conrad Graus zur Boykottpolitik der Akademien verweisen kann.
3. Was mit dem Vorhaben der Gründung einer *Reichsakademie der Wissenschaften* in der NS-Zeit bezweckt war, wozu ich endlich einen Ansatz gefunden zu haben glaube und wobei ich den Rat Conrad Graus besonders vermisse.

1. Forschungsinstitute für die Akademie

Die Gründungsgeschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft ist gut erforscht. Bernhard vom Brocke und Günter Wendel haben dazu maßgeblich beigetragen.[1] Beide beleuchten auch die Rolle der Preußischen Akademie bei diesem Geschehen; noch ausführlicher taten das Hubert Laitko und Conrad Grau. Laitko betont, dass zur Gründung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft eine „reale institutionalgeschichtliche Alternative bestanden hat. Akademieeigene Forschungsinstitute waren weit mehr als ein wirklichkeitsferner utopischer Traum; die PAW war nahe daran, sie zu erlangen, und die Chance entglitt ihr, als sie schon fast mit Händen zu greifen war."[2] Auch bei vom Brocke klingt dies an.[3] Einer der Hauptbeteiligten sah dies offenbar weniger optimistisch.

Adolf von Harnack hat am 28. Oktober 1912 in einem vertraulichen Brief an den Akademiesekretar Hermann Diels geschrieben: „Die Gesellschaft von vornherein und ausschließlich mit der Akademie der Wissenschaften zu verbinden, lag mir von Anfang an nahe; aber es war nicht zu machen." Jedoch sei es für die Zukunft „das Gewiesene, dass sie sich verschmelzen, bez. auf das engste kooperiren."[4] Conrad Grau meinte, dass wir beides „wohl bezweifeln dürfen" und es Harnack offensichtlich darum gegangen sei, Diels zu versöhnen.[5] Er mag recht haben, denn Harnack hat weder den Gedanken des

1 Bernhard vom Brocke: Die Kaiser-Wilhelm Gesellschaft im Kaiserreich. Vorgeschichte, Gründung und Entwicklung bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs. In: Rudolf Vierhaus/ Bernhard vom Brocke (Hg.): Forschung im Spannungsfeld von Politik und Gesellschaft. Geschichte und Struktur der Kaiser-Wilhelm-/Max-Planck-Gesellschaft. Stuttgart 1990, S. 17–162; Günter Wendel: Die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft 1911-1914. Zur Anatomie einer imperialistischen Forschungsgesellschaft (= Studien zur Geschichte der Akademie der Wissenschaften der DDR, Bd. 4). Berlin 1975.

2 Hubert Laitko: Die Preußische Akademie der Wissenschaften und die neuen Arbeitsteilungen. In: Jürgen Kocka unter Mitarbeit von Rainer Hohlfeld und Peter Th. Walther (Hg.): Die Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin im Kaiserreich. Berlin 1999, S. 167.

3 B. vom Brocke: Verschenkte Optionen. Die Herausforderung der Preußischen Akademie durch neue Organisationsformen der Forschung um 1900. Ebd., S. 144–146; ders.: Die KWG-/MPG und ihre Institute zwischen Universität und Akademie. In: B. vom Brocke/H. Laitko (Hg.): Die KWG-/MPG und ihre Institute. Das Harnack-Prinzip. Berlin, New York 1996, S. 12–14.

4 Adolf von Harnack an den Klassensekretar Hermann Diels, Vertraulich und sekret am 28. Oktober 1912. Der Brief ist erstmals vollständig veröffentlicht in: P. Nötzoldt: Wolfgang Steinitz und die Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Zur politischen Geschichte der Institution (1945–1968). Phil. Diss. HU zu Berlin, 1998; danach ders. in: Kocka/Hohlfeld/Walther (Hg.), Königlich Preußische Akademie (wie Anm. 2), S. 460–463.

5 C. Grau: „... dass die beiden Gesellschaften in Frieden nebeneinander stehen und zusammenarbeiten". Die KWG und die Preuß. Akad. der Wiss. zu Berlin. In: Eckart Henning (Hg): Dahlemer Archivgespräche, Bd. 1. Berlin 1996, S. 42 f.

Verschmelzens später wieder aufgegriffen, noch kam es zu einer engen Kooperation von Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft und Akademie. Allerdings änderten sich auch die Gründe nicht, die Harnack 1912 dafür anführte, dass eine ausschließliche Verbindung mit der Akademie nicht möglich erschien.

Zweifellos spielte das Problem der Finanzierung der neuen Institute eine wichtige Rolle, aber es war nicht das Hauptproblem. Bekanntlich galt es damals, die staatliche Forschungsförderung durch eine private zu ergänzen, nach Laitko „eine Kooperation des Staates und kapitalkräftiger Bürger" zu organisieren und die Anstrengungen zu bündeln.[6] Wahrscheinlich hätte man die privaten Geldgeber mit dem sanften Druck des Kaisers und den üblichen Auszeichnungen als Gegenleistung bewegen können, auch für ein Staatsinstitut wie die Akademie großzügig zu spenden. Allerdings war Harnack mit Blick auf amerikanische Vorbilder überzeugt, man müsse den Geldgebern „auch Rechte bei der Verwaltung der Kapitalien geben." Harnack schien es aber „sehr zweifelhaft [...], ob sich die Akademie überhaupt aus freier Faust darauf einlassen würde, Nicht-Gelehrten irgend welchen Einfluss zu gestatten". Das Problem sah er vor allem bei der Akademie selbst, die er als ihr Geschichtsschreiber und langjähriges Mitglied wie fast kein anderer kannte:

„Meine Sorge gilt in erster Linie der Akademie der Wissenschaften. Ich sehe da eine gewisse Stagnation gegenüber dem, was die Zeit verlangt. [...] Die Organisation der Akademie stammt aus der Zeit, da Wissenschaft lediglich Sache der Gelehrten war und in gewisser Weise ein Arcanum. Die Akademie, will sie in lebendiger Fühlung mit der neuen Stellung der Wissenschaft bleiben und die Führerrolle behaupten, muss sich erweitern. Allenfalls droht ihr, dass sie auf die Rolle sich selbst beschränkt, die der Senat in der späteren Kaiserzeit Roms hatte. Sie muss auch die angewandten Wissenschaften kommandiren, und sie muss daher auch ein festes Verhältnis zu den Bürgern gewinnen, die sich aus diesem oder jenem Grunde zur Wissenschaft gezogen fühlen bez. die sie für ihre technischen Unternehmungen benutzen und in ihren Fabrik-Laboratorien und sonst bedeutend fördern. Die Akademie muss ins Leben hinein, weil die Wissenschaft heutzutage mitten im Leben steht – ganz anders als noch vor 20 Jahren. Zu diesem Zweck muss sie die grossen Industriellen, die über wissenschaftliche Stäbe in ihren Werken kommandiren, in ihre Mitte aufnehmen und sich ebenso zum Mittelpunkt machen für die zahlreichen wissenschaftlichen Vereine auf dem Gebiete des Geistes (Historische Vereine etc.). Die Royal Society besitzt, wenn ich nicht

6 H. Laitko, Preußische Akademie (wie Anm. 2), S. 167.

irre, 500 Mitglieder. So viele zu haben, daran kann uns nicht gelegen sein; aber 3 – 4 Dutzende mindestens müssten wir haben jener grossen Unternehmungsleiter wie Ballin, Rathenau, James Simon, Arnhold, die Vorsteher der Höchster- und Elberfelder Farb-Werke, Krupp etc. Und nicht nur als verantwortungslose Ehrenmitglieder müssten sie unter uns sein; sondern es müsste eine Organisation gefunden werden, in der sie als Mitglieder in einem weiteren Ausschuss den Fortschritt der Wissenschaft in gewissen Fragen mitzuberaten hätten, entweder in eigener Person oder vertreten durch den besten ihrer wissenschaftlichen Beamten.“[7]

Die in der Satzung festgelegte Zahl der Ordentlichen Mitglieder betrug zu dieser Zeit gerade mal 64!

Das Original des Harnack-Briefes dürfte sich im Besitz des Sohnes von Hermann Diels befunden haben. Als Ludwig Diels im Juni 1945 selbst Sekretar an der Akademie wurde, muß der Inhalt des Briefes der Akademie zur Kenntnis gelangt sein. Vom Akademiepräsidenten Johannes Stroux wurde er im August 1945 dem damaligen Leiter der KWG Robert Havemann übergeben und wahrscheinlich auch dem für die Akademie zuständigen Magistratsbeamten Josef Naas. (Auf der ersten Seite der Abschrift befindet sich der Vermerk: z. d. A. Preuss. Akad. der Wissenschaften Na 7/8.) Das Original des Briefes ist vermutlich Ende 1945 verlorengegangen, denn nach dem Tod von Ludwig Diels am 30.11.1945 schrieb dessen Witwe an den Präsidenten der Akademie, daß sie leider alle Papiere an einen Altwarenhändler gegeben hätte. Einzelne Mitglieder der Akademieleitung zitierten in der Folgezeit immer nur Auszüge des Briefes, so Johannes Stroux bei der Wiedereröffnung der Akademie 1946 und Hans Frühauf bei der Gründung der Forschungsgemeinschaft 1957.[8]

Conrad Grau kannte nur einige Passagen des Harnack-Briefes, gleichwohl hat er bereits 1975 und dann immer wieder im Zusammenhang der Gründung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft betont, es hätten „das Arbeitsgebiet, die Mitgliedschaft und die Organisation der Berliner Akademie [...] zunächst gründlich geändert werden müssen, wenn sie eine entscheidende Rolle“ in der damaligen Wissenschaftsentwicklung hätte spielen wollen.[9] Der Akademie

7 Vgl. Brief von Harnack an Diels, Vertraulich und sekret am 28. Oktober 1912 (Anm. 4).

8 J. Stroux: Ansprache des Präsidenten bei der Eröffnungsfeier am 1. August 1946. In: Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1946-1956. Berlin 1956, S. 19-23, hier S. 21 f.; H. Frühauf: Vortrag vor Direktoren und Leitern der Institute der Arbeitsgemeinschaft der naturwissenschaftlichen, technischen und medizinischen Institute der DAW am 25. Juli 1957. In: Tätigkeitsberichte der Forschungsgemeinschaft 1957/58, Berlin 1959, S. 27 f.

wurde also nichts weggenommen, sondern sie hat sich zu wenig bemüht bzw. sie hielt zu lange am Status quo fest.

Mindestens drei hemmende Faktoren lassen sich aufführen und finden sich auch explizit in Conrad Graus Publikationen:

1. Die konsequente Abgeschlossenheit der Akademie. Sie wirkte als elitäre Bruderschaft, die Außenstehenden kaum Möglichkeiten einer Mitwirkung bot. Nur die Ordentlichen Mitglieder konnten entscheiden, und deren Wahl auf Lebzeiten bei gleichzeitig begrenzter Stellenzahl erlaubte wenig Flexibilität.
2. Das strikte Festhalten an der Parität von Geistes- und Naturwissenschaften in der Akademie. Sie war in der Satzung von 1838 verankert, nachdem 1830 Friedrich Schleiermacher andernfalls mit einer Spaltung der Akademie nach französischem Vorbild gedroht hatte. Auf den gewaltigen Aufschwung der Naturwissenschaften in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts konnte die Akademie so nicht reagieren.[10]
3. Der im Verlaufe des 19. Jahrhunderts zum Imperativ erklärte Anti-Utilitarismus in allen deutschen Akademien. Nicht nur die als spekulativ geltenden Disziplinen (wie die Theologie) fanden so keinen Zugang zur Akademie, sondern auch – entgegen der Gründungsintention von Leibniz – die anwendungsorientierten Fächer, also die medizinischen, juristischen, sozialwissenschaftlichen und technischen Disziplinen. Und selbst die existierenden beiden Klassen beschränkten sich nochmals auf ihre theoretischen Kernbereiche: „Was in Paris und London den Ruhm der Naturwissenschaften ausgemacht hatte – nämlich die Aussicht auf ihren praktischen Nutzen – wurde in Deutschland fast zu etwas, wofür man sich entschuldigen musste.“[11]

Hier lagen die Gründe, weshalb die Preußische Akademie, anders als einige wenige ihrer einflussreichsten Mitglieder, bei den Vorbereitungen zu Gründung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft „so gut wie keine Rolle spielte“.[12] Die

9 C. Grau: Die Berliner Akademie der Wissenschaften in der Zeit des Imperialismus, Teil I: Von den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts bis zur Großen Sozialistischen Oktoberrevolution. Berlin 1975, S. 218.

10 C. Grau: Die Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Eine deutsche Gelehrtengesellschaft in drei Jahrhunderten. Heidelberg 1993, S. 148.

11 Lorraine Daston: Die Akademien und die Einheit der Wissenschaften. In: Kocka/Hohlfeld/Walther (Hg.), Königlich Preußische Akademie (wie Anm. 2), S. 71. Wie störrisch sich die Akademie verhalten konnte, demonstrierte sie z. B. bei der schleppenden Besetzung von drei neuen Technikerstellen zur 200-Jahrfeier. Vgl. Wolfgang König: Die Akademie und die Technikwissenschaften. Ein unwillkommenes königliches Geschenk, ebd., S. 389 ff.

12 Laitko, Preußische Akademie (wie Anm. 2), S. 162.

Akademie hat sich faktisch selbst aus dem Rennen geworfen, als sie, nachdem ihr die Pläne 1909 vorgelegt wurden, mitteilte, dass sie nicht die Verantwortung für das Ganze übernehmen würde. Sie beantrage lediglich „ein Protektorat der Akademie über die etwa zur Errichtung kommenden Institute, soweit diese in den Bereich der Akademie fallen würden“.[13]

2. Zum Austarieren der Wirkungsfelder der drei Institutionen in der Weimarer Zeit

Über die zweite erfolgreiche institutionelle Innovation in der deutschen Forschungslandschaft des 20. Jahrhundert, die 1920 gegründete *Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft*, findet man bei Conrad Grau nur knappe Ausführungen. Das mag an der Arbeitsteilung mit Wolfgang Schlicker gelegen haben, der den Band zur Akademiegeschichte in der Weimarer Zeit federführend bearbeitete. Conrad Grau stellte in seinen Publikationen vor allem den großen Anteil der Akademien bei der Gründung der Notgemeinschaft und deren Unterstützung für die Akademieunternehmungen heraus.[14] Die abermals vertane Chance der Akademien, ihre Position im Wissenschaftsgefüge zu stärken, und die schon bald sichtbare Konkurrenz der sich als „Großakademie“[15] fühlenden Notgemeinschaft (ab 1929 *Deutschen Forschungsgemeinschaft*) thematisierte er nicht. Dafür wissen wir aus seinen Arbeiten sehr genau, wo die deutschen Akademien in der Zwischenkriegszeit einen Großteil ihrer Energie konzentrierten: Nahezu alle Probleme, selbst die wissenschaftlichen Fragen, wurden im Kartell der Akademien – dem losen Zusammenschluss aller fünf deutschen und der Wiener Akademie – „schliesslich ganz verdrängt von den Diskussionen über Zutritt oder Nichtzutritt zu Entente-Organisationen, die noch dazu nie zu einem klaren Ja oder Nein führten, vielmehr einen Stand der Frage zeitigten, der einem Verrinnen im Sande sehr ähnlich ist.“ Die Diskussionen im Kartell erwiesen sich zudem als Sackgasse, denn die Wiederherstellung der internationalen Wissenschaftskontakte

13 Werner Hartkopf/Gert Wangermann (Hg.): Dokumente zur Geschichte der Berliner Akademie der Wissenschaften von 1700 bis 1990. Heidelberg, Berlin, New York 1991, S. 292.

14 Grau, Preußische Akademie (wie Anm. 10), S. 218 f., 226; C. Grau/Wolfgang Schlicker/Liane Zeil: Die Berliner Akademie der Wissenschaften in der Zeit des Imperialismus, T. III: Die Jahre der faschistischen Diktatur 1933 bis 1945. Berlin 1979, S. 33 f.

15 Friedrich Schmidt-Ott: Zusammenfassung und planmäßige Finanzierung in der staatlichen Förderung der deutschen Kulturaufgaben. Sonderdruck aus: Walter Adametz/Herbert Conrad/Friedrich Raab (Hg.): Reich und Länder, S. 3. Die Akademie erhielt diesen Sonderdruck vom Verfasser am 22. April 1929. AAW Berlin, II-XIV, 33.

erfolgte in der Realität bereits auf ganz anderen Ebenen: durch die einzelnen Wissenschaftler, durch die Fachverbände und auch durch die beiden neuen Institutionen Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft und Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft. Wie isoliert die Akademien handelten und wie groß die Gefahr war, auch ihre angestammten Rechte bei der offiziellen Vertretung der deutschen Wissenschaft im Ausland zu verlieren, hätte ihnen spätestens auffallen müssen, als 1927 das Auswärtige Amt damit drohte, „es würden eventuelle Verhandlungen mit der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft oder mit der Notgemeinschaft betreffend der Wahl von Delegierten [in den Internationalen Forschungsrat] in Aussicht genommen“. [16]

Wie erwähnt, waren die Akademien bei der Gründung der Notgemeinschaft führend beteiligt. Wie schon bei der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, scheuten sie aber die Übernahme der Gesamtverantwortung.[17] Anders als im Falle der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft sicherten sie sich jedoch einen großen Einfluss in der Neugründung: Bei zehn der zwanzig Fachausschüsse der Notgemeinschaft – zumindest theoretisch wichtig für die Verteilung der Fördermittel – besaßen die Akademien das Vorschlagsrecht der Erstbesetzung, alle Spitzenpositionen der Gemeinschaft lagen in den Händen von Mitgliedern der Preußischen bzw. der Bayerischen Akademie und für die Vorhaben der Akademien stellte die Notgemeinschaft faktisch ohne das übliche Antragsverfahren beträchtliche Mittel zur Verfügung. Für die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft sicherte deren Präsident Adolf von Harnack als gleichzeitiger Vorsitzender des Hauptausschusses der Notgemeinschaft Sonderbedingun-

16 Vgl. C. Grau: Die Preußische Akademie und die Wiederanknüpfung internationaler Wissenschaftskontakte nach 1918. In: Wolfram Fischer unter Mitarbeit von Rainer Hohlfeld und Peter Nötzoldt (Hg.): Die Preussische Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1914–1945. Berlin 2000, S. 279–315, Zit. S. 307 und 304; ders.: Die Wissenschaftsakademien in der deutschen Gesellschaft: Das ‚Kartell' von 1893 bis 1940. In: Christoph Scriba (Hg.), Die Elite der Nation im Dritten Reich. Das Verhältnis von Akademien und ihrem wissenschaftlichen Umfeld zum Nationalsozialismus (= Acta Historica Leopoldina Nr. 22). Leipzig 1995, S. 31–56.

17 Vgl. dazu und zu den folgenden Ausführungen: Kurt Zierold: Forschungsförderung in drei Epochen. Deutsche Forschungsgemeinschaft. Geschichte – Arbeitsweise – Kommentar. Wiesbaden 1968; W. Schlicker, Die Berliner Akademie, 1979 (wie Anm. 14); zuletzt Ulrich Marsch: Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft. Gründung und frühe Geschichte 1920–1925. Frankfurt/Main 1994; Jochen Kirchhoff: Die forschungspolitischen Schwerpunktlegungen der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft 1925–1929 im transatlantischen Kontext. In: Rüdiger vom Bruch/Eckart Henning (Hg.): Wissenschaftsfördernde Institutionen im Deutschland des 20. Jahrhunderts (= Dahlemer Archivgespräche, 5). Berlin 1999, S. 70–86; P. Nötzoldt: Strategien der deutschen Wissenschaftsakademien gegen Bedeutungsverlust und Funktionsverarmung. In: W. Fischer/Hohlfeld/Nötzoldt (Hg.), Preußische Akademie 1914–1945 (wie Anm. 16), S. 237-277,

gen. Das dürfte auch gut funktioniert haben, denn Friedrich Glum hob schon 1922 hervor, dass es Harnack von Anbeginn gelungen sei, „von der Notgemeinschaft für seine K.W.G. wie für seinen Bibliotheksausschuss große Beträge“ zu erhalten.[18] Harnack war zwar nicht der Vorsitzende des Bibliotheksausschusses der Notgemeinschaft. Dieses Amt lag in zuverlässigen und treuen Händen bei seinen Nachfolgern als Generaldirektoren der Preußischen Staatsbibliothek: von 1921 bis 1925 Fritz Milkau und danach Hugo Krüss. Harnack und sein „gar rührige[r] Generalsekretär“ haben es aber auch in den folgenden Jahren verstanden, „ihre Forderungen auf Kosten der übrigen Arbeiten der NG durch[zu]setzen“, resümierte gut ein Jahrzehnt später Friedrich von Müller (bis 1929 Harnacks Stellvertreter im Hauptausschuss der Notgemeinschaft und danach selbst Vorsitzender).[19]

Die Akademien und die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft sahen jedoch in der Notgemeinschaft nur ein Provisorium, das sicher wieder verschwinden würde. Gleichwohl ebnete die Preußische Akademie den wohl entscheidenden Weg dafür, dass aus dem Provisorium der Notzeit eine feste Institution wurde. Das gelang, weil die Notgemeinschaft den Schritt von einer weitgehend passiven Forschungsförderung (= Bewilligung von gestellten Anträgen) zu einer aktiven Förderpolitik auf von ihr festgelegten Schwerpunktgebieten wagte. [20] Der Paradigmenwechsel war den Zeitgenossen wohl bewusst und wurde deutlich formuliert: „Nicht nur an den ärmsten und dürftigsten, sondern gerade auch an den leistungsfähigsten Stellen sind die Mittel der Notgemeinschaft anzusetzen, um Höchstleistungen der deutschen Wissenschaft zu sichern und die Lösung singulärer gemeindeutscher Forschungsaufgaben zu ermöglichen, deren hoher Mittelbedarf durch die Länder und deren Einrichtungen nicht aufgebracht werden kann und die teilweise auch in ihrer Art und Bedeutung über das einzelne Land weit hinausgreifen.“[21] Die Schwerpunktforschung kam 1924/25 jedoch erst auf die Agenda der Notgemeinschaft, nachdem die Akademien unmissverständlich erklärt hatten, dass sie keinesfalls bereit waren, für solche Gebiete Verantwortung zu übernehmen, und

18 Friedrich Glum, zit. nach Margit Szöllösi-Janze: Fritz Haber 1868-1934. Eine Biographie. München 1998, S. 554.

19 Friedrich v. Müller an Friedrich Schmidt-Ott am 1.8.1933, GPStA, Nachlaß Schmidt-Ott, Nr. 3.

20 Die 1925 verbreitete Denkschrift über die Forschungsaufgaben der Notgemeinschaft im Bereich der nationalen Wirtschaft, der Volksgesundheit und des Volkswohles von Friedrich Schmidt-Ott mit einer umfangreichen Anlage Fritz Habers ist veröffentlicht in: Zierold, Forschungsförderung (wie Anm. 17), S. 576-586.

21 Karl Griewank: Staat und Wissenschaft im Deutschen Reich. Freiburg i. Br.1927, S. 55 f.

nachdem ein modus vivendi mit der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft gefunden war. Als am 9. Januar 1925 Präsidium und Hauptausschuss der Notgemeinschaft tagten, stand als letzter Punkt auf der Tagesordnung „Organisation von Forschungsaufgaben". Schmidt-Ott begründete die Notwendigkeit einer aktiven Förderpolitik der Notgemeinschaft auf Schwerpunktgebieten und nannte als Vorbild für die Umsetzung den 1916 in den USA gegründeten National Research Council. Vorgeschlagen wurde, „durch eine ‚Kommission für Forschungsaufgaben' notwendige Forschungen auf dem Gebiet der Volksgesundheit, der Wirtschaft und der allgemeinen Wohlfahrt zu fördern. [...] Ausgangspunkt ist die Tatsache, dass im Kriege Wissenschaft und Wirtschaft im Dienste vaterländischer Aufgaben wetteiferten, während seitdem auf den meisten Gebieten jede Organisation fehlt. Soweit hier durch Gründung von Forschungsinstituten geholfen werden kann, ist die KWG als Trägerin dieser Bestrebungen berufen. Aber daneben bleibt noch ein weites Gebiet von Aufgaben, das von ihr nicht erfasst werden kann."[22]

Die Preußische Akademie hatte den Weg frei gemacht, als sie 1922 die von der Technischen Hochschule Charlottenburg beantragte[23], dann vom Reichsbund Deutscher Technik[24] und vom Preußischen Kultusministerium unterstützte Einrichtung einer Technischen Klasse endgültig ablehnte. Sie bat den Minister, „dass ihr eine wesensfremde Erweiterung, die ihre Wirksamkeit lähmen müsste, erspart bleibt". Die Einfügung „eines solchen Fremdkörpers wird die bisherige segensreiche Einheitlichkeit unserer Arbeit unfehlbar zersprengen". Die Bedeutung der Technik für das „Volkswohl" erkenne man zwar an, aber das gelte auch für andere Disziplinen. Mit dem gleichen Recht könne schließlich auch eine land- und forstwirtschaftliche, eine medizinische, eine staatswissenschaftliche oder eine juristische Klasse gefordert werden.[25] Bereits kurze Zeit später war dann erstmals in einer Denkschrift der Notgemeinschaft zu lesen: „Statt der Förderung der Einzelforschung tritt immer

22 Bundesarchiv Koblenz, R 73 Nr. 89.

23 Eingabe der TH (später Berlin-)Charlottenburg an den Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung vom 24.10.1919. GPStA, Berlin-Dahlem, Rep. 76 Vc, Sekt 2 Til. XXIII Lit F, Nr. 1, Bd. 12, Bl. 68f.

24 Eingabe des Reichsbundes Deutscher Technik an den Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung vom 21.11.1921. GPStA, Berlin-Dahlem, Rep. 76 Vc, Sekt 2 Til. XXIII Lit F, Nr. 1, Bd. 12, Bl. 253 ff. Künftig sollten in der Akademie vertreten sein z. B. Schiffbau; Luftschifffahrt; anorganische Chemie und Hüttenkunde; organische Chemie, Farbstoffe und medizinische Präparate; krafterzeugende Maschinen; landwirtschaftliche Technik.

25 Gutachten der Preußischen Akademie zum Antrag auf Einrichtung einer technischen Klasse vom 24.01.1922. GPStA Berlin-Dahlem, Rep. 76 Vc, Sekt 2 Til. XXIII Lit F, Nr. 1, Bd. 12, Bl. 250 ff.

mehr die Beschränkung auf große Forschungsunternehmungen, namentlich auf neue Probleme, und die Erhaltung des wissenschaftlichen Nachwuchses in den Vordergrund."[26] Vergleicht man jene Gebiete, die die Technische Hochschule und der Reichsbund Deutscher Technik gerne in die Akademie gebracht hätten, ist die weitgehende Übereinstimmung mit der späteren Schwerpunktsetzung der Notgemeinschaft unübersehbar.

Das grüne Licht von der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft für die Ausweitung der Tätigkeit zu bekommen, war komplizierter. Der Präsident der Notgemeinschaft, Friedrich Schmidt-Ott, versuchte zuerst den Direktor des Deutschen Museums in München, Oskar von Miller, für sein Vorhaben zu gewinnen, legte den entscheidenden Brief aber zunächst Harnack vor. Der äußerte sich nicht nur insgesamt sehr skeptisch bis ablehnend zum Vorhaben, sondern er schrieb auch die aus der Sicht des Präsidenten der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft notwendigen Änderungen präzise handschriftlich an den Briefrand. Schmidt-Ott hat fast alle Anmerkungen Harnacks übernommen und dann am 16. September 1924 den geänderten Brief an Miller abgesandt.[27] Harnacks prinzipielle Meinung – und er war ja nicht nur Präsident der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, sondern auch Vorsitzender des Hauptausschusses der Notgemeinschaft – verdeutlicht sein Antwortschreiben an den Präsidenten der Notgemeinschaft:

> Harnack am 11. September 1924 an Schmidt-Ott:
> Hochverehrte Exzellenz,
> Anbei meine Zusatz-Vorschläge zu Ihrem Schreiben an Miller, bei denen ich es vermieden habe, irgend einen Satz in Ihrer Darlegung zu streichen. Nach wie vor bin ich der Meinung, dass es im gegenwärtigen Zeitpunkt und im Hinblick auf das reduzierte Gelehrten-Material, das zur eventuellen Verfügung steht, sehr schwer fallen wird, etwas Generelles von Bedeutung zustande zu bringen, und ebenso kann ich die Befürchtung nicht unterdrücken, dass, wenn etwas zu Stande kommt, der Eindruck entstehen

26 Denkschrift = Beilage I zur Anlage V des Reichshaushalts 1922.

27 Der erste Brief Friedrich Schmidt-Otts an Oskar von Miller vom 9. September 1924 befindet sich im Nachlass Schmidt-Otts, GPStA Berlin-Dahlem, Rep. 92, NL Schmidt-Ott, Nr. D 3. Eine Kopie dieses Briefes mit den ausführlichen handschriftlichen Bemerkungen von Adolf von Harnack und das Antwortschreiben Harnacks an Schmidt-Ott vom 11. September 1924 besitzt das Archiv der Max-Planck-Gesellschaft, 1. Abt., Rep. 1A, Nr. 919. Dort befindet sich ebenfalls eine Kopie des endgültigen Schreibens Schmidt-Otts an Miller vom 13. September, das Harnack am 14. abzeichnete und das Schmidt-Ott dann am 16. September endgültig abschickte. Das Original dieses Briefes liegt im Archiv des Deutschen Museums in München, VA Nr. 276.

wird, es solle ein Parallelunternehmen zur KWG geschaffen werden mit einem süddeutschen, d. h. bayerischen, Schwerpunkt. Indessen kann ich mich in jener Meinung und in dieser Befürchtung täuschen, und da Sie so großen Wert darauf legen, *jetzt* etwas seitens der Notgemeinschaft in größerem Stil zu unternehmen, und gewiss die Interessen der KWG im Auge behalten werden, mag die Sache ihren Lauf nehmen.

Was die KWG anlangt, so stehen unseren Urteilen, dass Manches hinter unseren Wünschen zurückgeblieben ist, die Tatsachen gegenüber, (1) dass die Gesellschaft im Krieg und nach dem Krieg 14 neue Unternehmungen gegründet hat und Jahr um Jahr noch gründet, (2) dass sie Ansehen und Vertrauen bei den Regierungen und im Publikum genießt und auch im Ausland hochgeachtet ist und (3) dass man ihre Konstruktion in Deutschland nicht wiederholen kann, die ihr neben der Festigkeit eine große Elastizität gibt in Bezug sowohl auf ihre Ausbreitungsmöglichkeit (Ich plane jetzt an die „Städte" heranzutreten)[28], wie auch auf die Art ihrer wissenschaftlichen Unternehmungen und Unterstützungen. Dies verpflichtet uns, dieses herrliche und zukunftsreiche Instrument auf alle Weise kräftig zu erhalten und zu schützen. So gewiss Sie in dieser Beurteilung mit mir *eines* Sinnes sind, so verständlich ist es, dass Sie der großen Schöpfung der „Notgemeinschaft", die in noch ausschließlicherem Sinn Ihr Werk ist als die KWG, die größtmögliche Ausdehnung zum Segen der Wissenschaft und des Vaterlandes zu geben bestrebt sind. Mit Freude sehe ich das, aber Sie werden es mir gewiss nicht verübeln, wenn ich, nicht als Spielverderber, sondern aus dem uns gemeinsamen Interesse für die KWG auf Collisionsgefahren aufmerksam mache, die entstehen können. Die Notgemeinschaft wird hoffentlich noch lange ihre Aufgaben zu erfüllen im Stande sein; aber einmal wird sie aufhören – Die KWG aber soll und wird ein *bleibendes* Werk in unserem Vaterlande sein. Die ursprünglichen Zweifel und Widerstände der Akademien und Hochschulen sind wesentlich überwunden; daher kann man der Gesellschaft trotz der mageren Jahre der Wissenschaft, in denen wir uns befinden, ein günstiges Prognostiko stellen, wenn wir unsere Pflicht tun.

In herzlicher Verehrung Ihr v. Harnack

---

28 Friedrich Schmidt-Ott beachtete in der Tat auch diesen Hinweis. Als Prälat Georg Schreiber 1925/26 vorschlug, die kommunalen Verbände für die Arbeiten der Notgemeinschaft zu interessieren und als Finanzquelle zu nutzen, lehnte er dies mit der Begründung ab, die KWG würde dies „als unliebsame Konkurrenz empfinden." Bundesarchiv Koblenz, R 73, Nr. 70.

Für Harnack hatte offensichtlich die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft absolute Priorität. (An seine 1912 geäußerten Pläne, die Gesellschaft mit der Preußischen Akademie der Wissenschaften zu verschmelzen, dachte er vermutlich schon lange nicht mehr!) In den Kaiser-Wilhelm-Instituten sollte das reduzierte Gelehrten-Potenzial eingesetzt werden. Keinesfalls wollte er Konkurrenz zur Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zulassen; schon gar nicht durch ein Parallelunternehmen mit einem süddeutschen, d. h. bayerischen Schwerpunkt, zu dem sich die Notgemeinschaft entwickeln könne. Schmidt-Otts unscharfe Formulierungen im Brief an Miller, die auch Forschungsinstitute der Notgemeinschaft nicht ausschloss, ersetzte er durch: „Soweit hier durch die Gründung von Forschungsinstituten geholfen werden kann, ist die Kaiser Wilhelm-Gesellschaft, als Trägerin dieser Bestrebungen, berufen und die Notgemeinschaft wird ihrerseits die Unternehmungen dieser Gesellschaft gern unterstützen.“ Damit waren die Zuständigkeiten geklärt.

Die Akademien erwachten erst aus ihrem Dornröschen-Schlaf, als aus dem „Provisorium Notgemeinschaft“ – so noch 1929 in einer nicht veröffentlichten Denkschrift an das Preußische Kultusministerium – 1929 offiziell die Deutsche Forschungsgemeinschaft wurde und ihre Privilegien bei der Förderung der Akademienvorhaben in Gefahr schienen. Für ihre großen Editionsvorhaben erhielten die Akademien seit der Gründung der Notgemeinschaft jährlich faktisch automatisch große Summen. 1929 geriet ihr Einfluss gleich doppelt in Gefahr: Erstens verloren sie im vergrößerten Hauptausschuss an Gewicht und zweitens wurde durch die Kürzung der Mittel des Verlagsausschusses genau der Topf wesentlich reduziert, aus dem sie bisher schöpfen konnten. Eine zusätzliche Begutachtung ihrer eigenen Anträge für neue Mittel durch „wissenschaftliche Obergutachten“ lehnten sie allerdings auch konsequent ab.[29] Nun sah sich das Kartell „in einen unerfreulichen Gegensatz“ zur Notgemeinschaft gekommen[30] und die Berliner Akademie unternahm sehr ernsthafte Anstrengungen, einige ihr wichtige Aufgaben der Notgemeinschaft in ihre Verantwortung zu bringen.[31] Dabei war sie allerdings ebenso wenig erfolgreich wie bei ihrem Vorstoß von 1930 mit einer *Denkschrift über die Erweiterung ihrer Tätigkeit*.

29 Zahlenangaben hierzu bei Zierold (wie Anm. 17), S. 83. Vgl. Korrespondenz des Kartells Dezember 1929, AAW Heidelberg.

30 Protokoll der Kartelltagung vom 25. April 1930 in München (Auszug), II. Verhältnis der Akademien zur Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft, AAW Berlin, Bestand PAW, II-XIV, 33, Bl. 88.

31 In der Öffentlichkeit setzte sich die PAW für den Erhalt der Notgemeinschaft ein = Denkschrift an den Reichstag Mai 1929. Intern bot sie sich an, die „unentbehrlichen Funktionen“ der Notgemeinschaft selbst zu übernehmen = Denkschrift an das Preußische Kultusministerium Juni 1929. Dazu ausführlich Nötzoldt, Strategien (wie Anm. 17), S. 245–248.

In dieser Denkschrift wurde sowohl die Angliederung bereits bestehender Institute an die Akademie als auch die Gründung einiger neuer unter ihrer Obhut gefordert. Fünf Institute sollten aus bestehenden Kommissionen gebildet, zwei, maximal fünf „ältere isolierte" preußische wissenschaftliche Institute angegliedert und ein Institut neu gegründet werden.[32] Angesichts der hoffnungslosen Unterlegenheit in der naturwissenschaftlichen Forschung gegenüber der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zielte die Denkschrift der Akademie von 1930 im Grunde auf einen Ausbau des vorhandenen geisteswissenschaftlichen Potentials an der Akademie und dessen feste Verankerung in Instituten, quasi als eine Art *Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft für die Geisteswissenschaften*. Besonders zielstrebig verfolgte die Akademie diese Vorstellungen jedoch nicht, und auch die Zeitumstände waren eher ungünstig. Die Wünsche der Akademie verdienen allerdings durchaus „als Ausdruck ihres Nachdenkens über die Erweiterung ihrer Forschungstätigkeit Beachtung", wie Conrad Grau recht zurückhaltend formulierte.[33]

3. Das Projekt Reichsakademie der Wissenschaften

Während der NS-Zeit wurden die „wissenschafts- und gesellschaftspolitisch austarierten Steuerungs- und Konfliktausgleichssysteme ausgehebelt bzw. im Interesse des NS-Systems instrumentalisiert".[34] Das gewachsene Wissenschaftssystem mit seiner institutionellen Vielfalt und Offenheit und einer weitgehenden Selbstverwaltung kollidierte grundsätzlich mit den NS-Interessen, ebenso die wechselseitigen Zuständigkeiten für Wissenschaftsfragen von Ländern und Reich. Im Mai 1934 entstand in Berlin neben dem Preußischen Kultusministerium, jedoch in weitgehender Personalunion mit diesem, ein Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung. Dieses Reichsministerium (bekannt als Reichserziehungsministerium) strebte ein neues, klar strukturiertes Wissenschaftssystem an, das zwar nur bruchstückhaft verwirklicht, aber nie aus den Augen verloren wurde.[35]

---

32 Denkschrift von Juni 1930 an das preußische Kultusministerium in: AAW Berlin, Bestand PAW, II–V, 102, S. 4, 15ff.

33 C. Grau, Preußische Akademie (wie Anm. 10), S. 229.

34 vom Bruch, Wissenschaftsfördernde Institutionen (wie Anm. 17), S. 9.

35 Hierzu ausführlich Grau/Schlicker/Zeil, Jahre der faschistischen Diktatur (wie Anm. 14); Herbert Mertens: Wissenschaftspolitik im NS-Staat – Strukturen und regionalgeschichtliche Aspekte. In: Wolfram Fischer/ Klaus Hierholzer/Michael Hubenstorf/Peter Th. Walther/Rolf Winau (Hg.): Exodus von Wissenschaften aus Berlin. Berlin, New York 1994, S. 245–266; Notker Hammerstein: Die Deutsche Forschungsgemeinschaft in der Weimarer Republik und im Dritten Reich. Wissenschaftspolitik in Republik und Diktatur 1920–1945. München 1999; und kurz: Fischer/Hohlfeld/Nötzoldt: Die Berliner Akademie in Republik und Diktatur. In: Fischer/Hohlfeld/Nötzoldt (Hg.), Preußische Akademie (wie Anm. 16), S. 517–566.

Die von der Notgemeinschaft/Deutschen Forschungsgemeinschaft in der Weimarer Zeit (mit)besetzten Felder erhielten dabei von Anfang an eine neue Zuordnung: für die Schwerpunktforschung sollte ein Forschungsrat zuständig sein und für die Auslandsbeziehungen allein die Akademien. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft mutierte schließlich – zwischen 1934 und 1936 durch ihren neuen Präsidenten Johannes Stark schon stark diskreditiert – mit der Übernahme der Präsidentschaft durch Rudolf Mentzel 1936 zu einer Forschungsabteilung des Reichserziehungsministeriums. Solche Bestrebungen gab es allerdings auch schon früher. Sie wurden immer mit dem Prinzip der Selbstverwaltung abgewiesen. Dieses Etikett wirkte nun aber nicht mehr. Wäre die Forschungsgemeinschaft wirklich ein Selbstverwaltungsorgan gewesen, hätte sie allerdings schwer ins Konzept des Reichserziehungsministeriums gepasst. Eine Selbstverwaltung à la Schmidt-Ott mit dem Schwerpunkt effizienter Verwaltung der Forschungsförderung – eher „ein Lehrstück stiller Machtübernahme durch eine autoritäre Führung und ihre Bürokratie“[36] – war für den Aufgabenkanon des neuen Reichserziehungsministeriums jedoch geradezu prädestiniert.

Die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft nahm zunächst eine gewisse Sonderstellung ein; nicht zuletzt, weil sie ja noch als privater Verein galt, aber auch, weil sie mit dem Militär kooperierte. Trotzdem: „Das Konzept der ‚Selbstgleichschaltung‘ unter Beibehaltung größtmöglicher Freiräume für eigene Entscheidungen mündete 1937 in eine ‚Gleichschaltung‘ nach vorgegebenem NS-Muster und öffnete damit die Gesellschaft endgültig dem Einfluß der Staatsmacht.“[37]

Mit der Gleichschaltung der Akademien ließen sich die neuen Machthaber am längsten Zeit. Der Höhepunkt der direkten Einflussnahme des Reichserziehungsministeriums auf die Berliner Akademie war zweifellos das Oktroyieren einer neuen Akademieleitung Ende 1938. Mit dem Präsidenten Theodor Vahlen, dem Vizepräsidenten Ernst Heymann und den Sekretaren Ludwig Bieberbach und Hermann Grapow installierte das Ministerium faktisch im Handstreich eine fast gänzlich aus NS-Aktivisten bestehende Akademieführung. Rust ernannte Vahlen und Heymann am 23. Dezember 1938, der Islamwissenschaftler Helmut Scheel, schon längere Zeit in Verwaltungseinrichtungen tätig und NSDA-Mitglied, wurde am 24. Dezember zum Direktor bei der Akademie und zum Professor bestellt, Bieberbach für die Physika-

36 Szöllösi-Janze, Haber (wie Anm. 18), S. 542.

37 So das Fazit von Helmuth Albrecht und Armin Hermann: Die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Dritten Reich (1933–1945). In: Vierhaus/vom Brocke, Forschung im Spannungsfeld (wie Anm. 1), S. 386.

lisch-mathematische Klasse und Grapow für die Philosophisch-historische Klasse am 10. Januar 1939 als Sekretare bestätigt. Lediglich Heymann war nicht Mitglied der NSDAP.[38] Danach rückten für eine kurze Zeit die Akademien sogar ins Zentrum der Wissenschaftspolitik des Reichserziehungsministeriums.

Zunächst wurde 1939 bestimmt, dass künftig die Berliner Akademie „ständiger Vorort und Verwaltungssitz des Verbandes der deutschen Akademien" sei.[39] Bisher hatte der Sitz der geschäftsführenden Akademie, der sogenannte Vorort, jährlich gewechselt. Ab dem Spätsommer 1940 sollte dann eine neue Institution geschaffen werden; eine „Reichsakademie der Deutschen Wissenschaft". Als ersten Schritt bat Theodor Vahlen den Reichsminister, „den Reichsverband zur Reichsakademie zu erheben, um damit eine seit langem eingeleitete Entwicklung zum Abschluss zu bringen". Mit der seit langem eingeleiteten Entwicklung sind auch die bereits 1934 einsetzenden Versuche zur Gründung einer *Reichsakademie der Deutschen Forschung* gemeint. Deren Präsidentschaft sollte erst der „Führer und Reichskanzler Adolf Hitler" (Satzungsentwurf vom Februar 1935), dann der Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung Bernhard Rust (Satzungsentwurf Juli 1936) übernehmen. Theodor Vahlen war an diesen Bemühungen als Amtschef Wissenschaft des Reichserziehungsministeriums ab 1934 maßgeblich beteiligt. Ihr Hauptergebnis war allerdings die Gründung des *Reichsforschungsrates* im März 1937. Über die den alten Akademien in diesem Projekt bis 1937 zugedachte Stellung ist wenig bekannt. [40]

Die Forschung hat sich bisher kaum für den Gründungsversuch einer Reichsakademie interessiert. Lediglich in Betrachtungen zur Akademiegeschichte wurde die Reichsakademie als Randproblem behandelt – so auch von Conrad Grau[41] – und in der letzten Zeit diente sie gelegentlich als

38 Vgl. Grau/Schlicker/Zeil (wie Anm. 14), S. 61–73; P. Th. Walther: 'Arisierung', Nazifizierung und Militarisierung. Die Akademie im Dritten Reich. In: Fischer/Hohlfeld/Nötzoldt (Hg.), Preußische Akademie 1914–1945 (wie Anm. 16), S. 91–117); Fischer/Hohlfeld/Nötzoldt, Berliner Akademie (wie Anm. 35), S. 555–557.

39 Schreiben Theodor Vahlens in AAW Wien, I–157, Vorgang in AAW Berlin, Bestand PAW, II–XII, 11, Bl. 10, 18, sowie Mitteilung im Protokoll der Gesamtsitzung am 25. Mai 1939.

40 Vgl. zu den Vorstufen: BA/Berlin, R 21, 10998; zur Gründung und zum Ausbau: Hammerstein, Deutsche Forschungsgemeinschaft (wie Anm. 35), S. 205 ff. Zu den Beziehungen zwischen dem Reichsforschungsrat und der Berliner Akademie vgl. Grau/Schlicker/Zeil (wie Anm. 14) S. 27, 38 ff. und 105 ff. Zitat: AAW Berlin, Bestand PAW, II-XII, 11, Bl. 5. Der letzte Satzteil im Zitat wurde im abgeschickten Telegramm ersetzt durch: und mit der Abfassung eines Satzungsentwurfs zu betrauen.

41 Grau/Schlicker/Zeil (wie Anm. 14) S. 101 f. und zuletzt Nötzoldt, Strategien (wie Anm. 17), S. 259-270.

Schreckensszenario, wenn auch nur der Gedanke einer Nationalakademie auftauchte.[42]

War die geplante Reichsakademie der Wissenschaften aber überhaupt eine Akademie, wie man sie in Deutschland kannte und heute kennt? Die vielen Gründungskonzeptionen zeigen: Sie war es ebenso wenig wie die bereits 1934 vom Reichserziehungsministerium vorgeschlagene Reichsakademie der Forschung. Während die Reichsakademie der Forschung weitgehend dem Modell des italienischen Forschungsrates entsprach[43] (allerdings ohne Einbeziehung der Wirtschaft), ähnelte die Reichsakademie der Wissenschaften am ehesten der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft in der Zeit nach der Einführung der Schwerpunktförderung (allerdings nun unter strengem Kuratel des Reichserziehungsministeriums und ohne jede Spur von Selbstverwaltung, die freilich auch früher unter Schmidt-Ott nicht so sehr ausgeprägt gewesen war).

Der Name Reichsakademie der Wissenschaften diente eher als Etikett – nicht einmal die sonst obligate Gelehrtengesellschaft war vorgesehen. Er schien notwendig, weil durch die Institution auch die Vertretung der deutschen Wissenschaft nach außen wahrgenommen werden sollte. Eine solche Kombination von Forschungsförderung und Wissenschaftsrepräsentation hatte schon Friedrich Schmidt-Ott vorgeschwebt, als er 1929 von der Notgemeinschaft als „Großakademie“ sprach.[44] Ermuntert zu diesem Vergleich könnte ihn seine zweite Reise in die Sowjetunion 1928 haben. Er gewann die Überzeugung, dass „die russische Akademie der Wissenschaften die [...] Notgemeinschaft zum Vorbild eigenen Wissenschaftsaufschwunges zu nehmen hoffte.“[45] Der Urheber dieses Vergleiches war allerdings nicht Schmidt-Ott, sondern der Rechtsgelehrte Ernst Heymann. Heymann hat diesen Vergleich am 1. Dezember 1928 angestellt, als nach der Hauptversammlung der Notgemeinschaft in Dresden auf einem Krisengipfel Vertreter der Gemeinschaft, des Reichsinnenministeriums, des Reichswirtschaftsministeriums und der Kultusministerien der Länder über die Zukunft der Notgemeinschaft debat-

42 Zuletzt: Horst Fuhrmann: Die Frage einer deutschen Nationalakademie. In: Union der Deutschen Akademien der Wissenschaften / Bayerische Akademie der Wissenschaften (Hg.): Die deutschen Akademien der Wissenschaften: Aufgaben, Herausforderungen, Perspektiven. Stuttgart 2001, S. 175–187.

43 Friedrich Glum: Der italienische nationale Forschungsrat, 1929, BAK, NL Glum.1457/21.

44 Friedrich Schmidt-Ott: Zusammenfassung und planmäßige Finanzierung in der staatlichen Förderung der deutschen Kulturaufgaben. In: Reich und Länder, Sonderdruck von Schmidt-Ott am 22. April 1929 der PAW übergeben, AAW Berlin, Bestand PAW, II–XIV, 33, Bl. 24/3.

45 Friedrich Schmidt-Ott: Erlebtes und Erstrebtes. 1860–1950. Wiesbaden 1952, S. 227.

tierten. [46] Er kannte die Möglichkeiten der Notgemeinschaft (Vorsitzender des Verlagsausschusses 1925-1934) ebenso wie die der Akademien (Sekretar bzw. Vizepräsident der Berliner Akademie von 1926-1942). Und auch in der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft kannte er sich bestens aus, u. a. als Senator und als Institutsdirektor. Ab 1940 entwickelte Heymann gemeinsam mit Mentzel ein Konzept für eine Reichsakademie der Wissenschaften. Das Vorhaben wurde zunächst intensiv vorangetrieben und dann 1942 auf die Zeit nach dem Krieg verschoben.

Es gibt eine Vielzahl von Belegen dafür, dass die Reichsakademie der Wissenschaften weitgehend eine Wiederbelebung des Modells der alten Notgemeinschaft war, und es lassen sich auch Gründe nennen, warum der Wiederbelebungsversuch gerade zu dieser Zeit stattfand.

Als Mitglieder der Reichsakademie waren Körperschaften und nicht einzelne Gelehrte vorgesehen. Den Grundstock sollten die Akademien bilden. Zusätzlich beabsichtigte der Reichswissenschaftsminister, 30 bis 40 neue Gesellschaften der Wissenschaften zu gründen – „an jedem Ort, wo sich eine Universität oder Technische Hochschule befindet“ und noch keine Akademie existierte. Die Mitglieder der neuen Gesellschaften sollten „grundsätzlich dem Kreis der Hochschullehrer entnommen werden“ – Ausnahmen behielt sich der Minister vor.

Die Reichsakademie sollte die deutsche Wissenschaft nach innen und außen vertreten. Sie hatte (1) „hervorragende Einzelleistungen zu unterstützen“, (2) große „Gemeinschaftsarbeiten auf Gebieten zu veranstalten und zu pflegen, denen im nationalsozialistischen Staate besondere Bedeutung zukommt“, und (3) „die Verbindung der Wissenschaft mit dem Volke sowie das Verständnis des Volkes für Leistungen der Wissenschaft [zu] fördern.“

Die Verantwortung für die Erfüllung dieser Aufgaben lag beim Präsidenten. Zu seiner Unterstützung waren drei bis vier Vizepräsidenten, ein Generalsekretär und ein Rechtsbeirat vorgesehen: Präsident und Vizepräsidenten beabsichtigte der Reichserziehungsminister nach Anhörung der Reichsakademie zu ernennen, Generalsekretär und Rechtsbeirat als seine Sonderbeauftragten zu bestellen. Zur Beratung des Präsidenten in „wichtigen Angelegenheiten“ war ein „Kleiner Senat“ (= Hauptausschuss der Notgemeinschaft) vorgesehen. Im Kleinen Senat bemühten sich die alten Akademien um eine Monopolstellung. Als dies scheiterte und zusätzlich in den Entscheidungsgre-

46 Vgl. Protokoll der Sitzung, BAK R 73, Nr. 17.

mien die Parität von Natur- und Geisteswissenschaften gefährdet schien, sabotierten die Akademien die Gründung der Reichsakademie.

Neben dem Präsidenten sollte ein Großer Senat (= Hauptversammlung der Notgemeinschaft) bestehen, der jährlich mindestens einmal tagen sollte. „Er berät den Präsidenten, faßt die der Akademie zugewiesenen Beschlüsse und nimmt insbesondere die Wahlakte der Akademie vor.“ Maximal 75 Senatoren waren vorgesehen: 15 ex officio (die Führung der Reichsakademie, die sechs Präsidenten der alten Akademien und drei Vorsitzende der neuen Gesellschaften), 60 weitere beabsichtigte der Reichsminister nach Anhörung des Präsidenten zu berufen (anfangs nur Mitglieder von Akademien und neuen Gesellschaften, in späteren Entwürfen auch ausdrücklich nicht nur aus diesem Kreis). In der so vom Reichserziehungsministerium zusammengestellten quasi Hauptversammlung konnte damit z. B. auch die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft als Körperschaft untergebracht werden; die Universitäten und Technischen Hochschulen waren es ohnehin, denn ihre Rektoren mussten ab sofort „von Rechts wegen ordentliche Mitglieder“ der örtlichen Akademie oder Gesellschaft werden.

Die Förderschwerpunkte und die möglichen Gemeinschaftsaufgaben sollten in den vier Abteilungen der Reichsakademie – denen die Vizepräsidenten vorstanden – bestimmt werden:

- Philosophisch-Historische Abteilung
- Biologisch-Medizinische Abteilung
- Mathematisch-Physikalische Abteilung
- Abteilung für Technik

Alle Mitglieder der alten Akademien und der neuen Gesellschaften waren „verpflichtet“, bei Bedarf in der für sie zuständigen Abteilung, die wiederum *Kommissionen* einrichten konnte, mitzuarbeiten. Sie durften sich dann „Mitglied der Reichsakademie“ nennen, und bei aktiver Mitarbeit sollten sie eine Aufwandsentschädigung erhalten. Dass es in der neuen Einrichtung mehr um Arbeit als um Repräsentation gehen sollte, verdeutlicht folgende Festlegung der Satzung: Zu ernennende Mitglieder müssen „angesehene Gelehrte sein, und zwar nicht nur solche, die bereits ein an wissenschaftlichen Erfolgen reiches Leben hinter sich haben; vielmehr sollen sie in der Regel im besten Mannesalter auf der Höhe ihrer Leistungsfähigkeit stehen und sich dafür ausgewiesen haben“.[47]

47 Alle Zitate aus den Satzungsentwürfen für die Reichsakademie. AAW Berlin, Bestand PAW, II-XII, Nr. 12-14 und BA/Berlin, R 21, 10999.

Was kann die Männer im Reichserziehungsministerium und ihre Vorposten in der Preußischen Akademie bewogen haben, zu glauben, es sei mit dieser Reichsakademie der Wissenschaften möglich, die „seit langem eingeleitete Entwicklung zum Abschluss zu bringen"?[48] Sie hatten ja längst die Vergabe der Fördermittel über die Deutsche Forschungsgemeinschaft in ihren Händen (1936), der Reichsforschungsrat unterstand dem Reichserziehungsministerium (1937), ihr Einfluss auf die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft war nach dem Wechsel des Präsidenten und des Generaldirektors gestiegen (1936) ,und alle Akademien waren bereits gleichgeschaltet (1937–39). Es gab 1940/41 mehrere Gründe, trotzdem zu handeln und eine Art höchste Instanz der Wissenschaft in Angriff zu nehmen:

1. Anfang 1940 drohte der 1935 begonnene Versuch, die Universitäten und Hochschulen unter die Kontrolle des Reichserziehungsministeriums zu bringen, endgültig an deren Widerstand und am Taktieren der territorialen Partei- und Landesfürsten zu scheitern.[49] Neue wissenschaftlichen Gesellschaften an jedem Hochschulort boten beste Möglichkeiten, über ein zusätzliches Netzwerk auf einer Ebene über der Universität trotzdem Einfluss zu nehmen (= unmittelbare, erlebbare Forschungsförderung vor Ort).
2. Durch die schnellen Kriegserfolge wurde das Problem der Neuordnung der Wissenschaftsbeziehungen zum besetzten Ausland und zu dort ansässigen internationalen Wissenschaftsorganisationen akut. Wollte das Reichserziehungsministerium hier Einfluss nehmen, brauchte es eine einigermaßen vorzeigbare Wissenschaftsinstitution, die die notwendigen Erfahrungsträger versammelte.
3. Eine überwiegend passive Forschungsförderung (Entscheidung über gestellte Anträge) war – auch wenn die Wissenschaftsverwaltung großzügig Mittel bereit stellen konnte – nicht ausreichend. Die unüberhörbare Kritik an der Arbeit des Reichsforschungsrates zeigte dies immer deutlicher. Konkurrierende Einrichtungen von Staat und Partei gab es zudem genug. Wollte das Ministerium die Zuständigkeit für die Forschungsförderung behalten, die es durch die Übernahme der Deutschen Forschungsgemeinschaft und die Gründung des Reichsforschungsrates an sich gerissen hatte, brauchte es eine Institution, die in der Lage war, eine aktive Forschungsförderung zu betreiben. Das Modell der alten Notgemeinschaft bot sich

48 Theodor Vahlen, Telegramm an Rust, 27.08.1940, Vgl. Anm. 41.
49 Hammerstein, Deutsche Forschungsgemeinschaft (wie Anm. 35), S. 235–247.

dafür geradezu an. Die ohnehin nie genau definierte und oft inflationär gebrauchte Bezeichnung „Akademie“ diente lediglich der Reputation.[50]

In den Anmerkungen nicht genannte Literatur

Hartkopf, Werner: Die Berliner Akademie der Wissenschaften. Ihre Mitglieder und Preisträger 1700-1990. Berlin 1992.

Nötzoldt, Peter: Zur Etablierung der Schwerpunktförderung Mitte der 1920er Jahre. In: Jahrbuch der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften für 2002. Berlin 2003, S. 288-294.

Scheler, Werner: Von der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin zur Akademie der Wissenschaften der DDR. Abriss der Genese und Transformation der Akademie, Berlin 2000.

50 Zum Akademiebegriff vgl. Conrad Grau: Berühmte Wissenschaftsakademien. Von ihrem Entstehen und ihrem weltweiten Erfolg. Leipzig, Thun, Frankfurt/Main 1988, S. 10-16.

Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin *98(2008), 105–126*

Laetitia Boehm

Meine Begegnung mit Conrad Grau. Ein Rückblick auf das letzte Dezennium der Berliner Forschungsstelle für Akademiegeschichte

Die Veranstaltung eines Kolloquiums zum Gedenken an Conrad Grau ist eine würdige Geste – nicht nur Geste in menschlicher Hinsicht; sie ist zugleich Bestätigung für die Rezeptionswirkung seines wissenschaftlichen Lebenswerks. Die Leibniz-Sozietät, die C. Grau 1994 zum Mitglied gewählt hatte, hatte meines Wissens eine solche Gedenkveranstaltung eigentlich schon im letzten Jahr aus Anlaß seines 70. Geburtstags (6.7.2002) geplant, nachdem ihm im Juli 1997 zum 65. Geburtstag von Kollegen und Mitarbeitern an der Berlin-Brandenburgischen Akademie im Akademiegebäude am Gendarmenmarkt, also am Ort seiner langjährigen Tätigkeit, ein Festakt unter dem Titel „Akademien – Zwischen Tradition und Moderne“ gewidmet worden war. Ihm zur Freude organisiert von Frau Dr. Michèle Schubert, hielten dazu Vorträge Rudolf Vierhaus über „Frühe interakademische Beziehungen zwischen Göttingen und Berlin im 17./18. Jahrhundert“, ich selbst über „Münchener Akademie und Universität im Austausch ihrer Ressourcen im frühen 19. Jahrhundert“ und Peter Nötzoldt über „Die Berliner Akademie zwischen Hoffnung und Realität im realen Sozialismus.“ Das Fest verlief in sehr angenehmer Atmosphäre, obwohl, abgesehen von akademiepolitischen Diskussionen, damals auch schon sozusagen der Abend des Langzeitprojekts zur Akademiegeschichte Schatten warf (s. unten).

Was indes die seit 1993 eskalierende rechtliche Spannung zwischen den beiden Nachfolge-Institutionen „im langen Schatten von Leibniz“ um die Interpretation des Einigungsvertrages angeht – nämlich zwischen der staatlich neu-konstituierten Berlin-Brandenburgischen Akademie und der auf Vereinsbasis begründeten Leibniz-Sozietät – so habe ich persönlich, da weder diesem noch jenem Institut als Mitglied angehörend, das Spannungsverhältnis erst durch die „heiße Phase“ der öffentlichen Diskussion im Vor- und Umfeld des Jubiläums stärker wahrgenommen. Es ist nicht Gegenstand der folgenden

Überlegungen, auch wenn es zweifellos Conrad Grau bewegt haben muß. Seine Loyalität galt beiden, das zeigte sein letzter Vortrag am 14. April 2000 beim Kolloquium der Sozietät zum Leibniztag;[1] und ebenso bezeugten das seine Veröffentlichungen im Rahmen beider akademischen Institutionen sowie sein klarer Wille zur Bestimmung seines wissenschaftlichen Nachlasses für das Akademiearchiv als Fundament historischer Kontinuität der einstigen preußischen Akademie, auch über wechselhafte institutions-politische Schicksale hinweg.

Wie 1997 für den Lebenden, so war mir die Zusage zur heutigen Veranstaltung zu Ehren des vor zwei Jahren so tragisch abgetretenen Kollegen selbstverständlich. Ich danke der Leibniz-Sozietät für die Einladung dazu. Herr Kollege vom Brocke bat mich, über das Schicksal der Forschungs-Arbeitsstelle zur Akademiegeschichte seit der sogenannten Abwicklung zu referieren, also in den Jahren ab 1991. Aufgrund der von mir gesammelten Unterlagen[2] berichte ich natürlich gern über die „Abwicklung" der von C. Grau während der Jahre des gespaltenen Deutschland geleiteten Arbeitsstelle. Einen summarischen Daten-Überblick hatte ich schon einmal beim letzten Kolloquium der Akademie-Arbeitsgruppe am 8.12.2000 gegeben (dazu unten). Da jedoch die auftrags-formale Seite der Evaluierungsperiode nicht die Begegnungs-Situationen der beiden Seiten erfaßte, wie sie geprägt waren vom Erlebnis der „Wende" aus sehr unterschiedlichen historischen und individuellen Erfahrungshorizonten, scheint es mir aus der Distanz angemessener, heute über „Meine Begegnung mit C. G." zu sprechen, wie sie sich aus zeitgeschichtlicher Einordnung – zwar aus meiner Sicht von westlicher Plattform her – darstellt, aber ohne deshalb das nach formalen Vorgaben abgelaufene Geschehen subjektivieren zu wollen.

Den Namen von Conrad Grau kannte ich aus seinem 1988 gleichzeitig in einem ost- und einem westdeutschen Verlag erschienenen Buch über „Berühmte Wissenschaftsakademien. Von ihrem Entstehen und ihrem weltweiten Erfolg" (Leipzig und Thun-Frankfurt/Main 1988). Herr Kollege Hubert Laitko erwähnte schon die für ein DDR-Werk ungewöhnliche Verbreitung – auch die Bibliothek meines Münchener Lehrstuhls erwarb es damals. Dem Autor selbst begegnete ich dann 1989 im Paris, wo am 15. November, wenige Tage nach dem Fall der Berliner Mauer, der Internationale Kongreß über

1 Leibniz und die Folgen – Zur Wirkungsgeschichte des Leibnizschen Akademiekonzepts. In: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät, Band 38 (2000) H. 3, S. 5–26. Vgl. dazu unten Anm. 19.

2 Handakt (2 Leitzordner) L. Boehm im Archiv der Ludwig-Maximilians-Universität München. – Vgl. auch den Nachtrag.

„Europäische Sozietätsbewegung und demokratische Tradition“ mit einem Empfang in den „Salons de l’Hôtel de Ville“, im historischen Rathaus, eröffnet wurde. Ich zitiere aus dem Dankeswort der Veranstalter[3] an den Schirmherrn Jacques Chirac:

„Nicht nur Ihre Gedanken, verehrter Herr Bürgermeister, auch die unsrigen sind dieser Tage geteilt, kreisen um unser Kongreßthema (...) und das unfaßbare Geschehen an ungezählten Grenzpunkten zwischen der Deutschen Demokratischen Republik und der Bundesrepublik Deutschland und in Berlin seit Donnerstag nacht, (...). Einen Abend lang war die Alternative zu dem uns Vertrauten für Millionen gegenwärtig. Stephan Hermlin (im Fernsehen, Vf.) brachte es noch des Nachts auf die Formel: Es müsse sich zeigen, ob die Alternative, die Verbindung von Demokratie und Sozialismus, auf deutschem Boden noch einmal eine Chance habe. Es wird die europäische Frage der kommenden Zeit sein. Die Geschichte, immer mit den Augen unserer Gegenwart betrachtet, ist nichts anderes als ein solches Angebot von Alternativen.“

Soviel aus der Grußadresse, abgedruckt eingangs des Werkes, das dann 1996 dem französischen Staatspräsidenten überreicht wurde. Im Herausgeber-Vorwort heißt es: „Nicht immer haben internationale Kongresse das Glück, mit epochalen geschichtlichen Umbrüchen zusammenzufallen. (...) Der eiserne Vorhang war endlich für Menschen aller Altersstufen durchlässig geworden, viele der Referenten aus der DDR, aus Mittel- und Osteuropa und der Sowjetunion weilten das erste Mal im Westen. Für viele von ihnen war die Reise ein Abenteuer (...)“.

Aus dem Pariser Vortrag von Grau zur *Vor- und Frühgeschichte der Berliner Sozietät der Wissenschaften im Umfeld der europäischen Akademiebewegung*[4] erfuhr man von der akademischen Statuten-Verfügung 1812 zur jährlichen Feier des Leibniztages, wobei die Daten von Stifter-Geburtstag und Stiftungsurkunde wegen der 1700 in Preußen eingeführten Kalenderreform manchen Unsicherheiten zwischen altem und neuem Stil unterlagen – Anfang Juli blieb jedenfalls bis heute dafür reserviert. Grau machte aufmerksam auf die – u. a. aufgrund der seither quantifizierbaren Leibniz-Programm-Reden geprägte – spezifische Rezeptions-Problematik des Leibniz-Bildes; diese Frage verfolgte Grau bis zuletzt. (Zum Schluß komme ich darauf zurück).

3 Klaus Garber/Heinz Wismann (Hgg.): Europäische Sozietätsbewegung und demokratische Tradition. Die europäischen Akademien der Frühen Neuzeit zwischen Frührenaissance und Spätaufklärung, 2 Bde. Tübingen 1996, S. XIII.

4 Ebd. Bd. II, S. 1381–1412; vortragender Kongreß-Teilnehmer war auch Siegfried Wollgast (Dresden).

Das Erleben von 1989/90, hier wie dort sich zwischen Euphorie und Skepsis bewegend, wich rasch harten Realitäten; sie öffneten ein bis heute noch nicht abgeschlossenes Kapitel unserer Geschichte, in dem das Wiederfinden von Gemeinsamkeiten trotz der angeboren gemeinsamen Sprache nicht immer ganz einfach war und ist. In dieses Umbruchs-Kapitel war das persönliche Schicksal von Conrad Grau, der Bruch seiner Lebensarbeit, verflochten.

Mit der Wiedervereinigung verbindet man die – auch von mir ungern gebrauchten – Begriffe „Evaluierung“ und (mit dem demütigenden Akzent) „Abwicklung“ für die Vollzugsformen gegenüber den Wissenschaftsinstitutionen. Das atemberaubende Tempo bewirkte Faszination; diese verhüllte aber nur kurzfristig die existentiellen Probleme. Bei einem am 23./24.März 1994 gemeinsam von der Naturforscher-Akademie Leopoldina und der Martin-Luther-Universität in Halle durch Präsident Benno Parthier und Rektor Gunnar Berg veranstalteten gesamtdeutschen Symposium[5] zur zwischenzeitlichen Bilanz des Umbruchs fielen in der Diskussion dafür manche kritischen metaphorischen Umschreibungen wie „eine Art Reparatur bei laufendem Motor“, „Renovation im Boot auf voller Fahrt“, „Evaluierung zwischen Hexenjagd und Toleranz“; der Titel des Beitrags von Wolfgang Frühwald, damals Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft, lautete „Erneuerung oder Kolonialisierung?“ Und Altbundespräsident Richard von Weizsäcker räsonierte darüber, daß Historiker nach 50 Jahren zum Umwandlungsprozeß am Ende des Kalten Krieges verschiedene Gesellschaften und Länder vor Augen haben werden, nicht nur die DDR; die juristisch korrekte Definition „Beitritt“ für deren Zusammenschließung mit einem anderen deutschen Staat nannte er „unselig“, denn es stelle „angefangen beim Menschlichen (...) doch eine ziemliche Ungeheuerlichkeit dar“. Auch die Berlin-Brandenburgische Akademie veranstaltete am 16. Juni 1994 eine Podiumsdiskussion zur Situationsanalyse über das Thema „Wissenschaften und Wiedervereinigung“[6]; Fragestellungen wie u. a. „Ausverkauf“, „Kolonialisierung“, „erfolgreiche Erneuerung, deren Bewährungsprobe noch aussteht“ standen zur kontroversen Diskussion.

---

5 Zur Situation der Universitäten und außeruniversitären Forschungseinrichtungen in den neuen Ländern: Nova Acta Leopoldina Nr. 290, Bd. 91, Halle (Saale) 1994; Zitate S. 54, 110, 102, 120, 131 ff.; Weizsäcker-Zitat S. 53.

6 Im Rahmen der bundesweit stattfindenden „Tage der Forschung 1994“; an der Berliner Akademie bestand seit dem Frühjahr eine interdisziplinäre Arbeitsgruppe zum Thema: „Wissenschaften und Wiedervereinigung. Vorgeschichte, Probleme und Perspektiven der Wissenschaften im vereinigten Deutschland“ unter dem Sprecher Prof. Dr. Dieter Simon.

Der Einigungsvertrag vom 31.8.1990, der bekanntlich die Rechtsgrundlagen für Erneuerung im Bereich Wissenschaft und Forschung (§ 38) schuf, formulierte als Prinzipien u. a.[7]: Begutachtung öffentlich getragener Einrichtungen durch den Wissenschaftsrat zwecks Einpassung in die gemeinsame Struktur der Bundesrepublik Deutschland; und speziell für die Berliner Situation: Trennung der Gelehrtensozietät der Akademie der Wissenschaften von den Forschungs- und sonstigen Einrichtungen sowie Abwicklung der Forschungseinrichtungen bis zum 31.12.1991 und Neuaufbau einer Forschungslandschaft nach Empfehlungen des Wissenschaftsrats und den Beschlüssen der Bund-Länder-Kommission für Bildungsplanung und Forschungsförderung. (Wohlgemerkt im Unterschied zu den Universitäten der neuen Bundesländer, denen institutionelle Bestandsgarantie sicher war).

Zur gigantisch ausgebauten Berliner Akademie der DDR gehörte auch die Forschungsstelle für Akademiegeschichte. Der 1966 an der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin eingerichteten Kommission für Akademiegeschichte wurde durch die Direktion von Leo Stern (seit 1955 Akademiemitglied, 1966 als Professor der Universität Halle-Wittenberg emeritiert) 1967/68 eine selbständig arbeitende Arbeitsstelle unter der Leitung von Dr. phil. habil. Conrad Grau eingegliedert. Im Zuge der Akademiereform, die 1972 in die Umbenennung zur Akademie der Wissenschaften der DDR mündete, entstand daraus weiterhin unter der Direktion von Leo Stern die dem Akademiepräsidenten unterstellte Forschungsstelle für Akademiegeschichte in Zuordnung zum Zentralinstitut für Geschichte (später: für Deutsche Geschichte); nach Sterns Tod 1982 arbeitete sie unter dem nun alleinigen Projektleiter Grau weiter. Ab 1986 war die Neueinstellung mehrerer Mitarbeiter möglich für effektivere Durchführung von Detailforschungen neben dem Auftrag zur „Bearbeitung einer wissenschaftlichen Gesamtdarstellung der Geschichte der Akademie bis zum 300. Jahrestag ihrer Gründung (2000).“ Seit den 1980er Jahren gehörten im übrigen zum Gesamt-Verantwortungsbereich „Akademiegeschichte“ auch die Alexander v. Humboldt-Forschungsstelle sowie das Editionsprojekt des Briefwechsels von E. W. v. Tschirnhaus.[8] Conrad Grau hat den beiden für seine wissenschaftliche Lauf-

7 Manfred Erhardt: Der Erneuerungsprozeß aus der Sicht der Senatsverwaltung für Wissenschaft und Forschung des Landes Berlin. In: Nova Acta Leopoldina (wie Anm. 5), S. 37 ff.

8 Nach dem von Conrad Grau am 10.8.1990 (Erstellung datiert am 3.8.) zur Beantwortung der Fragen des Wissenschaftsrates vom 11.7.1990 eingereichten Bericht (vorliegend Kopie des Schreibmaschinen-Manuskripts); dort wird auch über wissenschaftliche Konzepte, Haushalt, Personalien und Veröffentlichungen der akademiegeschichtlichen Arbeitsstelle informiert.

bahn prägendsten Persönlichkeiten Eduard Winter und Leo Stern – die beide kurz hintereinander im Frühjahr 1982 gestorben waren – seine letzten vor der Wende 1989 veröffentlichten biographischen Essays gewidmet.[9]

Als im Spätsommer 1991, ein Jahr nach dem Einigungsvertrag, ein Münchener Universitätskollege, der Indogermanist Klaus Strunk – als o. Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und Kommissionsmitglied der *Konferenz der deutschen Akademien der Wissenschaften* –, mich ansprach wegen Mitbetreuung des zu evaluierenden Projekts, sagte ich ohne Bedenken zu, zumal Herr Grau mir kein ganz Fremder mehr war. Wenn Sie mich heute nach meiner damaligen Motivation fragen, könnte ich nur banal antworten: aus Fachinteresse an der Akademiegeschichte (kurz zuvor war ich zur Präsidentin der Gesellschaft für Wissenschaftsgeschichte gewählt worden), verflochten teils mit sicher etwas naiver, neugierig aufgeschlossener Spannung. Der Begriff „Abwicklung" mit seiner politischen und menschlichen Tragweite war mir damals noch Fremdwort. Dankbar sei überdies vermerkt, daß Frau Kollegin Dr. Ilse Jahn, die ich damals ratsuchend anrief, mich zur Übernahme dieser Aufgabe bestärkte durch die Noblesse ihrer sachlichen und menschlichen Wertschätzung von Conrad Grau. Kennengelernt hatte ich Frau Jahn Anfang Dezember 1990 bei einer Berliner Tagung zur Wissenschaftsgeschichte, die mit einem Besuch von Dresden abschloß; bei der Busfahrt nebeneinander sitzend ergaben sich intensive Situations-Gespräche, die Vertrauen schufen.

Es kommt hinzu, daß ich, im Unterschied zu manchen Kollegen, zuvor kaum Reiseerfah-rungen in der SBZ/DDR hatte mit Ausnahme von wenigen Besuchen in Westberlin und kurzen bedrückenden Ausflügen in den sowjetisch besetzten Stadtteil. Mein Kenntnis-Horizont war hingegen mitgeprägt durch zwei Menschen, derer ich heute noch gern gedenke. Der eine gehörte in meine frühe Münchener Privatdozentenzeit, ein Priester aus rheinländischer Heimat, der 1949 ins Leipziger Oratorium eingetreten war; nach Abschluß des Theologiestudiums folgte 1961 seine durch Professor Johannes Spörl († 1977) betreute Münchener Promotion zum Dr. phil. mit einer Dissertation über das Erfurter Kollegiatsstift St. Marien.[10] Am Prüfungsverfahren beteiligt, erinnere mich an dessen Umschattung in den Tagen des Mauerbaues und die schwere Gewissensentscheidung von Franz Peter Sonntag, seiner

9 Conrad Grau: Eduard Winter 1896 bis 1982. In: Wegbereiter der DDR-Geschichtswissenschaft. Biographien. Berlin 1989, S. 358-375; ders.: Leo Stern 1901 bis 1982, ebd. S. 318-340. – Vgl. dazu auch das nützliche Nachschlagewerk, hg. von Jochen Černy (unter Mitwirkung u. a. von C. Grau): Wer war wer – DDR. Ein biographisches Lexikon. Berlin 1992. Vgl. auch den Nachtrag.

Mutter die Enttäuschung zuzumuten und knapp vor Grenzschließung zu seiner Studentengemeinde im Bistum Meißen zurückzukehren. Die Prüfungstermine erfolgten mit Ausnahmeregelungen. Die Doktorurkunde schickte die Fakultät an seine Mutter im Rheinland. Erst nach 1989 erfuhr ich bei einem Besuch in Erfurt von seinem Tod.

Der andere Zeitzeuge, dessen wir im Münchener Universitätsarchiv und in Kolloquien oft gedenken, war mein dortiger langjähriger Mitarbeiter: Arno Seifert, gebürtiger Breslauer; 1964 nach München gekommen nicht als Republikflüchtling, sondern direkt aus der Strafanstalt Bautzen, dank der durch Konrad Adenauer erreichten Amnestie nach 7 Jahren Haft, die ihn beim Studienabschluß in Halle zusammen mit sechs Kommilitonen wegen Konspirationsverdacht (Lektüre westdeutscher Literatur) betroffen hatte. Er wurde 1976 mein erster Habilitand, lehrte als hochgeschätzter Privatdozent und apl. Professor und machte sich durch Forschungen zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte einen Namen, konnte aber wegen unheilbarer Erkrankung einen ehrenvollen Ruf nach Münster nicht annehmen und starb 1987.[11] Über seine Studienzeit und Heimat, die er sobald als ihm möglich nochmals besuchte, sprach er stets positiv; aus der Gefängniszeit zurückgeblieben war jedoch eine grundsätzliche Politikferne und Abneigung gegen Behörden-Bürokratie jeglicher Art. – Nicht oft kamen Besucher von Universitäten aus dem „anderen Deutschland“ ins Münchener Universitätsarchiv; aber noch gut erinnere ich mich an den Arbeitsbesuch in den 1970er Jahren von der damaligen Leiterin des Universitätsarchivs in Leipzig, Frau Dr. Renate Drucker (später ehrenhalber zur Professorin ernannt). Soviel nur zu meinen beruflichen Berührungen mit der SBZ bzw. DDR.

Damit komme ich zum Evaluierungsprozess des Grau'schen Akademie-Instituts. Die *Abwicklung erfolgte in drei Phasen.*

(1) Deren erste war vor Einschaltung meiner Person eingeleitet durch Berichts-Anforderung des Wissenschaftsrates vom 11.7.1990 an die außeruniversitären Forschungseinrichtungen der DDR. Herr Grau beantwortete sie am

10 Franz Peter Sonntag: Das Kollegiatsstift St. Marien zu Erfurt von 1117–1400. Ein Beitrag zur Geschichte seiner Verfassung, seiner Mitglieder und seines Wirkens (= Erfurter Theologische Studien, 13). Leipzig 1962. – Prüfungsunterlagen mit Lebenslauf bis 1961 im Promotionsakt, Archiv der Universität München; u. a. Befürwortung des Dekans, „ihm die Kosten für die Promotion, die er ohnehin nur unter grössten persönlichen Opfern erreichen konnte, zu erlassen.“

11 Nekrolog von Harald Dickerhof in: Historisches Jahrbuch Jg. 107 (1987), S. 510–514; Personalakt im Archiv der Universität München. Vgl. auch den Nachtrag.

10.8.1990 mit einem umfangreichen Papier zum Stand des Projektes Akademiegeschichte.[12] Am 5.7.1991 verlautete die Stellungnahme des Wissenschaftsrates zu den Einrichtungen auf dem Gebiet der Geistesgeschichte: „Die inhaltliche Konzeption des Vorhabens wie auch die Frage nach der personellen Ausstattung der Arbeitsstelle müssen eingehend überprüft werden. Auch dazu sind Experten aus den alten Bundesländern hinzuzuziehen." Diese sowie die „Empfehlungen der Kommission der Konferenz der deutschen Akademien der Wissenschaften zur Überprüfung akademietypischer Vorhaben" vom 14.8. mit Nachtrag vom 26.9.1991 wurden mir zugeleitet. Daraus waren für das Grau-Institut folgende Vorschläge ersichtlich: Die inhaltliche Konzeption sei angesichts der veränderten Forschungslandschaft neu zu überdenken, die Zahl der wissenschaftlichen Mitarbeiter von 7 auf 2 zu reduzieren und ein Sachetat von jährlich DM 8000.- vorzusehen, über Weiterführung und Umfang des Unternehmens solle die in Berlin neu zu gründende Akademie entscheiden; an anderer Stelle wörtlich: „Die Mittelzuweisung soll erst erfolgen, nachdem in Berlin wieder eine Gelehrtensozietät als Akademie der Wissenschaften bestehen wird." Erwähnenswert ist außerdem, daß die Konferenz-Kommission die fünf speziell zur Wissenschaftsgeschichte als förderungswürdig erachteten Vorhaben zwecks Koordination der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina in Halle antrug. bevor endgültig ihr Verbleib in Berlin festgelegt wurde. Der Nachtrag zu den Empfehlungen der Konferenz-Kommission zum Stand vom 26.9.1991 vermerkt, daß die Leopoldina ihre Bereitschaft zur Übernahme folgender vier Projekte erklärt habe: Wissenschaftspolitische (muß dort wohl heißen: wissenschaftsphilosophische, Anm. d. Vf.) Studien: Helmholtz; Alexander-von-Humboldt-Forschung; Leopoldina-Edition von Goethes Schriften zur Naturwissenschaft; Christian Gottfried Nees von Esenbeck (1776–1858), Briefedition.[13]. Das war ohne die Berliner Akademiegeschichte, obwohl Conrad Grau, wie heute bekannt ist, bei der Leopoldina in hohem Ansehen steht, nicht nur weil er die Naturforscherakademie in seine Publikationen einbezog.[14]

Der Start meiner Mitwirkung begann mit Schreiben des Vorsitzenden der Akademien-Konferenz Prof. Dr. Dr. Gerhard Thews vom 17.10.1991 an die

12 Vgl. oben Anm. 8. - Alle folgend zitierten Schriftstücke sind greifbar im Handakt L. Boehm (wie Anm. 2).

13 Zum heutigen Stand vgl. Benno Parthier/Dietrich von Engelhardt (Hgg.): 350 Jahre Leopoldina – Anspruch und Wirklichkeit. Festschrift der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina 1542–2002. Halle (Saale) 2002.

14 So z. B.: Leopoldina – 340 Jahre in zwölf deutschen Städten. In: academie spectrum Institutionen, Spektrum der Wissenschaft, Dezember 1992, S.130-133 (dreispaltig).

Berliner Senatsverwaltung für Wissenschaft und Forschung (Frau Regierungsdirektor Schuller): Mitteilung der Ansprechpartner für die sieben „vorläufig zu betreuenden“ Berliner Vorhaben.[15] Für das Projekt „Wissenschaftsgeschichte, Akademiegeschichte“ wurde ich benannt. Zur Vorgehensweise werden drei Gesichtspunkte zur „unerläßlichen“ Beachtung betont: Nämlich zunächst „Der Vorschlag, die bisherigen Arbeitsstellenleiter befristet weiter zu beschäftigen – sofern nicht schwerwiegende Gründe dagegen sprechen – ist im Sinne der Wahrung der Kontinuität in den Forschungsinstituten sinnvoll. Dennoch sollte vor Abschluß eines Vertrages neben der persönlichen Integrität dieser Personen auch noch einmal die fachliche Eignung überprüft werden. Dazu genügt ein kurzes Gutachten (...) des benannten Gelehrten. (...).“ Die beiden weiteren Punkte berührten Stellenausschreibungen und Mitwirkung der benannten Berater in den Personalfragen. Zusätzlich übersandte mir die Konferenz am 30.10. die Kopie des Schreibens mit dem Vermerk, daß das Vorhaben für das Jahr 1992 mit 2 Wissenschaftlern BAT IIa (Ost) plus DM 8000.- Sachmitteln und DM 16.000.- Druckkosten in das Akademienprogramm aufgenommen worden sei. Etwa gleichzeitig, am 24.10., hatte der Berliner Senat Herrn Grau gebeten, die mit dem Ansprechpartner zu klärenden Ausschreibungstexte einzureichen. In der Zwischenzeit hatte Professor Dr. Jürgen Voß vom Deutschen Historischen Institut Paris als hochkompetenter Kenner der frühneuzeitlichen Wissenschaftsgeschichte das Projekt begutachtet – er bezeichnete Conrad Grau als den unter den deutschen Historikern „besten Kenner der europäischen Akademiegeschichte“; sein Vorhaben zum Kommunikationssystem der preußischen Akademie im 18. Jahrhundert bedeute eine Erschließung forscherlichen Neulands, die weit über die Akademiegeschichte hinausgehende Ergebnisse verspricht.

Wie spielte sich nun die Zusammenarbeit zwischen Conrad Grau und mir konkret ab? Allgemein umschrieben: grundsätzlich zweigleisig auf einer offiziellen, daneben auch auf einer sozusagen privateren Ebene. Zu letzterer nur dies: Zum Einstand regte ich ein Abendessen mit Herrn und Frau Grau an; wir trafen uns am 15.11.1991 im Französischen Hof am Gendarmenmarkt – es war ein unvergeßlicher Abend nicht nur als mein erster Besuch eines Restaurants im vormaligen DDR-Berlin; das war der Beginn einer vertrauensvollen kollegialen Partnerschaft für rund ein Jahrzehnt.

---

15 Benannt waren 1. Wissenschaftsgeschichte, Akademiegeschichte/ 2. Wissenschaftsphilosophische Studien (Helmholtz, Virchow, Warburg)/ 3. Alexander von Humboldt-Forschung/ 4. Protokolle des Preußischen Staatsministeriums/ 5. Marx-Engels-Gesamtausgabe/ 6. Feuerbach Gesamtausgabe/ 7. Bibliotheca Teuberiana.

Der auftragsgemäße *Handlungsrahmen der ersten Phase* drängte auf Eile im Hinblick auf den angekündigten Auflösungstermin des Instituts zum Jahresende 1991. Das erforderte primär Stellen-Ausschreibung und Prüfung der Bewerbungseingänge. So naheliegend die Neubewerbung und Weiterbeschäftigung von Herrn Grau schien, so gravierend war der Abbau der Personalstellen seiner Mitarbeiter von sechs bis auf eine einzige. Zwei der Mitarbeiter schieden 1990/91 freiwillig aus; drei aus dem Forschungsteam bewarben sich, von denen allein Frau Dr. Michèle Schubert, schon seit Jahren projektnah tätig, vorerst neben Herrn Grau weiterarbeiten konnte. Eine vierte akademie-interne Bewerbung aus dem Zentralinstitut für Elektronenphysik lag bezüglich der Kriterien außerhalb der Chancen – trotz Qualifikation des Bewerbers durch biographische Arbeiten zur Naturwissenschaftsgeschichte und Vorlage eines damals hochaktuellen Manuskripts über die Umwandlung der Preußischen Akademie nach 1945 zur Deutschen Akademie der Wissenschaften. Es ist kein Geheimnis, daß die Berliner Akademiegeschichte Herrn Dr. Peter Nötzoldt weitere grundlegende Arbeiten zur Wissenschaftsgeschichte verdankt – persönlich empfinde ich es als Freude, daß uns nach Jahren der Zusammenarbeit in der Arbeitsgruppe (s. unten) heute hier wieder eine gemeinsame Aufgabe zusammenführt.

Jeder, der mal verantwortlicher Chef eines Forschungs-Instituts war oder ist, mag ermessen, was das Wegbrechen fast des gesamten eingespielten Mitarbeiterteams bedeutet. Den dienstlichen und persönlichen Schlag, der gewiß zu den gravierenden Zäsuren im Berufsleben von Conrad Grau gehörte, überwand er, zumindest äußerlich, mit pragmatischer (das meint keineswegs: opportunistischer) streng sachbezogener Kooperation, freilich wohl nicht ohne Bitternis oder tiefe Depression, wie sie aus der eingerissenen Kluft zwischen seiner eigenen gewissermaßen privilegierten, dabei aber hilflosen Stellung gegenüber den – wie man sie nannte – „abgewickelten“ Institutskollegen resultieren mußte.

In den folgenden Monaten und Jahren ging es zwecks „Evaluierung“ - vorerst positiv verstehbar – um Anstrengungen zur Rettung und vielleicht Wiederverbesserung des offiziell bis 1994 als akademietypisches „Langfristvorhaben“ bezeichneten Projekts „Wissenschaftsgeschichte/Akademiegeschichte“. Dessen durch Conrad Grau grundgelegtes Potential beinhaltete unter Abstrich Regime-bedingter politischer Rhetorik ein durchaus ehrgeiziges Forschungsprogramm, wie es die Referate dieses Kolloquiums ja eindrucksvoll dartun. Nach meiner Überzeugung schien es zumal für den Ausbau zum komparatistischen Vorhaben unter quellenbezogener Erweite-

rung auf gesamtdeutsch und europäisch vernetzte Personen- und Wissenschaftsgeschichte zukunftsträchtig angesiedelt gerade am Ort der ehemaligen Preußischen Akademie mit ihrer unversehrten Überlieferung des Akademiearchivs.

Die Zusammenarbeit zwischen Projektleiter und zugeordnetem Ansprechpartner (in meiner Person) bezog sich auf Haushaltsführung, Einholung von Genehmigungen für Ausgaben von Postgebühren bis hin zu Geräteanschaffung, z. B. eines PC, oder auf Urlaubsanträge für die Teilnahme von Grau an auswärtigen Tagungen, Reisekosten, etc. – alles, jede einzelne Aktion, mußte über Prüfung durch den Ansprechpartner verlaufen – schriftlich, telephonisch oder bei Zusammenkünften. Das waren für den zu betreuenden vormals selbständigen Leiter eines Wissenschaftsbereichs an einem großen, inzwischen entblößten Instituts im Grunde demütigende Bedingungen, obwohl davon dank der ausgeglichen erscheinenden Pragmatik von Conrad Grau in unseren Gesprächen wenig die Rede war. Beiderseits fielen wiederholte Berichtsvorlagen zu Forschungsstand und Konzepten an, meinerseits dazu gutachtliche Eingaben, so etwa im Mai 1992 zum Termin einer Bund-Länder-Konferenz in Erfurt über Zukunftsperspektiven aller Akademie-Vorhaben.

Was die inzwischen für Herrn Grau freiere Möglichkeit von Vortragsreisen betrifft, die er bald eifrig wahrnahm, so war es für mich eine Freude, das Ehepaar Grau im Sommer 1992 an unserer Münchener Universität begrüßen zu können – nämlich zum stark besuchten Gastvortrag von Conrad Grau über „Wilhelm Wattenbach an Georg Heinrich Pertz: Unveröffentlichte Historikerbriefe aus dem Berliner Akademie-Archiv über die Revolution in Wien 1848/49“. Im August 1992 folgte eine Studienexkursion mit den Mitarbeitern meines Lehrstuhls und des Münchener Universitätsarchivs nach Berlin, die Herr Grau vor Ort vorbereitet hatte und führte; wir lernten von ihm vor allem die einstige Berliner Hugenotten-Kultur kennen; eingeschlossen waren natürlich Besuche von Akademie- und Universitätsarchiv.

Insgesamt zeichnete sich 1992/93 eine recht hoffnungsvolle Kurve zugunsten des Projekts Akademiegeschichte ab, auch atmosphärisch positiv wirkend durch den auffallend höflichen und verständnisvollen Rundbrief des Vorsitzenden der Konferenz (Professor Thews) an alle betroffenen Projektmitarbeiter– an Grau datiert vom 17.3.1992: Zum 1. Januar habe der Ausschuß der Bund-Länder-Kommission insgesamt 60 akademietypische Vorhaben aus den neuen Bundesländern in das sog. Akademienprogramm übernommen. Der Brief betont das Bedauern, daß die Umstellungen Unsi-

cherheit und Sorge geweckt haben, und versichert die Bemühungen der Konferenz „um adäquate Lösungen der gegenwärtigen Probleme und um langfristige Absicherung der Vorhaben.“ Ihr sei „daran gelegen, daß nunmehr die Kontinuität und die Leistungsfähigkeit der wissenschaftlichen Arbeit im Vordergrund steht“, und sie bittet um konstruktive Mitarbeit. Außerdem wird mitgeteilt, daß für die in Berlin und Brandenburg angesiedelten Vorhaben neben den als fachwissenschaftliche „Schaltstelle“ vorerst tätig bleibenden Ansprechpartnern nun für die finanzielle und arbeitsrechtliche Betreuung die KAI e.V. bis auf weiteres zuständig sei. Diese „Koordinierungs- und Aufbauinitiative“ mit Dienstsitz im Berliner Akademiegebäude wurde nun durch Bereitstellung administrativer Infrastruktur gleichsam Arbeitgeber für die Betroffenen. In Erinnerung an jene Jahre der Akademie-Verwaltung möchte ich heute nochmals offiziell meinen Dank für die angenehme, unbürokratische Kooperation an Herrn Dr. Hans Schilar sagen, der für Herrn Grau und ebenso für mich damals ein stets ansprechbarer Freund geworden ist.

Nach Unterzeichnung des Arbeitsvertrags von Conrad Grau am 21.2.1992 – im Januar 1993 folgte eine verbesserte rückwirkende Einstufung gemäß Bewährungsaufstieg – klang aus den Briefen Graus gewisse Erleichterung über die Fortsetzungsmöglichkeit seiner wissenschaftlichen Arbeiten, die er als „mein Lebenselixier“[16] bezeichnete (im Rückblick wird mir die Tiefendimension jenes Ausdrucks so recht bewußt). Und daraus klang auch Zuversicht auf Sicherung des Projekts durch die bevorstehende Neukonstituierung der Berlin-Brandenburgischen Akademie. Die Presseerklärung der Senatsverwaltung vom 7.1.1993 über die Bestellung von Professor Hubert Markl zum Übergangspräsidenten bis zur ersten Wahl kündigte an: Die Akademie soll die Akademie-Unternehmen fortführen, sie übernimmt auch die noch laufenden Arbeitsgruppen der ehemaligen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Trotz Nichterwähnung der 1972 umbenannten DDR-Akademie konnte man angesichts der offenkundigen institutionellen Kontinuität bei projektbiographischer Interpretation darunter eigentlich auch die schon seit 1967 unter Mit-Initiative von Conrad Grau aufgebaute und ab 1982 in der DDR-Akademie von ihm geleitete Forschungsstelle für Akademiegeschichte verstehen.

Wie dem auch sei, symptomatisch für jene Situation zwischen Unsicherheit und Hoffnung ist der Kommentar von Conrad Grau angesichts der Akademie-Neugründung 1992 unter dem Titel „Academia Prussica restituta oder der Wechsel als das einzig Beständige“ nach einem Motto von Schopenhau-

16 Handschriftlicher Brief vom 20.12.1992.

er.[17] Angelehnt an eine Äußerung des einstigen Akademikers Jakob Grimm von 1849, es sei unleugbar, „daß die Akademien (...) alle Keime einer zweiten und dritten Wiedergeburt in sich tragen", hier noch ein Zitat aus dem Resumé des informativen Grau'schen Berichts: „Der Akademiehistoriker ist daran interessiert, als einen Vorzug der geplanten Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften besonders herauszustellen, daß sie sich in der Nachfolge aller seit 1700 in Berlin bestehenden Akademien sieht und zugleich den Gegebenheiten neuer Forschungsbedürfnisse entspricht." Grau benennt als Zeugnis für die geschichtliche Einheit die Übernahme von Archiv, Bibliothek und Kustodie. Und weiter im Wortlaut: „Dreimal – unter Friedrich d. Großen, in der Zeit der preußischen Reformen und nach dem Zweiten Weltkrieg – wurden unterschiedliche Wege gefunden, um die Sozietät von Leibniz veränderten Bedingungen anzupassen (...). Nun also erneut ein Anfang in Berlin und Brandenburg mit einer 292jährigen Geschichte und neuen Aufgaben."

(2) Die offizielle Eröffnung der Akademie im März 1993 – der Festakt erfolgte erst am 26.2.1994 – beendete die Schaltstellen-Funktion der interimistischen Ansprechpartner und setzte somit die *zweite Phase der Abwicklung* der akademischen Forschungseinrichtungen in Gang. Der designierte Generalsekretär der Akademie, Diepold Salvini-Plawen, zuvor Geschäftsführer der KAI, informierte mich durch Schreiben vom 2.11.1993 über den Beschluß des Plenums der Akademie vom 9.7.1993, das *Langzeitvorhaben* „*Wissenschaftsgeschichte/Akademiegeschichte*" in die Betreuung der Akademie aufzunehmen und dafür eine *Kommission* zu bilden, in die auch ich (neben drei Kollegen, vgl. unten) berufen werden solle – dazu gab ich meine Zusage. Am 3.11. bat die Konferenz um Erstellung eines ausführlichen *Übergabeprotokolls*, das ich, wiederum unter Kontaktnahme mit Herrn Grau, am 27.12.1993 einreichte. Nach Vollzugs-Mitteilung des gewählten Präsidenten der neukonstituierten Berliner Akademie, Professor Hubert Markl, vom 11.1.1994 erreichte mich durch Dank-Schreiben der Konferenz vom 22.3.1994 die Bestätigung, daß mit der Protokollabgabe die Verantwortung des Vorhabens (II.D.12) endgültig an die Berlin-Brandenburgische Akademie übergegangen sei. In jenen Wochen des Wechsels erhielt Herr Grau den präsidialen Auftrag, eine Projekt-Beschreibung über Aufgaben, Zielsetzungen, Geschichte und Arbeitsergebnisse in Abstimmung mit dem Projektleiter

17 In: Spectrum der Wissenschaft 4 (Aprilheft, Heidelberg 1992), S. 135–137 (dreispaltig).

bzw. der Kommission für das Akademie-Jahrbuch 1992/93 bis 1.3.1994 zu verfassen, was denn auch so geschah.

Die *Kommission* nahm inzwischen Gestalt an; zu Mitgliedern waren berufen die Professoren Jürgen Kocka, Jürgen Mittelstraß, Rudolf Vierhaus sowie meine Person unter dem von der geisteswissenschaftlichen Akademie-Klasse bestimmten Vorsitzenden, Herrn Kollegen Klaus Zernack. Conrad Grau wurde als Arbeitsstellenleiter, teils auch zusammen mit der Mitarbeiterin Frau Dr. Schubert, jeweils zwecks Tätigkeitsbericht zum einschlägigen Tagesordnungspunkt dazugebeten, d. h. im Gast-Status, nicht als Kommissions-Mitglied. Regulär tagte die Kommission insgesamt nur viermal: am 9.9.1994, 2.12.1994, dann am 24.5.1996 und 24.1.1997, seitens der dazu einladenden Akademieverwaltung persönlich begleitet durch Dr.Hans Schilar.[18]

Während jener vier ersten Jahre unter dem Immediatdach der Berlin-Brandenburgischen Akademie wurde die Drehung der Windrichtung gegen das ohnehin personell auf zwei Mitarbeiter geschrumpfte, gleichwohl noch so benannte 'Langzeitvorhaben' bald deutlich spürbar, trotz mancher defensiven Anstrengungen namentlich des Kommissions-Vorsitzenden. Der Situations-Wandel sei folgend kurz geschildert.

Die *konstituierende Kommissions-Sitzung* am 9.9.1994 (ohne Teilnahme der Herren Kocka und Mittelstraß) wurde eröffnet durch den Präsidenten Professor Markl. Nach Erwähnung des Beschlusses des Bund-Länder-Ausschusses „Akademievorhaben" vom 1.6.1994, die Arbeit an dem Projekt Wissenschaftsgeschichte/Akademiegeschichte bis Ende des Jahres 1996 abzuschließen, verwies er positiv auf die durch Akademie-Bemühung erreichte Möglichkeit, eine Stellungnahme zugunsten Fortführung der Projektarbeiten vorlegen zu können. Er umriß die daraus erwachsende Verantwortung der Kommission in ermutigendem Tenor für die akademiegeschichtliche Aufgabenstellung der Forschungs- und Editionsarbeiten in Richtung europäischer Dimension des wissenschaftshistorischen Prozesses. Davon zwar nicht losgelöst, aber mit dem Merkmal der Eigenständigkeit stellten sich daneben Aufgaben für die Vorbereitungsarbeiten zum Akademie-Jubiläum 2000. Damit schienen die beiden Schwerpunkte der Kommissionsarbeit vorgegeben. Wie sich allerdings bald herausstellte, galt das nur für die ersten beiden Sitzungen, die sich namentlich einerseits mit der Konzipierung der zu erarbeitenden Stellungnahme sowie andererseits mit der Frage der Jubiläums-Vorbereitung befaßten. Dazu wurde auch die Antragstellung für Einleitung von ABM-Maß-

18 Die vorliegenden Protokolle bilden eine wesentliche Grundlage für folgende Ausführungen.

nahmen und Drittmittel-Einwerbung erörtert. Indes standen infolge des enttäuschenden Teilerfolgs der Stellungnahme die Arbeiten fortan unter dem Druck zur Neuorientierung vor der Auflösung.

Zunächst ein Wort über die „Stellungnahme zur Fortführung des Vorhabens „Wissenschaftsgeschichte/Akademiegeschichte“, die Herr Zernack in Kooperation mit Herrn Grau und im Umfrageverfahren mit den Kommissionsmitgliedern erarbeitete. Sie wurde gemäß Sitzungsbeschluß vom 2.12.1994 im Januar 1995 dem Präsidenten vorgelegt; er veranlaßte Weiterleitungen an die Senatskommission der Konferenz und an den Bund-Länder-Ausschuß. Das Dokument betonte die Singularität des Projekts seiner Art unter allen Akademie-Vorhaben, kennzeichnete die außergewöhnlich günstige Lage der Quellenüberlieferung dank des Berliner Akademiearchivs, den beachtlichen Entwicklungsstand der Vorarbeiten sowie die Intention zur Begründung einer Schriftenreihe mit Editionen und Studien zur Akademiegeschichte. Der *Projektplan* bezog sich auf *drei Themenkomplexe*:

a. Edition und Kommentierung der Anträge auf Zuwahl von Geistes- und Sozialwissenschaftlern in die Preußische Akademie der Wissenschaften von der Mitte des 19. bis zur Mitte des 20.Jahrhunderts;
b. Quellenedition und Monographie über die Preußische Akademie in der interakademischen Zusammenarbeit vom Ausgang des 19. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts;
c. Edition und Kommentierung von Quellen zur Disziplinen-, Institutionen- und Personengeschichte der Berliner Akademien seit 1945/46.

Da an bereits vorliegende forscherliche Teilergebnisse angeknüpft werden konnte, wurde als Zielvorstellung eine gestaffelte Befristung bis 2004 anvisiert.

Leider jedoch mußte Herr Zernack am 21.3.1995 der Kommission mitteilen: Der Ausschuß Akademievorhaben habe am 15.3. entschieden, das Projekt (nur) noch bis Ende 1997 zu fördern, aber im Jahr 1997 nur mit einer Stelle zu finanzieren. Die Konsequenz daraus war eine grundsätzliche *Richtungsänderung der Kommissionsaufgabe*, da (so Zernack wörtlich) „die Beendigung der laufenden Arbeiten von Herrn Grau und Frau Schubert keine besondere konzeptionelle Begleitung mehr erfordert“. Möglich sei nun die Bildung einer „Kommission zur Vorbereitung und Gestaltung des Jubiläums 2000 (...), die die Betreuung der Restaufgaben des Vorhabens miterledigt.“ Präsident und Vorstand würden es begrüßen, wenn sich die Mitglieder der jetzigen Kommission für die Mitarbeit zur Verfügung stellen würden.

Der geplante Sitzungstermin April 1995 wurde fallengelassen. Es folgten noch zwei Kommissions-Sitzungen am 24.5.1996 und am 24.1.1997. Das letzte Ergebnisprotokoll (vom 28.1.1997) verwies nochmals darauf, daß das Vorhaben Akademiegeschichte nach dem 31.12.1997 im Programm der Bund-Länder-Kommission keine Fortsetzung erfährt. Die beiden Berichterstatter Grau und Schubert wurden zum Abschluß ihres Arbeitskonzepts bis Jahresende gedrängt. Ohnehin hatte ja die Abwicklungs-Reduzierung auf zwei Personalstellen eine thematische Schrumpfung erzwungen – d. h. die Konzentration auf Graus Vorhaben zu „Akademie und Kommunikation im Aufklärungszeitalter" als europäisch-vergleichenden Ansatz. 1993 war seine Monographie erschienen über „Die preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Eine deutsche Gelehrtengesellschaft in drei Jahrhunderten", daneben eine Mehrzahl von Aufsätzen; die Bibliographie dokumentiert Graus erstaunliche Arbeitskraft. Frau Schubert befaßte sich – nach Abschluß ihrer für die Akademiegeschichte eher als marginal eingeschätzten Arbeit über Paul Fridolin Kehr als Wissenschaftsorganisator – nun verstärkt mit Editions-Vorbereitung der Wahlvorschläge 1830–1949 für die Phil.-Historische Akademie-Klasse, speziell der rd. 440 Laudationes von Historikern über Historiker, unter Zurückstellung ihres eigenen Habilitationsvorhabens. Herr Grau hatte in der Zwischenzeit neben seinem Haupt-Projekt über „Akademie und Kommunikation" auftragsgemäß einen *chronikalischen Abriß zur Akademiegeschichte 1700 bis zur Gegenwart* als Materialgrundlage für die Jubiläumsarbeit entworfen (ca. 100 Manuskriptseiten); er sollte mit Ergänzung durch einen historischen Essay vom Vorsitzenden Klaus Zernack dem Präsidenten als Hilfestellung für das Festkomitee vorgelegt werden.

Die Umleitung des bisher „akademietypischen Langzeitvorhabens" auf eine absolute Kurzstrecke bedeutete de facto das endgültige Aus für den bei der Abwicklung geretteten Kern der akademiehistorischen Forschungsstation – ein Scheitern auch für das beruflich-persönliche Lebenswerk von Conrad Grau, dem übrigens im selben Projekt-Endjahr 1997 die Pensionierung bevorstand. Indes verweigerte er nicht seine weitere Mitarbeit am Jubiläumsprogramm. Zudem konzentrierte sich Grau auf das damals von Herrn Zernack geplante internationale Symposium zur Thematik „Berlin und St. Petersburg. Akademien im Dialog". Es fand dann vom 5.-7.10. 2000 in Potsdam statt – ohne Conrad Grau. Sein im ursprünglichen Programmentwurf vorgesehener öffentlicher Vortrag „Zweimal Leibniz – Die europäische Programmatik in den Berlin-Petersburger Akademiebeziehungen" mußte entfallen. In den Vorträgen und Diskussionen der spannenden und erfolgreichen Tagung

unter Mitwirkung mehrerer russischer, aber auch westeuropäischer Kollegen waren die wissenschaftlichen Grundlegungen des nicht mehr lebenden Koordinators sehr spürbar präsent.

(3) Die *dritte und letzte Phase des Projekts Akademiegeschichte* wurde 1996 an der Berlin-Brandenburgischen Akademie eingeleitet durch Bildung eines dem Präsidenten unterstellten Festkomitees aus sechs Ordentlichen Akademie-Mitgliedern, das die Arbeit am 1.1.1997 aufgenommen hatte. Dessen Sprecher, Herr Kollege Jürgen Kocka, bat anläßlich unserer letzten Kommissionssitzung am 24.1.1997 Herrn Vierhaus und mich zur Teilnahme an der für Februar anberaumten konstituierenden Sitzung der neuen Arbeitsgruppe. Diese *Interdisziplinäre Arbeitsgruppe Berliner Akademiegeschichte im 19. und 20. Jahrhundert* sollte die Umwandlung des „Langzeitvorhabens" in ein Kurzprojekt zur Jubiläums-Vorbereitung besiegeln. Sie setzte sich unter der Leitung von Jürgen Kocka zusammen aus sechs Mitgliedern (Kocka, Wolfram Fischer, Jürgen Ehlers, Peter Moraw, Klaus Pinkau, Klaus Zernack), sechs Kooperationspartnern (Mitchell Ash, Rüdiger vom Bruch, Lorraine Daston, Conrad Grau, Wolfgang Hardtwig, auch ich wurde zur Teilnahme regelmäßig eingeladen) sowie drei Mitarbeitern auf befristeten Planstellen (Rainer Hohlfeld, Peter Nötzoldt, Peter Th. Walther); auf letztere kam für die knappe Zeitspanne ein dichtes Arbeitspensum zu.

Die konstituierende Sitzung der Arbeitsgruppe erfolgte am 14.2.1997. Sie tagte offiziell durchschnittlich dreimal pro Jahr mit Blickausrichtung auf ihr Hauptprogramm: Veranstaltung einer *Kolloquienreihe* über die „Akademie in vier Reichen". Intern bildete sich zusätzlich auf Anregung durch Herrn Kollegen Moraw ein anspruchsvolles Sondergleis zur Erarbeitung einer Kollektiv-Prosopographie der Akademiemitglieder 1810-1849. Auf der letzten regulären Arbeitsgruppensitzung, der zehnten am 17.2.2000, konnte als Ergebnis konstatiert werden, daß 90 % der Personen für die Datenbank erfaßt seien. Allerdings, auch diesem eigentlich als Grundlagen-Kärrnerdienst nützlichen Projekt wehte anfangs aus dem Akademiekonvent Gegenwind entgegen wegen der Befürchtung, „damit ein neues Langzeitvorhaben zu schaffen" (so im Protokoll vom 19.1.1998). Bekannt ist ja die bis heute nicht verstummte Diskussion um Struktur und Aufgaben der in Rechtfertigungsnot geratenen Akademien, namentlich bezüglich der geisteswissenschaftlichen „akademietypischen" Langzeitprojekte, obwohl deren Durchführung – weil auf Universitätsebene nicht möglich – grundsätzlich auf Akademien oder historische Stiftungs-Kommissionen angewiesen bleibt.

Die Tätigkeit der Arbeitsgruppe fand Niederschlag in den aus den öffentlichen Kolloquien resultierenden *Sammelbänden*:

I. „Die Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin im Kaiserreich“ (1999),
II. „Die Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1914–1945“ (2000);
III. „Die Berliner Akademien der Wissenschaften im geteilten Deutschland 1945–1990“ (2002).

An allen Symposien und Bänden wirkte Conrad Grau mit – auch am letzten, wo posthum sein Vortragsmanuskript mit „Reflexionen über die Akademie der Wissenschaften der DDR 1968–1990“ (S. 81–90) präsentiert wird.

Dank der Initiative von Herrn Zernack fand noch ein *viertes Kolloquium* am 8./9.12. 2000 statt, sorgsam konzipiert zur „Akademie-Geschichtsschreibung um die Jahrhundertwende“, dessen Druck-Dokumentation offenbar noch immer im Bereich der Unsicherheit schwebt. Das Kolloquium mußte zugleich die *Verabschiedung der Arbeitsgruppe* sanktionieren. Deshalb lösten die Verhinderung des Sprechers und vor allem das Fernbleiben des Akademie-Präsidenten Professor Dieter Simon, von dem zumindest ein abschließendes Grußwort erwartet worden wäre, allgemeine Enttäuschung aus.* Überdies stand das Kolloquium unter dem Eindruck der vorangegangenen 300-Jahr-Feiern des Sommers, welche in der Presse ein reiches, teils aber auch zwiespältiges Echo gefunden hatten, so mit Fragen an die Zukunfts-Visionen der Akademiestruktur. Die feierliche Doppelung des traditionellen Leibniztages in Akademie und Sozietät – unter Stichworten wie „Viel Ehre für Leibniz“ – ließ auch den Streit um die Rechtsnachfolge der Preußischen Akademie neu aufflammen. Und nicht zuletzt stand jenes Dezember-Kolloquium unter dem bedrückenden Erleben des Todes von Conrad Grau, der von der Boulevard-Presse so geschmacklos sensationslüstern kommentiert worden war.

Das heutige Kolloquium der Leibniz-Sozietät – fast drei Jahre danach – ist keine Nekrolog-Veranstaltung. Es dient vielmehr der Rezeption des Oeuvre von Conrad Grau, die ja schon auf der Berlin-St. Petersburger Tagung eingesetzt hatte. Dies ist eine würdige Form der Ehrung, wie sie der von Con-

* Das Kolloquium mit dem (in diesen Band aufgenommenen) Schlußvortrag von Bernhard vom Brocke „Geschichte und Perspektiven der Akademien in Deutschland“ wurde nicht gedruckt. Auf Bitte Jürgen Kockas in dessen Vertretung übernommen, hat er die Abwicklung und Auflösung der Arbeitsgruppe Grau´s als den eigentlichen Skandal dieses Akademiejubiläums gegeißelt (Anm. des Herausgebers).

rad Grau gelebten und erlittenen Loyalität gegenüber beiden aus der preußischen Akademie-Tradition wiedergeborenen Institutionsformen, Akademie und Sozietät, entsprechen würde; denn gemäß seinem wissenschaftlichen Credo, im institutionellen Wechsel das Beständige zu sehen (s.o.), vermochte er auch im Wechsel seiner Arbeitsstellen die Kontinuität des ihn verpflichtenden Forschungsanliegens Akademiegeschichte zu erkennen, dem er sich lebenszeitlich verschrieben hatte.

Abschließend komme ich zurück auf die von Conrad Grau in seinem letzten öffentlichen Vortrag am 14.4.2000, vier Tage vor seinem Tod, behandelte Thematik; sie hat ihn zeitlebens beschäftigt: „Leibniz und die Folgen – Zur Wirkungsgeschichte des Leibnizschen Akademiekonzepts". In diesem Zusammenhang möchte ich Frau Barbara Grau nochmals sehr herzlich dafür danken, daß sie mir seinerzeit kurz nach dem tragischen Ableben ihres Mannes eine Diskette des von ihr abgeschriebenen Vortragsmanuskripts zur Verfügung gestellt hat. Es ist Grundlage meiner Zitate. Erst vor wenigen Tagen erfuhr ich, daß die Rede in den Sitzungsberichten der Leibniz-Sozietät gedruckt vorliegt.[19] Wenig später folgte dort noch eine zweite posthume Veröffentlichung von Grau aus seinem Forschungsfeld zur osteuropäischen Geschichte, vermutlich nicht die letzte Publikation aus dem Nachlaß.[20]

Ich habe den inhaltsschweren Aufsatz (Leibniz und die Folgen) damals und heute wieder mehrmals gelesen – das ist anders als „gehört". Inhaltsschwer: das beziehe ich nicht auf die vom Redner bzw. Autor eingangs angedeutete Situation seiner „übermässigen physischen und nervlichen Belastung als Mensch und Wissenschaftler" – ist es doch empörend genug, daß diese Sätze seinerzeit von Journalisten als spektakulärer Zeitungs-Ausriß gedruckt wurden. Anderes möchte ich anmerken. Es ging um eine kritisch an Adolf von Harnack ansetzende quellengestützte Revision der Rolle von Leibniz in der Vor- und Frühgeschichte der Sozietät zu Berlin. Grau hatte die Thematik ja schon bei der Pariser Tagung 1989 als Desiderat angedeutet, nämlich die notwendige Relativierung einer Überschätzung zwar nicht der Gründungsinitiative, aber des singulär führenden Einflusses von Leibniz; einer Überhöhung im Gefolge der seit 1812 von den Pflichtvorträgen zum Leibniz-Tag mitgeprägten Rezeptions-Historiographie.

---

19 Einleitender Beitrag auf dem Kolloquium der Leibniz-Sozietät: Akademische Wissenschaft im säkularen Wandel. 300 Jahre Wissenschaft in Berlin. In: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät, Band 38 (2000) 3, S. 5–26 (verantwortlich für den Band Wolfgang Küttler).

20 Conrad Grau: Goethe 1932 in Moskau und Leningrad. Wissenschaftliches Erbe und gesellschaftlicher Umbruch. In: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät Band 41 (2000) 6, S. 85–101.

Bei wiederholter Lektüre drängte sich mir – vielleicht stärker, als einem hörenden Publikum – der Vermächtnischarakter jener offenbar bewußt letzten Rede von Conrad Grau auf, kryptisch verhüllt in den Eingangsbemerkungen. Auffallend erscheint die Betonung zwar, wenn sein Vortrag „nicht ganz dem gängigen Leibniz-Bild“ entspreche, so sei das nicht seinem „gegenwärtigen persönlichen Zustand geschuldet, der für die Sache des Jubiläums und für Sie als meine Zuhörer durchaus unerheblich sein dürfte“. Aber unmittelbar darauf folgt der Satz: „Es mußte jedoch gesagt werden, weil es nach meiner Meinung einen inneren Zusammenhang mit meinen beabsichtigten Äußerungen über Leibniz und sein Wirken für und in der Sozietät gibt“. Und Grau erwähnte dazu, daß seine den Hörern „zugemuteten Vorbemerkungen“ auch deshalb wichtig seien, „weil sie mein wissenschaftliches Selbstverständnis berühren.“

Lassen Sie mich noch kurz darauf eingehen. Die fundiert besonnen entfaltete Neusicht relativiert die Rolle von Leibniz im Blick auf die an der Gründung mit-beteiligten Persönlichkeiten, die in bisheriger Sicht fast durchweg, so Grau, „zu Randfiguren“ reduziert erscheinen. Er beleuchtet mit konsequent-differenzierender Darstellung die (dem meist von Berlin abwesenden) Leibniz ebenbürtige und zugleich konkurrierende Rolle von Daniel Ernst Jablonski bis hin zu dessen Tod 1741: „ ... es würde keineswegs den Tatsachen widersprechen, wenn unsere heutige Wissenschaftlergemeinschaft den Namen Leibniz-Jablonski-Sozietät e.V. trüge“. Denn, so Grau, Jablonski war – unabhängig von den sonstigen Funktionen – stets der primus inter pares, de facto der anerkannte Leiter, der aktive Wissenschaftsorganisator; seiner Handlungsstrategie sei es – auch gegenüber der absolutistisch-wissenschaftsfremden Nützlichkeits-Haltung des Herrschers – gelungen, die Sozietät zu erhalten. So die Thesen Graus.

Ich möchte nun nicht der Versuchung erliegen, den tiefgründigen Vortrag zu überinterpretieren. Nur vorsichtig sei folgendes angemerkt. Wenn Grau ausdrücklich betont, daß Jablonski derjenige war, „der in vier Jahrzehnten – natürlich gemeinsam mit Gesinnungsfreunden – die Sozietät am Leben erhielt“, so machten mich die Eingangsworte von Grau aufmerksam: „Mündet doch, wie viele von Ihnen wissen, mein gesamtes berufliches Leben irgendwie folgerichtig in den 300. Jahrestag der Gründung dieser Institution, in der ich genau vierzig Jahre mit Höhen und Tiefen tätig gewesen bin und vielleicht auch auf den einen oder anderen Erfolg verweisen kann.“ Es ist schwer zu sagen, ob gewisse auffallende Parallelen – nicht nur bezüglich der auf- oder abgerundeten vierzigjährigen Amtstätigkeit – gewollt waren oder unwillkürlich

einflossen. Hat Conrad Grau damit eine Botschaft hinterlassen? Wenn dem so sei, dann dürfte auch dies gelten: Jablonski – und ebenso sein später Nachfolger, die sich beide unterhalb der nominellen Leitung jeweils als Organisator und Seele auf einer schwierigen historischen Wegstrecke der Akademie für deren Erhalt engagierten – wußten sich den über vier Jahrzehnte hinweg örtlich unterstützenden Kollegen und Mitstreitern dankbar verbunden. Das könnte ein Vermächtnis sein. Es würde dem stets liebenswürdig-kollegialen sachbezogenen Engagement Conrad Graus entsprechen, eines auch über die Zeitbrüche hinweg treuen Dieners der Akademie-Forschung an und für die Berliner Jubiläums-Akademie, ohne selbst deren o. Mitglied gewesen zu sein.

Nachhaltig bleibt mir im Gedächtnis der knappe gerechte Zeitungs-Nachruf von Herrn Kollegen Kocka, inmitten des schockierenden Wirbels um die signalhafte Form des Abtretens von Conrad Grau, überschrieben „Der Unbestechliche". Kockas Zeugnis für den toten Kollegen aus der zuerst evaluierten, dann stufenweise aufgelösten Forschungseinrichtung lautet: „Ausgezeichneter Fachmann, angesehener Wissenschaftler, kooperativer Kollege, er besaß beneidenswerte Kenntnisse, ein genaues Urteil, einen selbständigen Geist. Nicht vielen Historikern ist es gelungen, sowohl in der DDR als auch im vereinigten Deutschland ihren Beruf erfolgreich auszuüben. Daß dies unterhalb der Leitungsebene möglich war, beweist das Werk Conrad Graus."[21]

Persönlich füge ich hinzu: Das Jahrzehnt der Zusammenarbeit mit Conrad Grau war für mich persönlich – während der sogenannten Wende-Jahre – eine lebensgeschichtlich sehr wertvolle Lehr-Zeit: Die Begegnung mit einem bei anspruchsvoller Kompetenz bescheiden-toleranten Menschen, geprägt vom Ethos forscherlicher Akribie und wissenschaftlicher wie menschlicher Zuverlässigkeit jenseits politischer Emotionen. So jedenfalls erlebte ich Conrad Grau in den Jahren von 1989 bis 2000.

Nachträge 2008 zu einigen Anmerkungen

Da der Vortragstext (von 2003) bezüglich inhaltlicher Aussagen – abgesehen von manchen stilistischen Präzisierungen – unverändert belassen wurde, erscheinen zu folgenden Anmerkungen einige aktualisierende Nachträge notwendig oder wünschenswert.

Zu Anmerkung 2:
Das Universitätsarchiv der Ludwig-Maximilians-Universität München hat

21 Jürgen Kocka: Der Unbestechliche. In: Tagesspiegel, Berlin, vom 29.4.2000.

diese seit meiner Amtszeit als Archiv-Vorstand dort deponierten Unterlagen zur „Akademiegeschichte Berlin“ wieder ausgesondert; sie befinden sich seit April 2008 auf meine Veranlassung in der Bayerischen Staatsbibliothek München, Hss.-Abt. Sign. Ana 701 (= Boehmiana).

Zu Anmerkung 9:
Vgl. dazu jetzt auch Lothar Mertens: Lexikon der DDR-Historiker. Biographien und Bibliographien zu den Geschichtswissenschaftlern aus der Deutschen Demokratischen Republik. München 2006, darin zu Grau S. 244 f., zu Stern S. 581 ff.

Zu Anmerkung 11:
Für verschiedene Dokumente aus den Jahren seiner wissenschaftlichen Mitarbeit, wie u. a. auch zum Begräbnis, wurde noch in meiner Amtszeit im Universitätsarchiv München ein Selekt-Kasten angelegt. Später wurde mir durch Hinweis von Prof. Dr. Winfried Müller bekannt, daß Seiferts (Adoptiv-)Tochter Franziska S. unter Auswertung der von ihrem Vater hinterlassenen Unterlagen eine Facharbeit verfaßt hat über „Oppositionelle Studentengruppen an den Universitäten Halle, Jena, Ost-Berlin, Magdeburg und Dresden in den Jahren 1956–1959“ (1992); eine dankenswerterweise mir überlassene Manuskript-Kopie wurde ebenfalls dem Select zum Personalakt A. Seifert beigefügt.

Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin *98(2008), 127–134*

Hubert Laitko

Gedenkrede für Conrad Grau am 3. Mai 2000 in Waldsieversdorf

Liebe Angehörige, liebe Freunde und Kollegen Conrad Graus,

von dem wir heute an diesem Ort der Stille, der Trauer und des Gedenkens Abschied nehmen müssen. Jedem in diesem Kreis hat er viel bedeutet. Den einen war er ein vertrauter Angehöriger, ein liebevoller Vater und Großvater, den anderen ein treuer Freund, den dritten ein verlässlicher und kompetenter Kollege – und was es sonst noch an Bindungen gibt, die Menschen einander wichtig werden lassen. Wir sollten uns nicht den falschen Trost einreden, die Zeit werde die Lücke schließen, die er hinterlassen hat. Als eine einzigartige, unwiederbringliche Individualität ist niemand ersetzbar. Solange wir die Lücke spüren, werden wir an ihn denken. Wir werden uns fragen, was er zu diesem oder jenem Problem gesagt hätte, das uns künftig beschäftigen wird, und werden in der Erinnerung an ihn Rat suchen. Und hier haben wir einen großen und starken Trost, der mehr ist als eine bloße Beschwichtigung unseres Schmerzes: Conrad Grau war nicht nur ein kundiger und vielseitiger, sondern auch ein fleißiger Historiker, der mit hoher Intensität geforscht und viele bedeutende Arbeiten geschrieben hat. Jederzeit können wir seine Texte zur Hand nehmen und daraus zu vielen Fragen seine authentische Meinung erfahren, unverstellt durch unwillkürliche Schwächen des Gedächtnisses. Seine Wirksamkeit in der Welt der Wissenschaft ist mit dem Tag, an dem er uns verlassen hat, nicht zuende, sie wird lange weitergehen, und vielleicht ist ihr Höhepunkt noch gar nicht erreicht.

Wir werden es einer anderen, späteren Gelegenheit überlassen müssen, sein Lebenswerk sorgsam vorbereitet zu würdigen und zu bewerten. Doch auch hier soll zumindest in Andeutungen davon die Rede sein, und das nicht in erster Linie deshalb, weil mein Verhältnis zu ihm ein kollegiales und fachliches war und sich nicht auf den privaten Raum erstreckte, sondern vor allem, weil für Conrad Grau selbst Wissenschaft und Leben auf das engste miteinander verbunden waren. Gerade dies hat ihn zu einem erstklassigen

Wissenschaftler werden lassen. Anders kann man auf diesem Feld auch kaum etwas Überdurchschnittliches vollbringen. Seit Aristoteles bis auf den heutigen Tag ist die Wissenschaft eine strenge Herrin, die den, der sich ernstlich auf sie einlässt, ganz und gar fordert. Mag man in der Jugend noch glauben, sich gegenüber dieser Herausforderung eine spielerische Reserve leisten und sie dennoch meistern zu können – mit den Jahren wird man gewahr, dass sie an die Wurzeln der Existenz geht, und der Historiker spürt es kraft der Eigenart seines Faches womöglich früher als die Vertreter anderer Fachgebiete. Im kollegialen Umgang konnte Conrad Grau mit seiner freundlichen Gelassenheit und seinem leisen Humor, der ganzen unauffälligen Schlichtheit seines Verhaltens durchaus vergessen machen, was für ein harter und zupackender Arbeiter er war, der zäh an den Problemen blieb, bis er sie bewältigt hatte, und nie versuchte, den erreichten Erkenntnisstand vollkommener zu reden, als er tatsächlich war. Wer aber seine Veröffentlichungen las und zudem das Themenspektrum und die zeitliche Dichte seiner Publikationsliste bedachte, der wusste schon, warum er jede vordergründige Selbstdarstellung missbilligte: Er hatte sie einfach nicht nötig.

Zu der von innen kommenden Bescheidenheit, die ihn auszeichnete, gehörte auch, dass er sich gern und ausführlich über die Themen äußerte, die ihn oder seine Gesprächspartner beschäftigten, aber kaum jemals über sich selbst, jedenfalls nicht außerhalb seines engsten Kreises. Auch ganz sachliche Selbstaussagen wie etwa: „Meine Arbeitsstellen innerhalb der Akademie wechselten, in der Arbeit selbst möchte ich eine Kontinuität erkennen“ oder: „Ich darf für mich in Anspruch nehmen, dass meine Untersuchungen zur Akademiegeschichte von der Öffentlichkeit rezipiert werden“ sind rar. Noch seltener sprach er über seine Freuden und Sorgen außerhalb der Wissenschaft. So kommt es, dass auch mein Bild von ihm nur eine Seite seines Wesens spiegelt. Ich habe nicht einmal gewusst, dass er ein begeisterter Naturfreund war, der mit seinen Kindern Gabi, Stephan und Tina gern wanderte und seine Liebe zur Natur an sie und so auch an die Enkel Christiane, Robert, Tobias und Christoph weitergab. Dabei liegt es doch so nahe, dass ein Mensch, der ständig mit schwer zu entziffernden und noch schwerer zu deutenden Akten umgehen muss, ein großes Verlangen nach der Weite der Landschaft in sich spürt, die alle Sinne zugleich in Anspruch nimmt.

Sicher ist dieses unmittelbare Verhältnis zur Natur älter als seine Leidenschaft für die Geschichte und reicht in die Kindheit zurück, die er in ländlicher Umgebung in der Gemeinde Loburg verbrachte. Doch er muss sich schon recht früh für einen wissenschaftlichen Lebensweg entschieden haben,

jedenfalls bilden die äußeren Daten seiner Laufbahn eine harmonische Folge von Stufen, die ihn ohne ersichtliche Schwankungen und Umwege auf die Höhe des souveränen Forscherprofils führte, das wir an ihm kennen. Dem 1952 in Magdeburg abgelegten Abitur folgte das Studium der Geschichte an der Berliner Humboldt-Universität, von dort aus ging er nach kurzer Assistenz bereits 1957 zu professioneller historischer Forschungsarbeit an die Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, die spätere Akademie der Wissenschaften der DDR, an der er in unterschiedlichen Positionen bis zu ihrer Abwicklung – also fast 35 Jahre – tätig war.

Die Abwicklung war zweifellos der gravierendste Einschnitt in seiner Laufbahn, sie brachte das Ende der von ihm geleiteten Abteilung Akademiegeschichte und damit auch des von dieser Abteilung getragenen ehrgeizigen akademiehistorischen Forschungsprogramms, das auf ein eingespieltes Team zugeschnitten und von einem Einzelnen allein nicht zu bewältigen war, doch sie traf ihn nicht so tief, dass sie ihn der Möglichkeit beraubt hätte, auf den wichtigsten Gebieten seines wissenschaftlichen Interesses weiterhin forschend tätig zu sein. Zuerst die Übergangsorganisation KAI e.V., dann die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften versicherten sich seiner außerordentlichen Kompetenz auf dem Feld der Akademiegeschichte. So erhielt er die für einen aus der DDR kommenden Wissenschaftler seltene Chance, bis zur Vollendung des 65. Lebensjahres an einem seriösen Arbeitsplatz forschen zu dürfen. Dieser Chance verdanken wir eine erhebliche Zahl wertvoller Publikationen, darunter eine konzentrierte Gesamtgeschichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften von ihrer Gründung als Kurfürstlich Brandenburgische Societät im Jahre 1700 bis zu ihrem Übergang in die Deutsche Akademie der Wissenschaften nach dem Ende des zweiten Weltkrieges.[1] Die westdeutschen Kollegen, die ihm diese Chance boten, hatten ersichtlich ein sicheres Gespür für Talent und Können.

Der äußeren Folgerichtigkeit dieser Laufbahn entsprach ihre innere Konsequenz. Wer Conrad Grau in wissenschaftlichen Diskussionen erlebt hat, wird seine Fähigkeit bewundert haben, leicht und frei von einem Thema zum anderen überzugehen und dabei zu den unterschiedlichsten Gegenständen korrekte Detailkenntnis zu beweisen. Seine Kompetenz glich jedoch keineswegs einem Mosaik unverbundener Bausteine, sondern eher einer geordneten Kulturlandschaft, in der alles seinen Platz hat und organisch miteinander ver-

1 C. Grau: Die preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin: Eine deutsche Gelehrtengesellschaft in drei Jahrhunderten. Heidelberg-Berlin-Oxford 1993, 281 S. Siehe ferner das Schriftenverzeichnis.

knüpft ist. Bewegt man sich auf der Zeitschiene durch die Liste seiner Arbeiten, dann sieht man, wie er sein Profil Schritt für Schritt aufgebaut hat, ohne zu zögern oder zu hasten oder gar notwendige Zwischenstufen zu überspringen.

Zwei ältere Historiker waren es vor allen anderen, die prägenden Einfluss auf Conrad Graus Entwicklung genommen haben: Eduard Winter und, ein gutes Stück später, Leo Stern. Über beide hat er biographische Porträts geschrieben.[2] Winter war sein wichtigster Lehrer an der Universität, und man geht wohl nicht fehl in der Annahme, dass er seinem Schüler mehr als nur das Handwerkszeug des soliden Historikers und mehr als nur bestimmte thematische Vorlieben mit auf den Weg gegeben hat. Eduard Winter, der bis 1945 in Prag gelehrt hatte und über Wien in die DDR gekommen war, nahm sich als kritischer Katholik die Freiheit, selbst kein Marxist zu sein, obwohl er dem Marxismus aufgeschlossen gegenüberstand und aus eigenem Entschluss in der DDR lebte und arbeitete. Schüler dieses Mannes zu sein bedeutete, weltanschauliche Toleranz und die Kultur des argumentierenden Dialogs zu erfahren. Toleranz war für Conrad Grau eine Tugend, die er lebte, und ein großes Thema, dem er sich immer wieder gern auch als Forscher widmete, so in seinen diversen Arbeiten über die Geschichte der Aufklärung und über die Hugenotten in Berlin, deren Ansiedlung in Brandenburg zu den in der deutschen Vergangenheit wahrlich nicht reich gesäten Ruhmesblättern religiöser und politischer Toleranz zählt. Er war Mitautor des 1988 im Union Verlag erschienenen vorzüglichen Buches „Hugenotten in Berlin".[3] Wer etwa nach Berlin-Buchholz fährt, das nun wieder Französisch-Buchholz heißt, und an Straßennamen und Gedenktafeln bemerkt, wie sehr der Anteil der Hugenotten an der Entwicklung Berlins wieder in das öffentliche Bewusstsein getreten ist, sollte wissen, dass dieser Fortschritt in der Erinnerungskultur nicht von selbst gekommen ist und Conrad Grau zu denen gehörte, die ihn wesentlich bewirkt haben.

Eine der Toleranz verwandte Haltung ist die Loyalität. Sie hat ihn in hohem Maße ausgezeichnet, und er ist darin wohl auch von Winter bestärkt und

2 C. Grau: Eduard Winter 1896–1982. In: Wegbereiter der DDR-Geschichtswissenschaft. Biographien. Berlin 1989, S. 358–375; Eduard Winter als Osteuropahistoriker in Halle und Berlin von 1946 bis 1956. In: Berliner Jahrbuch für osteuropäische Geschichte 1995/1 (1995), S. 43–76. – Leo Stern 1901–1982. In: Wegbereiter der DDR-Geschichtswissenschaft, S. 318–340. Siehe ferner das Schriftenverzeichnis.

3 Sybille Badstübner-Gröger, Klaus Brandenburg, Rolf Geissler, Conrad Grau, Winfried Löschburg, Helmut Schnitter, Klaus Steiner, Margarete Welge, Jürgen Wilke: Hugenotten in Berlin. Hg. Gottfried Bregulla. Berlin 1988.

geprägt worden. Conrad Grau war ein kompromissfähiger Mensch; wenn er eine Verpflichtung eingegangen war – ob sie ihm behagte oder nicht –, dann hielt er sie zuverlässig ein. Meinem Gedächtnis hat sich die kurze Antrittsrede eingeprägt, mit der er im Jahre 1994 der Leibniz-Sozietät für die ihm erwiesene Ehre der Zuwahl dankte. Damals war er Mitarbeiter der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Das Verhältnis zwischen diesen beiden in Berlin bestehenden Einrichtungen vom Typus einer Akademie, die sich nicht im wissenschaftlichen Format ihrer Mitglieder, wohl aber in ihrem offiziellen Status grundlegend unterscheiden, ist nicht unfreundlich, doch auch nicht unproblematisch, und wer hätte diese Problematik besser einschätzen können als er? Deshalb sagte er in seiner Rede: „Ich bitte daher um Ihr Verständnis, wenn ich meine Bereitschaft zur ‚Pflege und Förderung der Wissenschaften in der Tradition von Gottfried Wilhelm Leibniz' in der Sozietät mit dem Wunsch verbinde, dass ich an den Beschlüssen der Mitgliederversammlung nicht mitwirke, um mögliche Loyalitätskonflikte, die niemandem nutzen, zu vermeiden".[4] Diese Verpflichtung hat er mit größter Selbstverständlichkeit eingehalten, und beide Seiten, die Akademie wie die Sozietät, hatten davon reichen Gewinn. Sein Wunsch war ein gedeihliches Miteinander der beiden Institutionen – wir sollten dieses Anliegen als ein Legat annehmen.

Eduard Winter hat natürlich auch auf die thematischen Präferenzen Einfluss genommen, denen sein Schüler Grau in seinem Forscherleben folgte. Er war an der Humboldt-Universität Professor für osteuropäische Geschichte und Direktor des Instituts für Geschichte der Völker der UdSSR und hatte zugleich auch an der Akademie eine Arbeitsgruppe mit ähnlicher Ausrichtung – ein Umstand, der seinem Schüler den bruchlosen Übergang von der einen zur anderen sehr erleichterte. Weil Winter in erster Linie Geistes- und Kulturhistoriker war, aber allgemeinhistorisch definierte Ämter versah, legte er in seinen allgemeinhistorischen Untersuchungen größten Wert auf die Rolle geistiger Strömungen im Geschichtsverlauf und bettete umgekehrt seine geistesgeschichtlichen Studien, etwa über Bolzano, in einen ausdifferenzierten gesamthistorischen Kontext ein, und weil Prag vor der nationalsozialistischen Okkupation einer der wichtigsten Orte interkultureller Begegnung in Europa gewesen ist, war es dem Deutschböhmen Winter ein Grundbedürfnis, die osteuropäische Geistesgeschichte nicht isoliert, sondern im Wechselspiel der Kulturen zu behandeln. Damit ist auch Conrad Graus eigener Forschungsan-

4 C. Grau: Vorstellungsrede bei der Vorstellung neuer Mitglieder der Leibniz-Sozietät, gehalten auf dem Leibniz-Tag am 30. Juni 1994. In: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät, Bd. 2 (1995), Heft 1/2, S. 128–130.

satz schon weitgehend beschrieben. Seine zahlreichen Arbeiten zur osteuropäischen Geistesgeschichte sind in ihrem Kern großenteils Beiträge zum kulturellen Austausch zwischen West und Ost.

Mit diesem Credo – Geistesgeschichte in einem entwickelten allgemeinhistorischen Horizont – war er im Grunde der geborene Akademiehistoriker. Der Mann, der ihm die Gelegenheit bot, diese Disposition voll zu entfalten, war der damalige Akademie-Vizepräsident Leo Stern, auf dessen Initiative und unter dessen Leitung 1968 eine Forschungsstelle für Akademiegeschichte ins Leben gerufen wurde. Es wäre sicher nicht richtig, Stern in einem ähnlichen Sinn wie Winter als Graus akademischen Lehrer zu bezeichnen. Als Conrad Grau in die Gründungsmannschaft der Forschungsstelle berufen wurde, war er längst ein reifer Wissenschaftler, nicht nur promoviert, sondern auch habilitiert, der eine solche Aufgabe in eigener Verantwortung übernehmen konnte, aber Stern wurde durch seine institutionelle Initiative – und durch die Macht, sie auch durchzusetzen – für Graus Laufbahn entscheidend wichtig. Auch wenn Conrad Grau pro forma erst nach dem Tod Sterns, nun als Akademieprofessor, die Leitung der dann als Abteilung in das Zentralinstitut für Geschichte eingegliederten Forschungsstelle erhielt – faktisch hatte er sie schon lange vorher inne, zumal Stern unzählige Aufgaben wissenschaftlicher, administrativer und politischer Art nebeneinander bearbeitete und sich nur am Rande um die Akademiegeschichte kümmern konnte. Aber er musste es auch gar nicht tun, nachdem das institutionelle Fundament einmal geschaffen war. Die monographische Darstellung der Geschichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften von 1900 bis 1945 in drei Bänden war der authentische Ausweis des aus Conrad Grau, Wolfgang Schlicker und Liane Zeil bestehenden Teams der Forschungsstelle; später arbeiteten auch jüngere Wissenschaftler – ich nenne hier Ralph-Jürgen Lischke und Michèle Schubert – an seiner Seite.

Mit dem reich illustrierten Band „Berühmte Wissenschaftsakademien. Von ihrem Entstehen und ihrem weltweiten Erfolg“, der 1988 parallel bei Edition Leipzig und bei dem westdeutschen Verlag Harri Deutsch erschien, verhalf Conrad Grau der DDR zu einem späten Exportschlager. Dieses Buch verstärkte noch sein internationales Renommee, das spätestens mit den drei zuvor erwähnten Bänden fest begründet war. Vor allem aber dokumentierte es, dass er seine Forschungsperspektive abermals erweitert hatte, über die Geschichte der Berliner Akademie hinaus, die gleichwohl sein fester Bezugspunkt blieb, zu dem er immer wieder zurückkehrte. Vergleichende Akademiegeschichte, Netze interakademischer Beziehungen, Stellung von

Akademien in Wissenschaftslandschaften, dies alles im nationalen wie im internationalen Maßstab – das sind die Stichworte, die seine wissenschaftlichen Interessen in den 80er und 90er Jahren zunehmend bestimmten. Diese Ausweitung des Blickfeldes wuchs folgerichtig aus den Forschungen heraus, die er zuvor betrieben hatte, doch sie entsprach zugleich modernsten Tendenzen der Wissenschaftsgeschichtsschreibung. So ermöglichten ihm der Reichtum seines Wissens und die Beweglichkeit seines Denkens bis zuletzt, sich an der Front der Forschung zu behaupten, ohne wissenschaftlichen Moden nachjagen zu müssen.

Das Jahr 2000 stand ihm seit langem als Schicksalsjahr vor Augen, freilich ganz und gar nicht in dem Sinne, der uns nun offenbar geworden ist – vielmehr als das Jahr der reichsten Ernte, das seine Laufbahn krönen würde. 300 Jahre sind seit der Gründung der Berliner Akademie vergangen, in deren Geschichte er so tief und gründlich wie kein zweiter eingedrungen ist. Schon um die Mitte der 80er Jahre hat Conrad Grau ein Forschungsprogramm entworfen, das auf das Jubiläumsjahr zielte. Wenn dieses Programm infolge der Abwicklung des Instituts auch nicht im erforderlichen Umfang verwirklicht werden konnte, hat er doch seither beharrlich und ergiebig am historischen Bild vom Werden dieser Akademie gearbeitet. Er war mittendrin, in weitgesteckten Plänen und in umfangreichen Arbeiten zu ihrer Erfüllung, in der Sozietät haben wir uns immer wieder davon überzeugen können.

Einmal aber kommt unversehens der Tag, an dem die bunten Farben des Lebens verblassen, an dem der Mensch die Bindungen loslässt, die sein Dasein über Jahrzehnte erfüllt haben, und einsam den Fluss überschreitet, über den keiner zurückkehrt. Einige in diesem Kreis haben seinen letzten Vortrag am 14.April gehört, klug wie immer, vielleicht noch etwas feiner ziseliert, mit bemerkenswert neuartigen Einsichten über die Gründungs- und Frühphase der Berliner Akademie.[5] Wir haben die Botschaft vernommen, wir waren von ihr berührt, doch wir haben sie nicht zu deuten gewusst. Wir haben nicht begriffen, dass unser langjährig vertrauter Kollege, der da zu uns sprach, schon am anderen Ufer stand.

Nun entfernt uns die Zeit unaufhaltsam von dem Tag jener letzten Begegnung. Heute wissen wir, dass er uns das letzte Wort seines wissenschaftlichen Vermächtnisses mitgeteilt hat. Wir sind ihm dankbar dafür, dass es an uns

5 Leibniz und die Folgen – Zur Wirkungsgeschichte ders Leibnizschen Akademiekonzepts. Einleitender Beitrag auf dem Kolloquium der Leibniz-Sozietät: Akademische Wissenschaft im säkularen Wandel. 300 Jahre Wissenschaft in Berlin. In Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät, Band 38 (2000) H. 3 , S. 5–26.

adressiert war. Gewiss, sein Werk ist unvollendet. Doch in der Wissenschaft ist jedes Streben nach Vollendung in den Grenzen eines Menschenlebens eitel. Fühlen wir uns bereichert durch die Lösungen, die Conrad Grau gefunden, und herausgefordert durch die Fragen, die er uns hinterlassen hat. Wir verneigen uns vor Deiner Lebensleistung, lieber Conrad, und wir ehren Dich, indem wir Dein Opus nicht in das Museum stellen, sondern auf unsere Schreibtische, wo es nötig gebraucht wird und lebendig weiterwirkt. Von Conrad Grau wird man, wenn es um Akademiegeschichte geht, künftig mit der gleichen kritischen Hochachtung sprechen, mit der er selbst Adolf von Harnacks akademiehistorisches Jubiläumswerk aus dem Jahre 1900 zu würdigen pflegte. Seine Kinder, Schwiegerkinder und Enkel aber, die das Andenken an ihn als einen kostbaren Besitz mit in ihre Zukunft nehmen und Seiten seines Wesens kennen, die den Fachkollegen unbekannt geblieben sind, mögen ihrer Erinnerung das Wissen darum hinzufügen, was ihr Vater und Großvater in der Welt der Wissenschaft bedeutet und weiter bedeuten wird. Das Abschiednehmen von einem lieben Menschen ist hart und bitter, doch wir sollten in dieser schweren Stunde nicht vergessen, dass auch über diesen Abschied hinaus von Conrad Grau viel in der Welt bleiben wird.

Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin *98(2008), 135–150*

Bernhard vom Brocke

Geschichte und Perspektiven der Akademien in Deutschland

Schlußvortrag auf der 4. Konferenz zur Geschichte der Berliner Akademie der Wissenschaften „Akademiegeschichtsschreibung um die Jahrhundertwende“ 8. und 9. Dezember 2000 in der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin[1]

Meine sehr geehrten Damen und Herren!

Als ich Anfang August gefragt wurde, ob ich das Schlußreferat auf dieser 4. abschließenden Konferenz zur Geschichte der Berliner Akademie der Wissenschaften aus Anlaß ihrer 300-Jahrfeier übernehmen könne, skizzierte mir Jürgen Kocka drei Themenbereiche. Ich solle sprechen

1. über die Schwierigkeiten, eine Akademiegeschichte zu schreiben und warum dieses heute nicht mehr im Stile Harnacks geschehen könne. Ich solle
2. die Grundlinien der Akademieentwicklung darstellen und daraus
3. Konsequenzen für die gegenwärtige Situation ziehen.

Sie werden verstehen, daß nach drei großen Konferenzen 1997, 1998 und 1999, von denen die ersten beiden in zwei umfangreichen Bänden im Jubiläumsjahr der Akademie dokumentiert vorliegen und die dritte – ebenfalls mit einem Beitrag von Conrad Grau – vor der Veröffentlichung steht [2], dieses in 30 Minuten kaum zu bewältigen ist. Ich will versuchen, mit einer problemorientierten Stellungnahme einigen der gestellten Aufgaben gerecht zu werden. Ich werde in Umstellung der Reihenfolge der Kockaschen Vorgaben zunächst einen Blick auf Probleme der Akademieentwicklung werfen.

---

1 Die Vortraege dieser 4. Konferenz wurden nicht mehr veröffentlicht. Siehe Laetitia Boehm in diesem Band, S. 105–126.

2 Die Königlich Preuß. Akademie der Wissenschaften zu Berlin im Kaiserreich. Hg. von Jürgen Kocka unter Mitarbeit von Rainer Hohlfeld und Peter Th. Walther. Berlin 1999; Die Preuß. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1914–1945. Hg. von Wolfram Fischer unter Mitarbeit von Rainer Hohlfeld und Peter Nötzoldt. Berlin 2000; Die Preuß. Akademie der Wissenschaften in Berlin im geteilten Deutschland 1945–1990. Hg. von J. Kocka unter Mitarbeit von P. Th. Walther und P. Nötzoldt. Berlin 2002.

1. Probleme der Akademieentwicklung

Akademien waren in Deutschland immer staatliche oder staatsnahe Institutionen, in denen bei Grundsatzentscheidungen über ihre Existenz und politischen Auftrag nicht wissenschaftliche, sondern politische Kriterien den Ausschlag gaben. Im Konflikt zwischen staatlichen Interessen und den Wünschen der „Akademiker" obsiegte immer der Staat. Das galt schon für die Akademie Friedrichs des Großen, welcher der absolute Monarch ihr neues Profil aufzwang. Das dokumentierte sich zuletzt in der Kapitulation der Preußischen Akademie vor den Forderungen des nationalsozialistischen Staats ebensowie in der Umwandlung der „Deutschen Akademie" in die „Akademie der Wissenschaften der DDR" im Dienste des politischen Willens der Staatspartei. Zivilcourage ist auch unter „Akademikern" dünn gesät, wie 1994 das Leopoldina-Symposion in Schweinfurt über die Akademien als „Elite der Nation im Dritten Reich" gezeigt hat.[3] 1933 war meines Wissens der politisch konservative Historiker und aufrechte Preuße Otto Hintze der einzige, der gegen den Ausschluß Albert Einsteins öffentlich protestierte.

Auch die Neugründung der „Berlin-Brandenburgischen Akademie" mit dem Untertitel „vormals Preußische Akademie der Wissenschaften" war ein politischer Akt. Nach Auffassung der „Leibniz-Sozietät", die sich als legitime Nachfolgerin der Preußischen, dann Deutschen Akademie, schließlich Akademie der Wissenschaften der DDR betrachtet, hat sich die Berlin-Brandenburgische Akademie unrechtmäßig in den Besitz ihres Vermögens, ihrer Immobilien, ihrer Kommissionen, ihres Archivs, ihrer Tradition gesetzt. Während die Berlin-Brandenburgische Akademie jetzt über die großen Geldmittel des Staates verfüge, müsse sie sich ausschließlich durch die Beiträge und Spenden ihrer Mitglieder finanzieren. Ich möchte in diesem Streit keine Partei ergreifen, Rechtsgutachten liegen seit 1991 für beide Seiten von Werner Thieme und Pieroth/Schlink vor.[4] Die Entscheidung war juristisch vielleicht

3 Die Elite der Nation im Dritten Reich – Das Verhältnis von Akademien und ihrem wissenschaftlichen Umfeld zum Nationalsozialismus. Leopoldina-Symposion vom 9. bis 11. Juni 1994 in Schweinfurt (Acta historica Leopoldina, Nr. 22/1995). Halle (Saale) 1995 [Vorträge mit Abdruck der Diskussion].

4 Werner Thieme: Rechtsgutachten über den Fortbestand und die Wieder-Ingang-Setzung der Preußischen Akademie der Wissenschaften, April 1991. – Bodo Pierroth (Marburg)/Bernhard Schlink (Bonn, Frankfurt/M.): Fortbestand und Umfang der Gelehrtensozietät der Akademie der Wissenschafdten der (ehemaligen) Deutschen Demokratischen Republik. Rechtsgutachten erstattet im Auftrag der Gelehrtensozieätt der Akademie der Wissenschaften der (ehem.) Deutschen Demokratischen Republik. November 1991.

anfechtbar, ausschlaggebend war der politische Wille, welcher der Berlin-Brandenburgischen Akademie zu ihrer Existenz verhalf.

Akademien der Wissenschaften waren und sind Vereinigungen von Gelehrten mit der Aufgabe, wissenschaftlichen Austausch zu pflegen und Forschung zu fördern, in der Regel unter staatlicher Fürsorge. In Deutschland bildeten im Laufe des 19. Jahrhunderts die ordentlichen Mitglieder ihren Kern, und das waren in der Regel die ordentlichen Professoren der ortsansässigen Universität oder wie in Baden der Hochschulen des Landes. Sie verfügten als Direktoren der Seminare, Institute, Laboratorien, Kliniken über die Forschungseinrichtungen ihrer Hochschule. Diese Forschungseinrichtungen sind im Laufe des 19. Jahrhunderts entstanden. Die flächendeckende Ausstattung der deutschen Universitäten mit Seminaren und Instituten vor allem seit 1871 war nach dem Urteil der Klassischen Philologen William M. Calder und Alexander Kopenina in ihrer Edition der Briefe Ulrich von Wilamowitz-Moellendorffs an Friedrich Althoff das große Vermächtnis des wilheminischen Preußens an die moderne Welt. Es „war die Erfindung der Forschungsuniversitäten, d. h. die Umbildung der Universitäten zu wissenschaftlichen Produktionsstätten, die statt der *Akademie* oder der *einzelnen Gelehrten* zu Zentren der Forschung und der Wissenschaft wurden. Amerikanische Forschungsuniversitäten sind beispielsweise in direkter Nachahmung dieser Idee entstanden."[5]

Seminar und Institut waren die Institutionen des Forschungstrainings, hier sammelten sich die befähigsten Studenten als Schüler eines „Meisters". Seminar und Institut bildeten die institutionelle Voraussetzung, daß sich der gewaltige Aufschwung der Wissenschaften, der im 19. Jahrhundert zuerst die Geisteswissenschaften, dann auch die Naturwissenschaften und Medizin in Deutschland zur Weltgeltung brachte, fast ausschließlich im Rahmen der *Universitäten* vollzog und diese zum viel bewunderten Vorbild im Ausland werden ließ.

Dagegen fielen die *Akademien* immer weiter zurück. Ihre naturwissenschaftlichen Forschungseinrichtungen, wie sie in Berlin in den ersten 100 Jahren als Stadt ohne Universität entstanden[6], wurden im Laufe des 19. Jahr-

5 Berufungspolitik innerhalb der Altertumswissenschaften im wilhelminischen Preußen. Die Briefe Ulrich von Wilamowitz-Moellendorffs an Friedrich Althoff (1883–1908). Hrsg. von William M. Calder/Alexander Kopenina. Frankfurt a. M. 1989, S. 173.

6 Adolf Harnack: Geschichte der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 3 Bde in 4. Berlin 1900; Nachdruck: Hildesheim 1970, 1. Bd., S. 485–487, 811; Conrad Grau: Die Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Heidelberg 1993, S. 73 ff, 136.

hunderts praktisch in Universitätsinstitute umgewandelt. Es waren das die Sternwarte (1709), das Theatrum Anatomicum (1717), der Botanische Garten (1718), das chemische Laboratorium (1753).[7] Ohne nennenswerte eigene Forschungskapazitäten und Mitarbeiterstäbe beschränkten sich die Akademien mehr und mehr auf die Rolle von Kommunikationszentren, Aufsichts-, Lenkungs- und Gutachtergremien und auf langfristige Editionsvorhaben durch sog. *Kommissionen*, das heißt durch Zusammenführung einzelner, aber individuell arbeitender Hochschullehrer unter Leitung eines Akademiemitgliedes vornehmlich in den Geisteswissenschaften[8]. Die naturwissenschaftliche Forschung blieb den Universitäten überlassen.

Die stürmische Entwicklung der Wissenschaften führte im 19. Jahrhundert dazu, daß die Organisation der Forschung nicht mehr allein auf der Arbeit einzelner Universitätslehrer aufgebaut werden konnte. Es gab Forschungsaufgaben, die n u r in enger Zusammenarbeit mehrerer Gelehrter und mit Mitarbeiterstäben zu bewältigen waren. Die Akademien versuchten dies durch die Begründung von *Kommissionen* vornehmlich in geisteswissenschaftlichen Gemeinschaftsaufgaben zu organisieren, wie dem 1853 von Theodor Mommsen in Gang gesetzten „Corpus Inscriptionum Latinarum“, dem Grimmschen Wörterbuch oder Werkeditionen ihrer hervorragenden Mitglieder wie Leibniz und Weierstraß.[9] In den Naturwissenschaften erwies sich dieser Weg ohne festen Mitarbeiterstab und gemeinsame apparative Ausstattung sehr bald als unpraktikabel.

Ab 1900 erhoben daher auch Mitglieder der Preußischen Akademie Forderungen nach Forschungsinstituten an Stelle der eher lockeren und weniger effizienten Kommissionen. Sie forderten – wie Harnack am Schluß seiner Akademiegeschichte 1900 diese Bestrebungen zusammenfaßte – aus den „akademischen Commissionen“ hervorgehende „geschlossene Institute ...

7 Emil Fischer: Eröffnungs-Feier des neuen I. Chemischen Instituts der Universität Berlin am 14. Juli 1900. Berlin 1900, S. 30; Wilhelm Foerster: Die Sternwarte und das astronomische Recheninstitut. In: Max Lenz, Geschichte Univ. Berlin (wie Anm. 30), Bd. 3: Wiss. Anstalten, 1910, S. 296 ff., 431 ff. ?

8 B. vom Brocke: Forschung und industrieller Fortschritt: Berlin als Wissenschaftszentrum. Akademie der Wissenschaften, Universität, Technische Hochschule und Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft. In: Berlins Platz im Europa der Neuzeit. Hrsg. von Wolfgang Ribbe und Jürgen Schmädecke. Berlin 1990, S. 116 f.

9 Eine eindrucksvolle Zusammenstellung der von 1815 bis 1932 gebildeten ca. 40 akademischen Unternehmungen bzw. wissenschaftliche Kommissionen bringt Werner Hartkopf: Die Akademie der Wissenschaften der DDR. Ein Beitrag zu ihrer Geschichte. Berlin (Ost) 1975, S. 42; ferner mein Beitrag im 1. Tagungsband: Verschenkte Optionen. Die Herausforderung der Preußischen Akademie durch neue Organisationsformen der Forschung um 1900. In: Die Kgl. Preuß. Akademie der Wissenschaften zu Berlin im Kaiserreich (wie Anm. 1), S. 127.

mit eigenem Etat und pensionsfähigen Beamten, die ausschließlich der Bewältigung bestimmter wissenschaftlicher Aufgaben dienen", deren Durchführung der einzelne nicht mehr leisten könne.[10]

Schon vor 1900 war in strengster Vertraulichkeit unter Hinweis auf ähnliche Bestrebungen in London, Paris, Wien, Stockholm (Nobel-Institut) und den USA zwischen Althoff und führenden Akademikern (Emil Fischer, Harnack) über die Errichtung naturwissenschaftlicher Forschungsinstitute durch die Akademie verhandelt worden. Einen Anstoß hatte die 1896 für den holländischen Physicochemiker Jacobus Hendricus van´t Hoff (erster Nobelpreis für Chemie 1901) auf Betreiben Emil Fischers und Max Plancks von Althoff errichtete *Akademieprofessur* in Verbindung mit einer Honorarprofessur an der Universität ohne Lehrverpflichtung gegeben, hatten van´t Hoffs Wunsch nach einem Laboratorium und seine Anregungen von „Instituten für freie Forschung" nach Art der Nobel-Institute. Nach seinem frühen Tod erhielt 1913 Albert Einstein die Professur. Weitere Akademieprofessuren waren geplant. Für Wilhelm Ostwald und den von Althoff mit der Ausarbeitung eines Planes für ein physikalisches Forschungsinstitut in Dahlem betrauten Philipp Lenard fehlten 1905 die Mittel. Im selben Jahre waren von der Akademie der Regierung Vorschläge zur Errichtung eines „Zentralinstituts für die Erforschung des Zentralnervensystems, insbesondere des Gehirns", unterbreitet worden.[11] 1906 hatten sich sieben Akademiemitglieder wieder auf Althoffs Veranlassung in einer Immediateingabe an den Kaiser gewandt, um auf der zum parzellenweisen Verkauf freigegebenen Domäne Dahlem „besondere Anstalten und Institute", insbesondere für Biologie und Chemie, zu errichten.[12] Im April 1908 hatte Walther Nernst im Anschluß an Emil Fischers Pläne einer Chemischen Reichsanstalt Althoff vorgeschlagen, in Dahlem weitere vier naturwissenschaftliche Forschungsinstitute zu gründen, nämlich für Radioaktivität und für Elektronenforschung, für Serumforschung, für Mineralchemie und für physiologische Chemie.[13] Und 1909 hatte

10 A. Harnack, Geschichte der Königlich Preußischen Akademie (wie Anm. 5), 1. Bd., S. 1042.

11 B. vom Brocke: Die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Kaiserreich. Vorgeschichte, Gründung und Entwicklung bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs. In: Forschung im Spannungsfeld (wie Anm. 4), S. 17–162, hier S. 87 f.; Sitzungsberichte 1904, S. 249 f.; 1905, S. 694 ff.; Conrad Grau: Die Berliner Akademie der Wissenschaften. Teil 1. Berlin (Ost) 1975, S. 166 ff.

12 Abschrift der Eingabe vom 8.3.1906. In: GehStA Dahlem, Rep. 92 Althoff A I Nr. 123, Bl. 21–31.

13 Nernst an Althoff, 1.4.1908, Geh.StA Dahlem, Rep. 92 Althoff A I Br. 124, Bl. 143–147. Dazu Hubert Laitko: Die Preuß. Akademie der Wissenschaften und die neuen Arbeitsteilungen, im 1. Tagungsband (wie Anm.1), S. 164 f.

die Akademie nach intensiven Verhandlungen ihrer beiden Klassen über die ihr „streng vertraulich" zugegangene Denkschrift Schmidt-Otts über „Althoffs Pläne für Dahlem"[14] Vorschläge über die zu gründenden Akademieinstitute ausgearbeitet und dem Kultusminister überreicht. Die Lösung, die man fand, war 1911 die Gründung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften e.V. zwar durch Akademiemitglieder, aber an der Akademie vorbei. Die neue primär naturwissenschaftliche Forschungsorganisation sollte, wie damals Schmidt-Ott als Vertreter der Staatsmacht gegenüber den aufgebrachten und ohnmächtigen Wortführern der Akademie in naiver Offenheit eingestand, keine Konkurrenz zur Akademie sein, sondern dieser die fehlenden Institute ersetzen.[15]

Aber auch in den Geisteswissenschaften gibt es Langzeitaufgaben, die über die Leistungsfähigkeit und die Lebenszeit eines einzelnen Forschers hinausgehen. Als Mommsen als Sekretar der Akademie 1890 bei der Begrüßung Harnacks in der Preußischen Akademie von der „Großwissenschaft" sprach, „die nicht von *Einem* geleistet, aber von *Einem* geleitet wird" und die „Betriebskapital wie die Großindustrie" brauche, meinte er damit die neuen geisteswissenschaftlichen Großunternehmen der Akademie, speziell die von ihm und Harnack 1891 ins Leben gerufene „Kirchenväterkommission" zur Herausgabe der Werke der griechischen christlichen Schriftsteller.[16]

Zwar hatte die Akademie, wie Harnack in seiner Festrede zur 200-Jahrfeier 1900 euphemistisch formulierte, ebenfalls „den Grossbetrieb der Wissenschaft, den das Zeitalter forderte, ... aufgenommen und im Laufe der letzten Jahrzehnte mehr als zwanzig umfassende Unternehmungen ins Werk gesetzt, welche die Kräfte des einzelnen Mannes übersteigen und Menschenalter zu ihrer Durchführung erheischen". Aber Harnack war sich bewußt, daß *Kom-*

14 Acten betr. das Dr. Althoff´sche Project betr. Ausnutzung der Domäne Dahlem für staatliche Zwecke (Begründugn einer durch hervorragende Wissenschaftsstätten bestimmten vornehmen Kolonie, eines deutschen Oxford), gedruckt mit den wichtigsten Voten in: Idee und Wirklichkeit einer Universität. Dokumente zur Geschichte der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Hrsg. von Wilhelm Weischedel et al. Berlin (West) 1960, S. 483–524, 531–534.

15 Zitat: F. Schmidt-Ott: Anfänge der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft (Aufzeichnung für Max Planck, 1935), in: 50 Jahre Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft und Max-Planck-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften 1911–1961. Beiträge und Dokumente. Göttingen 1961, S. 63; ähnlich ders.: Erlebtes und Erstrebtes 1850–1960. Wiesbaden 1952, S. 120.

16 Siehe Theodor Mommsen: „Antwort an Hrn. Harnack". Erwiderung auf Harnacks Antrittsrede am 3. Ju1i 1890. In: Sitz.ber. 1890, 2, S. 791–793, auch Adolf von Harnack: Reden auf Aufsätze. Berlin 1951, S. 7 f.; und den Beitrag von Stefan Rebenich: Die Altertumswissenschaften und die Kircheväterkommission an der Akademie. Theodor Mommsen und Adolf von Harnack, im 1. Tagungsband (Anm. 1).

missionen bei den größeren Unternehmungen der Akademie nur ein Notbehelf sein konnten, wollte man den Vorsprung der Universitäten im institutionellen Modernisierungsprozeß aufholen. Die von der Akademie beantragte und von der Regierung zum 200jährigen Jubiläum bewilligten ersten acht Stellen für „wissenschaftliche Beamte" und damit die Verdoppelung ihres Forschungsetats war als erster Schritt in diese Richtung gedacht.[17]

Ab 1900 erhob die Akademie Forderungen nach eigenen Forschungsinstituten auch in den Geisteswissenschaften an Stelle der eher lockeren und weniger effizienten Kommissionen. Was im Bereich der naturwissenschaftlichen Unternehmen infolge der Gründung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft nicht gelang, wollte man wenigstens auf dem Gebiet geisteswissenschaftlicher Unternehmen durch die Gründung von Instituten erreichen. Und solange sich diese nicht durchsetzen ließen, sollte das durch die Behelfskonstruktion großer *ständiger Fachkommissionen* geschehen, denen mehrere miteinander verwandte Unternehmen unterstanden. Das Haupthindernis für die Errichtung von Instituten lag im finanziellen Bereich. *Kommissionen* waren wenig sozial infolge der meist ungenügenden sozialen Absicherung ihrer Mitarbeiter und deswegen entschieden billiger. Als Harnack 1911 mit Hinweis auf den günstigen Zeitpunkt, da der Staat durch die Gründung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft finanziell entlastet wäre, ein „Orientalisches *Forschungsinstitut*" vorschlug, wurden 60.400 Mark Jahresetat gefordert. Die der daraufhin ein Jahr später gegründeten „Orientalischen *Kommission*" bewilligten Mittel betrugen weniger als ein Drittel, nämlich 20.000 Mark.[18]

Den Anfang mit der Forderung nach einem Institut machten die Germanisten; nur von ihnen soll hier exemplarisch die Rede sein. Sie forderten in einer Eingabe von 1900 an das Kultusministerium und auf Rat Althoffs in einem Immediatgesuch, d. h. unter Umgehung des Ministers, direkt an den Kaiser, ein „Institut für deutsche Sprache" als „Mittelpunkt für die Erforschung des ganzen deutschen Lebens in Vergangenheit und Gegenwart" mit „*bleibender* Organisation, mit planmässig und *dauernd* angestellten Hilfskräften". Stattdessen wurde 1903 aber nur eine *Deutsche Kommission* als erste *ständige Fachkommission* unter der Leitung von Erich Schmidt, Konrad Burdach und Gustav Roethe gegründet. Ihre Umwandlung in ein *Deutsches Institut* „zur

17 A. Harnack: Festrede. In: Zweihundertjahrfeier der Kgl. Preuß. Akademie der Wissenschaften am 19. und 20. März 1900. Berlin 1900, S. 46; ders.: Geschichte der Kgl. Preuß. Akademie (Anm. 5), 1. Bd., S. 1042. Ein Verzeichnis der 28 wiss. Beamten 1900–1945 bringt: Erik Amburger.: Die Mitglieder der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1700–1950. Berlin (Ost) 1950, S. 170–172.

18 C. Grau, Die Berliner Akademie (wie Anm. 10), S. 257, 260.

Sicherung, Erweiterung und Krönung der Arbeit der Deutschen Kommission"– so Burdach 1906 – gehörte von nun an in zahlreichen Denkschriften 1904, 1906, 1909 zur Forderung der Germanisten.[19]

Als in der wirtschaftlichen Scheinblüte der Republik 1929 von einer „Reorganisationskommission" der Akademie dem Kultusministerium eine „*Denkschrift über die Erweiterung ihrer Tätigkeit*"[20] unterbreitet und von Max Planck am Leibniztag 1930 der Öffentlichkeit vorgestellt wurde, wünschte man sich wieder für „dauernde umfassende Unternehmungen die Form des Instituts" anstelle der Kommissionen, u. a. ein „Deutsches Institut", Institute „für Patristik" (durch Umwandlung der Kirchenväterkommission) und „für Geschichte der Wissenschaft im Altertum". Man erstrebte die Angliederung bestehender Institute und die Begründung eines Forschungsinstituts für theoretische Physik. Die Denkschrift blieb ohne Auswirkungen, da nach dem Ausbruch der Weltwirtschaftskrise bereits eine Finanzierung der laufenden Arbeiten nicht mehr gesichert war. Bis in die späten 1930er Jahre finden wir die Akademie in einem permanenten Ringen um eigene Institute, sei es durch Umwandlung von Kommissionen, sei es durch Neugründungen. Dagegen gelangen der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft in den „goldenen" zwanziger Jahren unter Leitung eines Akademiemitgliedes mit Mitteln des Reiches, der Länder, der Wirtschaft, auch der Gewerkschaften der Ausbau zu einer über Preußen hinaus expandierenden gesamtdeutschen Forschungsorganisation und die Gründung der Mehrzahl ihrer Institute.

Erst der *Deutschen Akademie der Wissenschaften*, die 1946 mit gesamtdeutschem Anspruch an die Stelle der Preußischen trat, ist es gelungen, die Forderungen nach zeitgemäßeren Organisationsformen und Forschungsinstituten zu realisieren. Es bedurfte also keineswegs der Orientierung am Vorbild der sowjetischen Akademie, die Ende der 20er Jahre nach dem Vorbild der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft von einer Gelehrtensozietät zur Trägerorganisation von Forschungsinstituten umgewandelt worden war[21], als

19 Sitzungsberichte 1904, S. 249 f.; 1905, S. 694 ff.; C. Grau, Die Berliner Akademie (wie Anm. 10), S. 166 ff.; Denkschrift der Akademie, 1930 (siehe die folgende Anm.), S. 12 f.

20 Denkschrift der Preuß. Akad. der Wiss. über die Erweiterung ihrer Tätigkeit. Als Broschüre gedr. in der Reichsdruckerei (Berlin 1930), S. 12 f.; Auszug in: Dokumente zur Geschichte der Berliner Akademie der Wiss. von 1700 bis 1990. Hrsg. von Werner Hartkopf/Gert Wangermann. Berlin 1991, S. 301–310. Dazu Peter Nötzoldt („Forschungsinstitute an der Akademie") im 2. Tagungsband, S. 252–259.

21 Loren R. Graham: The Formation of Soviet Research Institutes: A Comparison of Revolutionary Innovation and International Borrowing. In: Social Studies of Science 5 (1975), S. 309–329.

die Akademie nach dem 2. Weltkrieg die Chance ergriff, die zwischen 1909 und 1911 getroffenen Entscheidungen zu korrigieren und endlich eigene Institute zu bekommen. So ging 1952 aus der „Deutschen Kommission" mit ihren 17 Editions- und Arbeitsvorhaben zur deutschen Sprach- und Literaturgeschichte durch Zusammenfassung mit der 1946 gegründeten „Sprachwissenschaftlichen Kommission" das „Institut für deutsche Sprache und Literatur" hervor. Es beschäftigte unter Leitung des Leipziger Germanisten Theodor Frings und des ab 1953 in München lehrenden Berliner Indogermanisten Wilhelm Wissmann 73 Wissenschaftliche Mitarbeiter und Assistenten. Ihre Zahl stieg bis 1966 auf 139.[22]

Der „Sündenfall" begann nicht, wie ich es noch 1996 in einem Beitrag „Die Kaiser-Wilhelm-/Max-Planck-Gesellschaft und ihre Institute zwischen Universität und Akademie" dargestellt habe[23], mit der Akademiereform von 1968, sondern wie Peter Nötzoldt auf unserer 3. Tagung korrigiert hat, bereits v o r der Akademiereform mit der schrittweisen Errichtung der von Größenwahn und Gigantomanie bestimmten Zentralinstitute mit 200 bis 800 Mitarbeitern, in welche die bisherigen Institute und Kommissionen eingingen. Die Akademiereform fand mit der Umbenennung in *Akademie der Wissenschaften der DDR* im Oktober1972 dann ihren äußeren Abschluß.

Der Glaube an das Zauberwort „Großforschung" entsprach dem Geist der Zeit und war im Westen nicht weniger verbreitet.[24] Auch hier entstanden als Antworten auf die amerikanische Herausforderung in den 70er Jahren in und außerhalb der Max-Planck-Gesellschaft und in der Fraunhofer-Gesellschaft *Großforschungseinrichtungen* mit 900 und mehr Mitarbeitern.[25] Die Frage

22 Zahlenangaben durch Auszählung der Personalverzeichnisse im Jahrbuch der Akademie. Ab 1967 sind keine Verzeichnisse mehr enthalten.

23 In: Die Kaiser-Wilhelm-/Max-Planck-Gesellschaft und ihre Institute. Studien zu ihrer Geschichte. Das Harnack-Prinzip. Hrsg. von B. vom Brocke und Hubert Laitko. Berlin 1996, S. 1–32.

24 Siehe das aus einem Vortrag zum 20jähr. Bestehen der „Arbeitsgemeinschaft der Großforschungseinrichtungen" 1990 hervorgegangene Buch von Gerhard A. Ritter: Großforschung und Staat in Deutschland. Ein historischer Überblick. München 1992 (mit Lit.); ferner: Großforschung in Deutschland. Hrsg. von Margit Szöllösi-Janze und Helmuth Trischler. Frankfurt/New York 1990 (= Studien zur Geschichte der deutschen Großforschungseinrichtungen, Bd. 1); M. Szöllösi-Janze: Geschichte der Arbeitsgemeinschaft der deutschen Großforschungseinrichtungen 1958–1980. Frankfurt/New York 1990 (= Studien, Bd. 2).

25 Antworten auf die amerikanische Herausforerung. Forschung in der Bundesrepublik und in der DDR in den „langen" siebziger Jahren. Hrsg. von Gerhard A. Ritter, M. Szöllösi-Janze, H. Trischler Frankfurt/M., New York 1999 (Studien zur Gesch. dt. Großforschungseinrichtungen, Bd. 12); H. Trischler / Rüdiger vom Bruch: Forschung für den Markt. Geschichte der Fraunhofer-Gesellschaft. München 1999.

war nur, ob die für die Naturwissenschaften vielleicht angebrachten, heute in der Diskussion um die Zukunft der westdeutschen Großforschungseinrichtungen von ihnen selbst wieder in Frage gestellten Organisationsformen sich auf die Geistes-/Gesellschaftswissenschaften übertragen lassen.

Nach der Auflösung der DDR-Staatsakademie in der deutschen Vereinigung und der Neugründung der Berlin-Brandenburgischen Akademie wurden die von den *Instituten* betreuten geisteswissenschaftlichen Langzeitvorhaben unter den bisherigen Arbeitsstellenleitern in *Kommissionen* nach dem Muster der westdeutschen Akademien rückverwandelt, obwohl auch sie über Forschungsinstitute verfügen. Die 1858 von Ranke begründete *Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften* nennt sich zwar Kommission, stellt aber mit ihrem festen Mitarbeiterstab, eigenen Räumlichkeiten und Bibliothek faktisch ein Institut dar.[26] Den Kommissionsvorsitz übernahmen mit der Ausnahme von Manfred Bierwisch Gelehrte aus Westberlin und Westdeutschland. Es wurden Strukturen der Preußischen Akademie wiederhergestellt, die bereits ihre führenden Vertreter vor den Weltkriegen für überholt hielten. Das erstaunt umso mehr, als sich die Berlin-Brandenburgische Akademie durch den Untertitel „vormals Preußische Akademie der Wissenschaften" – in deren Tradition zu stellen bemüht. Die mit der Gründung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft gegen Schmidt-Otts und Harnacks ursprüngliche Absichten zustandegekommene Trennung zwischen Gelehrtensozietät und Trägerorganisation von Forschungsinstituten ist somit (vorläufig) wiederhergestellt, der Graben zwischen geisteswissenschaftlichen Akademie-Kommissionen und überwiegend naturwissenschaftlichen Max-Planck-Instituten erneut zementiert. Harnack und Schmidt-Ott hatten noch in den 20er Jahren nach Mitteln und Wegen gesucht, Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft und -Institute wieder mit der Akademie zu vereinigen.

Mit der Auflösung der Preußischen Akademie auch in ihrer DDR-Verformung, in welcher die Geisteswissenschaften vielfach nur eine Nische bildeten, und der Freisetzung ihrer Forscher scheint mir das Kind mit dem Bade ausgeschüttet zu sein. Die bewußte Abkehr vom Institutsprinzip ist ein Rückschritt hinter die Reformpläne, die Deutschlands älteste und größte Akademie vor den Weltkriegen nicht verwirklichen konnte. Ob wir als reiches Industrieland zu dieser Verkümmerung vor allem geisteswissenschaftlicher Forschung und zur Verschleuderung von gut ausgebildetem Humankapital durch

26 Franz Schnabel: Die Idee und die Erscheinung. In: Die Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 1858–1958. Göttingen 1958, S. 7–69.

Entlassung in die Arbeitslosigkeit, in Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen oder in berufsfremde Tätigkeit gezwungen waren, wage ich zu bezweifeln.

Natürlich sind *Kommissionen* und die von ihnen betreuten *Langzeitvorhaben* wichtig. Auf ihnen beruhte und fußt der Ruhm der Berliner Akademie. Kommissionen leisten die notwendige Kärrnerarbeit, sind aber doch wohl kaum als Avant-Garde der Forschung zu bezeichnen. Es ist daher nicht ohne Konsequenz, wenn D. Simon in seinem Beitrag zur Podiumsdiskussion der 3. Konferenz am 6.11.1999 die Forschungskompetenz der Akademie anzweifelte und in Übereinstimmung mit seinem im November 1999 erschienenen Buch über die „*Akademie der Wissenschaften. Das Berliner Projekt. Ein Brevier*" die „sogenannten Kommissionen" als „wenig effiziente und antiquierte Form der Forschungsorganisation" abschaffen und „die Langzeitvorhaben besser von einer anderen Institution als von der Akademie verwaltet" wissen möchte.[27] Im Gegensatz zur dezidierten Meinung des derzeitigen Präsidenten verwundert es daher, warum die Berlin-Brandenburgische Akademie nun ausgerechnet den Typ von Forschung durch *Kommissionen* für akademisch hält und eine panische Angst vor *Instituten* hat. Ich möchte das im 2. Teil meines Vortrags am konkreten Beispiel der Akademiegeschichtsschreibung, dem Gegenstand unserer Konferenz verdeutlichen.

2. Über die Schwierigkeiten einer Akademiegeschichte und Konsequenzen für die gegenwärtige Situation

Lassen sich heute wie in den Naturwissenschaften auch große geisteswissenschaftliche Unternehmungen nicht mehr von *Einem leisten*, sondern höchstens von *Einem leiten*, so gilt das spätestens seit 1900 für weite Teile der Wissenschaftsgeschichtsschreibung, insbesondere für die Geschichte komplexer wissenschaftlicher Institutionen wie der Universitäten und Akademien.

Auch Adolf Harnacks *Geschichte der Kgl. Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin* (1900) widerlegt diese Feststellung nicht. Aus Anlaß des 200jährigen Jubiläums in knapp vier Jahren verfaßt, gilt sie als letzte monumentale Darstellung einer großen Wissenschaftsinstitution aus der Feder eines einzelnen. Denn vor den Problemen des Industriezeitalters mußte selbst Harnack kapitulieren. In einem „Promemoria" hatte er im Juni 1896 noch eine Alternativlösung vorgeschlagen, die Geschichte der Akademie im

27 Dieter Simon: Akademie der Wissenschaften. Das Berliner Projekt. Ein Brevier. Berlin: Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, November 1999, insbes. S. 112ff.

19. Jahrhundert von 12 bis 15 Fachleuten für die einzelnen Fachdisziplinen schreiben oder diese, wenn das nicht möglich wäre, wenigstens beratend mitwirken zu lassen. Die Jubiläumskommission entschied sich für die Einzeldarstellung. Von den beiden Bänden (der dritte enthält Urkunden und Aktenstücke, der vierte die Bibliographie und das Gesamtregister des Bibliothekars der Akademie Otto Köhnke) sind 973 Seiten den ersten 160 Jahren der Akademie bis 1860 gewidmet. Dafür standen zwei französische Darstellungen[28] und ein überschaubarer Quellenbestand im Akademiearchiv, im Geheimen Staatsarchiv, im Archiv des Kultusministeriums in Berlin und im Leibniznachlaß in Hannover zur Verfügung. Die letzten 40 Jahre bis 1900 aber werden auf ganzen 40 Seiten abgehandelt. Diese beinhalten im wesentlichen eine Skizze von Akademikerlebensläufen und Unternehmungen der Akademie, da Harnack sich fachlich außerstande sah, in die innere Geschichte der Disziplinen selbst einzusteigen. Er resignierte: „Die letzten vierzig Jahre werden ihren Geschichtsschreiber frühestens nach einem halben Jahrhundert finden, heute können wir ihm nur einige Vorarbeiten liefern." Zusammenfassende Vorarbeiten gab es für diese Zeit nicht mehr, Briefe und ungedrucktes Material aus Nachlässen hervorragender Akademiker heranzuziehen, mußte er sich versagen.

Die Aufnahme unter den Zeitgenossen – Friedrich Paulsen, Wilhelm Dilthey, Ernst Troeltsch – war denn auch keineswegs unkritisch. Troeltsch bedauerte, daß die besonderen „naturwissenschaftlichen Leistungen der Akademie – und diese bildeten im ersten Jahrhundert ihres Bestandes weitaus den Kern ihrer dauernden Leistungen – mehr verzeichnet als geschildert und beleuchtet werden", und wünschte sich, daß an der Geschichte der Akademie auch ein Naturwissenschaftler mitgearbeitet hätte oder Harnacks Buch durch eine naturwissenschaftshistorische Darstellung ergänzt worden wäre.[29]

Die Fortsetzung der Akademiegeschichte von 1900 bis 1945 aus Anlaß des 275. Gründungstages wurde daher einem Autorenkollektiv der „Forschungsstelle für die Geschichte der Akademie" übertragen. Die drei Bände sind unter Heranziehung der fachwissenschaftlichen Kompetenz von Akademiemitgliedern, vor allem der naturwissenschaftlichen Disziplinen und der Mathematik[30], gut und solide gearbeitet und auch methodisch weiterführend

28 Darunter Christian Bartholomeß´ Histoire philosophique de l'Académie de Prusse. 2 Bde. 1850/51.

29 A. Harnack: Bericht über die Abfassung der „Geschichte der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin". In: Sitz.ber. der Kgl. Pr. Akad. der Wiss. 1900, 1, S. 90–99; „Promemoria" und Kritiken bei C. Grau, Die Berliner Akademie, Teil I (wie Anm. 10), S. 13–17; E. Troeltsch, Rez. in: Historische Zeitschrift 86 (1901?), S. 142–151.

und „als ein Beitrag zur marxistisch-leninistischen Wissenschaftsauffassung“ in den Jahren 1975–1979 erschienen. Die Forschungsstelle wurde 1966 auf Initiative und unter Vorsitz des Historikers und Vizepräsidenten der Akademie Leo Stern im Hinblick auf das 275jährige Jubiläum neun Jahre vor dem Jubiläum zunächst noch als „Kommission für die Geschichte der Akademie“ gegründet und 1967 um eine Arbeitsstelle unter der Leitung von Conrad Grau erweitert. Sie war nach Auflösung der Kommissionen in der Akademiereform 1969 als unmittelbar dem Präsidenten der Akademie unterstellte Einrichtung beibehalten worden. Erst nach Sterns Tod 1982 wurde sie als „Bereich Akademiegeschichte“ unter Leitung von Grau in das Zentralinstitut für Geschichte mit zuletzt sechs Mitarbeitern eingegliedert, nach der „Abwicklung“ des Instituts 1991 unter Grau mit einer Mitarbeiterin als „Arbeitsstelle“ der neugebildeten „Kommission für Akademiegeschichte“ von der Berlin-Brandenburgischen Akademie übernommen. Von den „Studien zur Geschichte der Akademie“ sind bis 1989 16 Bände erschienen, fürwahr eine stolze Bilanz.

Ähnliche Feststellungen lassen sich für die Universitätsgeschichte seit Beginn des 20. Jahrhunderts treffen, etwa für Max Lenz´ *Geschichte der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin*. Nur die beiden ersten 1910 und 1918 erschienenen Bände sind Darstellung von Lenz, die bis zum Jahre 1860 reicht, mit einer abschließenden 31 Seiten umfassenden Skizze „Im neuen Reich“ von 1542 Seiten insgesamt. Der 3. Band 1860–1910 enthält Darstellungen der 82 wissenschaftlichen Anstalten aus der Feder von 88 Institutsdirektoren und Abteilungsleitern, eine Geschichte der Juristischen Fakultät als Spruchkollegium und eine Statistik der Universität. Der 4. Bd. umfaßt Urkunden, Akten und Briefe bis 1849(!)[31].

Große, disziplinen- und institutionenübergreifende wissenschaftshistorische Darstellungen lassen sich heute nur noch von Forscherteams oder -kollektiven leisten. Wissenschaftse*xterne* Faktoren geben in der Regel den Anstoß. Meist sind es entweder Jubiläen mit allen Nachteilen der Jubel-Geschichtsschreibung und isolierenden Nabelschau oder das Interesse des

30 Dazu die Einleitung von Leo Stern in: Die Berliner Akademie der Wissenschaften in der Zeit des Imperialismus [1900–1945]. Unter Mitarbeit des Kollektivs der Forschungsstelle verfaßt von Conrad Grau, Wolfgang Schlicker, Liane Zeil, 3 Bde., Berlin/Ost 1975, 1979, insges. 1071 S. (Studien zur Geschichte der AdW der DDR, Bd. 2/Teile I–III), Bd. I, S. XVII f.

31 Max Lenz: Geschichte der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, 1. Bd.: Gründung und Ausbau, Halle a.d.S. 1910; 2. Bd., 1. Hälfte: Ministerium Altenstein, 1910; 2. Bd., 2. Hälfte: Auf dem Wege zur deutschen Einheit im neuen Reich, 1918; 3. Bd.: Wissenschaftliche Anstalten, Spruchkollegium, Statistik, 1910; 4. Bd.: Urkunden, Akten und Briefe, 1910.

Staates an einer historisch fundierten Zusammenschau, seltener Initiativen der Wissenschaftler. Nur noch für begrenzte Zeiträume erscheinen mir Monographien aus der Feder eines einzelnen möglich, wie das soeben im Jubiläumsjahr erschienene Buch des Pharmakologen Werner Scheler: *Von der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin zur Akademie der Wissenschaften der DDR* (Berlin 2000). Als vorletzter Präsident der DDR-Akademie von 1979–1990 konnte Scheler – wie seinerzeit Harnack – auf sein Insiderwissen zurückgreifen. Der Präsident der Berlin-Brandenburgischen Akademie Dieter Simon hat das Buch am 17. November im „Neuen Deutschland" unter der Überschrift „Werden, Sein und Ende einer Wissenschaftsakademie" fair gewürdigt.[32]

Als geglücktes Beispiel einer erfolgreichen Teamarbeit erscheint mir das Werk *Wissenschaft in Berlin. Von den Anfängen bis zum Neubeginn nach 1945 [1650–1949)].* Von acht Autoren des „Instituts für Theorie, Geschichte und Organisation der Wissenschaft" und des „Bereichs Akademiegeschichte" im „Zentralinstitut für Geschichte" der Akademie der Wissenschaften der DDR unter Zuarbeit eines 13-köpfigen Forscherkollektivs erarbeitet und von Hubert Laitko sprachlich aus einem Guß gestaltet, ist es nach gut zehnjähriger Vorbereitung durch Wissenschaftshistorische Kolloquien fristgerecht 1987 zur 750-Jahrfeier Berlins erschienen.[33]

Aber das ist eine eher rühmliche Ausnahme. Vielfach erschöpft sich die Wissenschaftsgeschichtsschreibung in Buchbindersynthesen von Beiträgen unter dem Termindruck eines Jubiläums mehr oder wenig eilig zusammengeholter Fachleute, wobei dann die Einführungen der Herausgeber das einigende Band bilden sollen.[34] Sie liefern Vorarbeiten für übergreifende Darstellungen. Werke aus einem Guß, die von den Quellen her Neuland

32 Werner Scheler: Von der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin zur Akademie der Wissenschaften der DDR. Abriss der Genese und Transformation der Akademie. Berlin 2000. Dazu die Rezension von Dieter Simon. In: Neues Deutschland, 17.11.2000, S. 13.

33 Wissenschaft in Berlin.Von den Anfängen bis zum Neubeginn nach 1945 [1650–1949)]. Autorenkollektiv. Leitung Hubert Laitko, Berlin/Ost 1987, 837 S. – Die Kolloquien wurden seit 1980 in 19 Heften publiziert, davon acht Hefte: Die Entwicklung Berlins als Wissenschaftszentrum (1870–1930) (AdW der DDR. Institut für Theorie, Geschichte und Organisation der Wissenschaft. Beiträge zu einer Kolloquienreihe. Teile I–VIII). Als Manuskript gedruckt. Berlin (Ost) 1981–1984.

34 So die ebenfalls zur 750-Jahrfeier erschienenen Sammlungen: Berlinische Lebensbilder, Bde.1: Naturwissenschaftler; 2: Mediziner; 3: Wissenschaftspolitik in Berlin. Minister, Beamte, Ratgeber, Berlin/ (West) 1987; 4: Geisteswissenschaftler; 5: Theologen; 6: Techniker. 1989/90 (Einzelveröff. der Historischen Kommission zu Berlin, 60); oder aus gleichem Anlaß: Berlin im Europa der Neuzeit. Ein Tagungsbericht. Hrsg. von Wolfgang Ribbe und Jürgen Schmädeke. Berlin 1990, 603 S. (mit 38 Beitr.).

erschließen, setzen Institutionen voraus, die über das Tagesereignis hinaus langfristiges Arbeiten ermöglichen.

Da die 1990 personell ausgedünnte Forschungsstelle der Akademie nicht mit der Organisation der großen Darstellung zum 300jährigen Bestehen betraut werden konnte und die Forschungsstelle mit Herrn Graus Pensionierung wohl auf Forderung der westdeutschen Akademien 1998 aufgelöst wurde, da offenbar auch keine Anstrengungen unternommen wurden, die besten deutschen Wissenschaftshistoriker, von denen einige gerade „abgewickelt" worden waren, für diese Aufgabe zu gewinnen, mußte der wenig originelle Weg der Buchbindersynthese gewählt werden, statt eine monographisch durchgearbeitete Gesamtgeschichte der Akademie auf modernem Niveau anzustreben. Vielleicht war in einer Phase des Umbruchs, in der die neue Akademie Konturen gewinnen und ihre Rolle in der bundesrepublikanischen Gesellschaft erst noch finden muß, kein anderer Weg möglich, nachdem sie – anders als ihre Vorgängerinnen – viel zu spät aus welchen Gründen auch immer mit den Vorbereitungen ihres Jubiläums begann. Das können nur Insider beurteilen und Außenstehende erst, wenn die Akten der Vorbereitung dieses Akademiejubiläums und die Memoiren der Beteiligten dem Historiker zugänglich sind.

Mit der Auflösung der Arbeitsgruppe zu Ende des Jahres wird sich die Akademie nach Auflösung ihrer Forschungsstelle 1998 zum zweiten Mal von der Bearbeitung nicht nur ihrer Geschichte, sondern der Wissenschaftsgeschichte überhaupt verabschieden. Eine Zukunft für die eingearbeiteten Mitarbeiter wird es an der Akademie nicht geben, obwohl die drei Bände große Forschungslücken zeigen und viele Fragen unbeantwortet lassen. Darin liegt für mich der eigentliche Skandal dieses Akademiejubiläums, immerhin einer Institution, die Wissenschaftler fördern, nicht ausbeuten sollte. Man wird also mit Kommissionen und interdisziplinären Tagungen weiterwursteln.

Auch die Wissenschaft hat ihr soziales Problem, konstatierte 1890 der sehr moderne Mommsen in seiner Erwiderung auf Harnacks Antrittsrede[35] und rief 1903 in einem Zeitungsartikel dazu auf, die SPD zu wählen. Ich sehe für die Akademien als staatlich alimentierte reine Gelehrtenklubs mit nur das tradierte Wissen sammelnden und für die Forschung aufbereitenden *Kommissionen* ohne innovative, wissenschaftliches Neuland erobernde *Forschungseinrichtungen* in Deutschland auf die Dauer keine Perspektive. Auch wenn der Wissenschaftsrat in seinen Empfehlungen zum „Ausbau der For-

35 Siehe Theodor Mommsen: „Antwort an Hrn. Harnack" (wie Anm. 15).

schungseinrichtungen außerhalb der Hochschulen“ von 1965 der Meinung ist, daß die Akademien eigene Institute nicht anstreben sollten. Solche Institute seien bei den wissenschaftlichen Hochschulen, bei der Max-Planck-Gesellschaft und anderen Trägern angesiedelt. Sie würden die Kräfte und Mittel zersplittern und die Möglichkeiten der Akademien generell übersteigen.[36] Irgendwann wird sich doch der Steuerzahler zu Wort melden. „Die Großwissenschaft“ fuhr Mommsen 1890 fort, „braucht Betriebskapital wie die Großindustrie, und wenn dies versagt, so ist die Akademie eben ornamental, und müssen wir es uns gefallen lassen, von dem Publikum als Dekoration angesehen und als überflüssig betrachtet zu werden“.

Die „vormals Preußische Akademie der Wissenschaften“, wie sich die Berlin-Brandenburgische heute nennt, hatte nach der „Wende“ zehn Jahre Zeit, um entsprechend ihrem Anspruch als älteste und vornehmste deutsche Akademie zu ihrem Jubiläum ihre Geschichte vorzubereiten, und sie hatte dazu eine durch Leistungen – allerdings in der DDR – ausgewiesene Forschungsstelle, mit einem international bekannten Experten an der Spitze. Dieser wurde 1991 ausnahmsweise nicht „abgewickelt“, sondern zurückgestuft und einem westberliner Kollegen als Kommissionsvorsitzenden unterstellt. Sollen wir Historiker uns wirklich mit der Rolle eines Hofnarren König Friedrich Wilhelms I. nach dem Beispiel des 2. Präsidenten der Akademie und Polyhistors Jacob Paul Frhr. von Gundling oder mit der Funktion eines Dekorateurs zufrieden geben?

Eine Zukunft sehe ich im Vereinigten Europa, das die Akademie zwingt, will sie überleben, den an sie gestellten Anforderungen des 21. Jahrhunderts zu genügen. Wer die drei Bände aufmerksam liest, wird dazu ausreichend Material und Ratschläge finden. Vielleicht ist das auch ein Ergebnis des für mich als Historiker unbefriedigenden Akademiejubiläums, ein Ergebnis, das keineswegs als gering eingeschätzt werden sollte.

---

36 Empfehlungen des Wissenschaftsrates zum Ausbau der wissenschaftlichen Einrichtungen, Teil III: Forschungseinrichtungen außerhalb der Hochschulen. Akademien der Wissenschaften, Museen und wissenschaftliche Sammlungen, Bd. 2, April 1965, S. 13, zit. nach Dieter Simon, Akademie der Wissenschaften. Das Berliner Projekt (wie Anm. 26), S. 116.

Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin *98(2008), 151–189*

Conrad Grau

Die Berliner Akademie der Wissenschaften als Gelehrtengesellschaft. Ein Blick zurück auf den Weg in die Zukunft (1990)

Vorbemerkung: Ein Typoskript dieses Aufsatzes mit handschriftlichen Korrekturen und Ergänzungen Graus befindet sich in den Akten Hubert Laitkos. Der Aufsatz gibt einen konzisen Überblick über die Geschichte der Berliner Akademie als Gelehrtengesellschaft. Er ist nicht datiert, stammt aber mit größter Wahrscheinlichkeit aus dem Frühsommer 1990, als im deutschen Einigungsvertrag vom 31. August 1990 die Trennung der „Akademie der Wissenschaften der DDR als Gelehrtensozietät von den Forschungsinstituten und sonstigen Einrichtungen“ festgelegt wurde. Damit verknüpft war die beabsichtigte „Entscheidung, wie die Gelehrtensozietät der Akademie der Wissenschaften der DDR fortgeführt werden soll“ (Bundesgesetzblatt, Teil II, Nr. 35, S. 902). Damit war zwar schon abzusehen, daß die AdW der DDR als ganze nicht zu retten sein würde. Aber noch niemand dachte daran, daß die wissenschaftsleitenden Organe des Bundeslandes Berlin bei der Gründung der BBAW diese Festlegung im Sinne der Liquidierung interpretieren und alle in- und ausländischen Mitgliedschaften der Akademie einschließlich der letzten Zuwahlen vom 7. Juni 1990 für erloschen erklären würden. Vielmehr gab man sich verbreitet der Illusion hin, man brauche nur die Institute abzustoßen, um die Gelehrtengesellschaft durch „Einordnung in die entstehende einheitliche deutsche Wissenschaftslandschaft“ (Grau in diesem Aufsatz) als eine Akademie von BRD-üblichem Zuschnitt bewahren zu können. Wie insbesondere aus den letzten Seiten hervorgeht, teilte Grau diese Illusion und riet dem damaligen Präsidium, eine solche Strategie zu verfolgen. Auszüge aus diesem Aufsatz wurden gedruckt im: Akademie-Pressedienst. Informationen aus der Leibniz-Akademie in Berlin, 2/91 vom 28.1.1991, unter den Titeln: „Annotationen zur Geschichte der Akademie der Wissenschaften zu Berlin (Zusammengestellt von der Pressestelle der Akademie nach einem Manuskript von Prof. Dr. Conrad Grau, Leiter der Arbeitsstelle für Akademiegeschichte)“ und „Die Berliner Akademie der Wissenschaften sollte älter als 290 Jahre

werden. Von Prof. Dr. Conrad Grau, Leiter des Arbeitsbereiches Akademiegeschichte am Institut für deutsche Geschichte“ (11 Seiten), mit der Quintessenz Graus im Schlußsatz: „Auch heute muß die Akademie die Chance haben, sich im Geiste ihrer herausragenden Mitglieder der vergangenen Jahrhunderte, die die Wissenschaft in vieler Hinsicht bereichert und Berliner wissenschaftliches Leben geprägt haben, aus eigener Kraft zu reformieren.“[1]*

1. Akademie und Staat 153
2. Formen der Mitgliedschaft 158
3. Akademietage: Plenarversammlungen, Festsitzungen, Leibniz- und Friedrichstag 159
4. Entwicklung der Klasseneinteilung 160
5. Leitung der Akademie 163
6. Mitglieder (Ordentliche, Korrespondierende, Auswärtige und Ehren-Mitglieder) 163
7. Medaillen, Auszeichnungen, Preise 168
8. Finanzierung (Kalendermonopol, Dotationen, Stiftungen, Staatshaushalt) 169
9. Publikationen: Sitzungsberichte, Jahrbücher 172
10. Wissenschaftliche Einrichtungen, Preisaufgaben 173
11. Akademische Unternehmen und Kommissionen 176
12. Internationale Kontakte und Kooperation 181
13. Umgestaltungen (ab 1957/1963/1968) und Neubeginn 183
14. Anhang: Gesamtdarstellungen, Dokumente und Biographische Indizes zur Geschichte der Berliner Akademie 187

Obwohl es eine beachtliche Zahl von Beiträgen über die Geschichte der Berliner Akademie der Wissenschaften in Form von Gesamtdarstellungen und Detailuntersuchungen gibt[2] , läßt sich der Forschungsstand insgesamt nicht als befriedigend bezeichnen. Das gilt insbesondere für die Akademie als Gelehrtengesellschaft. Das Defizit kann mit den folgenden Ausführungen nicht beseitigt werden, die sich auf die gegenwärtig allein mögliche Information konzentrieren müssen.

Die Berliner Akademie konnte 1700 dank des Einsatzes von Gottfried Wilhelm Leibniz gegründet werden. Sie entstand als zweitälteste deutsche

1 *Vorbemerkung, Inhaltsverzeichnis, Überschriften, Kursivsetzungen, wenige kleine Zusätze [in eckigen Klammern] im Text, Fußnoten und Anhang sind vom Herausgeber hinzugefügt.

2 Siehe die Zusammenstellung im Anhang.

Akademie nach der Academia Naturae Curiosorum (1652), der heutigen Leopoldina, in einer Zeit, in der in ganz Europa Akademien ins Leben traten. Als Beispiele seien genannt: Académie Française in Paris 1635, Royal Society in London 1662, Académie des Sciences in Paris 1666, Akademie der Wissenschaften in Petersburg 1724/25, Stockholm 1739, Kopenhagen 1742, Göttingen 1751 und München 1759.

Wie jede wissenschaftliche Einrichtung kennt auch die Berliner Akademie Höhen und Tiefen ihrer Entwicklung. Ihr Ansehen und ihre Stellung im Gefüge der Wissenschaft wurden maßgeblich durch die Leistungen ihrer Mitglieder bestimmt. Jede Auswahl von Namen, und nur um eine solche könnte es sich handeln, müßte im vorliegenden Zusammenhang jedoch willkürlich anmuten. Deshalb wird hier bewußt darauf verzichtet. Unabdingbar zum Verständnis erscheinen jedoch einige Hinweise auf Hauptentwicklungsetappen der Akademie.

1. Akademie und Staat

Nach einer komplizierten Anfangsphase während der ersten Jahrzehnte erlebte die Akademie einen Höhepunkt ihrer Entwicklung nach ihrer Reorganisation in den ersten Jahren der Regierung Friedrichs des Großen nach 1740. Die vom König erstrebte starke Ausrichtung auf die französische Aufklärung, der er sich persönlich engstens verbunden fühlte, erwies sich zunächst als förderlich, in seinen letzten Regierungsjahren als hemmend. Die äußere Form der Französisierung – vom Namen der Akademie bis zur Publikation der wissenschaftlichen Arbeiten in französischer Sprache – entsprach schließlich nicht mehr der deutschen nationalen Wissenschaftsentwicklung, der die Akademie auch in der friderizianischen Zeit verbunden blieb. Nach dem Tode des Königs (1786) trat die bereits schwelende Krise offen zu Tage. Es begann das etwa zwanzigjährige Ringen um die Reorganisation der Akademie als Bestandteil der Akademiebewegung im Umfeld der Französischen Revolution. Vor dem Hintergrund und im Rahmen der 1806 einsetzenden Reformen in Preußen, durch die auch das gesamte Bildungswesen und die Forschungsorganisation umgestaltet wurden, fand die Akademie schließlich 1812 ihren Platz neben der in Berlin 1809 [1810] gegründeten Universität. Akademie und Universität blieben fortan fast 150 Jahre engstens verbunden: Die ganz überwiegende Zahl aller Ordentlichen Mitglieder der Akademie wirkte gleichzeitig als Professoren der Universität, an der diese dank der Autonomie in der Berufungspolitik nicht nur indirekt über die potentiellen Kandidaten für die Ordentliche Mitgliedschaft der Akademie mitentschieden.

Die Leistungen von Akademiemitgliedern sind untrennbarer Bestandteil der sich in den ersten beiden Dritteln des 19. Jahrhunderts in Deutschland durchsetzenden industriellen Revolution und der Herausbildung der bürgerlichen Gesellschaft. Das gilt gleichermaßen auf naturwissenschaftlich-medizinischem wie auf geisteswissenschaftlichem Gebiet, wobei die Leistungen der Altertumswissenschaft in dieser Zeit wohl besonderer Hervorhebung bedürfen. In diesen Jahrzehnten wurde zugleich die herausragende Stellung vorbereitet, die die deutsche Wissenschaft in der Welt in den vierzig bis fünfzig Jahren vor dem ersten Weltkrieg einnahm, woran wiederum Akademiemitglieder maßgeblichen Anteil hatten.

Auch nach der Reichseinigung von 1871 blieb die Akademie entsprechend der bundesstaatlichen Verfassung eine Einrichtung des preußischen Staates. Dessen Dominanz im Reich und die Ansiedlung der Akademie in der Reichshauptstadt wirkten sich auf ihre Stellung natürlicherweise aus, haben jedoch zu keinem Zeitpunkt ihre gleichberechtigte Einordnung in den Kreis der deutsche Akademien verändert, wenn man von der Episode und praktisch unwirksam gebliebenen Tatsache absieht, daß in der nationalsozialistischen Zeit ab 1940 der Verbund der deutschen Akademien der Wissenschaften unter der kommissarischen Leitung des Präsidenten der Preußischen Akademie auf ministerielle Anweisung als „Reichsakademie“ firmierte.

Als die bundesstaatlich organisierte Forschung an den Universitäten und Akademien in Deutschland durch weitere Institutionen, beispielsweise 1887 durch die Physikalisch-Technische Reichsanstalt und vor allem 1911 durch die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, die auf Reichsebene organisiert waren, ergänzt wurde, ist die Wissenschaftslandschaft in Deutschland verändert worden. Insgesamt sank damit der relative Stellenwert der Akademien und also auch der Berliner. Die im Vorfeld der Gründung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft auch erwogene Verbindung mit der Berliner Akademie mußte nicht nur aus forschungsorganisatorischen Gründen – die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft wurde durch die Industrie und den Staat finanziert, also anders als die Akademie – scheitern, sondern auch deshalb, weil die Preußische Akademie keine Reichsinstitution war. Allerdings haben sich, insbesondere in der nationalsozialistischen Zeit, mehrmals Stimmen erhoben, die die Angliederung der Kaiser-Wilhelm-Institute an die Akademie erwogen. Im Zusammenhang mit der Stellung, die der Akademie nach ihrer Wiedereröffnung 1946 als gesamtdeutsche Institution zugedacht war, konnte an solche Überlegungen angeknüpft und diese für die Errichtung von Instituten bei der Akademie als zusätzliche Begründung herangezogen werden.[3]

Trotz der Veränderungen, die sich im Gefolge der Revolution von 1918 vollzogen und die aus der eng an die Monarchie gebundenen königlichen Akademie eine Einrichtung des Freistaates Preußen in der deutschen Republik machten, und ungeachtet der Folgen der Errichtung der nationalsozialistischen Diktatur konnte die Akademie ihre Funktion als international angesehene Wissenschaftsinstitution behaupten. Die Versuche nationalsozialistischer Einflußnahme auf die Akademie waren nach einem gescheiterten Angriff in den Jahren 1933/34 insgesamt wenig erfolgreich, nicht zuletzt, weil es den Machthabern erst 1939, am Vorabend des Krieges, gelang, eine Umgestaltung der Akademie einzuleiten. Dem Zwang zur Trennung von den Mitgliedern und Mitarbeitern, die entsprechend den nationalsozialistischen Gesetzen als Juden galten, konnte sich die Akademie 1938/39 nicht entziehen, nachdem Albert Einstein schon 1933 auf seine Ordentliche Mitgliedschaft in der Akademie verzichtet hatte.[4]

Das Ende des zweiten Weltkrieges traf die Akademie 1945 in ihrer Existenz – materiell, geistig, personell und als preußische Institution.[5] Die in Berlin anwesenden Ordentlichen Mitglieder versammelten sich dennoch bereits im Juni 1945 und von da an kontinuierlich, um die Wiederbelebung der Akademie zu betreiben. Die von der sowjetischen Besatzungsmacht am 1. Juli 1946, dem 300. Geburtstag von Leibniz, genehmigte Wiedereröffnung als Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin „zum Zwecke der Heranziehung der Wissenschaft zum Aufbau des demokratischen Deutschlands" – wie es in dem entsprechenden Sowjetbefehl hieß[6] – wurde mit Sicherheit

3 Vgl. jetzt auch Conrad Grau: Die Akademie und neue Organisationsformen der Wissenschaft, in: C. Grau: Die Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Heidelberg, Berlin, Oxford 1993, S. 205–209; ders.: „...daß die beiden Gesellschaften in Frieden nebeneinander stehen und zusammenarbeiten". Die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften und die Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin, in: Dahlemer Archivgespräche, Bd. 1. Hg. von Eckart Henning. Berlin-Dahlem 1996, S. 34–46; Bernhard vom Brocke: Verschenkte Optionen. Die Herausforderung der Preußischen Akademie durch neue Organisationsformen der Forschung um 1900, in: Die Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften im Kaiserreich. Hg. von Jürgen Kocka unter Mitarbeit von Rainer Hohlfeld und Peter Th. Walther. Berlin 1999, S. 119–147.

4 Albert Einstein in Berlin 1813–1933. Teil I: Darstellung und Dokumente, II: Spezialinventar. Berlin 1979 (= Studien zur Geschichte der Akademie der Wissenschaften der DDR 6,7).

5 Conrad Grau: Der Akademiegedanke in Berlin nach 1945 aus wissenschaftshistorischer Sicht, in: ZfG 40 (1992) 2, S. 131–149; ders.: Die Berliner und andere deutsche Akademien nach dem Zweiten Weltkrieg. Einleitender Vortrag zum Kolloquium der Leibniz-Sozietät: Die Berliner Akademie in den Jahren 1945 bis 1950, in: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät, Bd. 15 (1996) Heft 7/8, S. 5–19.

6 Gedruckt in: Werner Hartkopf/Gert Wangermann: Dokumente zur Geschichte der Berliner Akademie der Wissnschaften von 1700 bis 1990. Berlin, Heidelberg, New York 1991, S. 467–472, hier S. 467.

angesichts der gegebenen Situation von allen Verantwortlichen in der Akademie getragen. Die Trennung von nationalsozialistisch belasteten Mitgliedern – insgesamt 12 der noch lebenden Ordentlichen Mitglieder –, die Anerkennung der 1934 erfolgten und damals nicht bestätigten Wahl von Max Volmer sowie die noch 1946 vollzogenen und die späteren Zuwahlen mindestens bis 1949 trugen den Prinzipien der geistig-moralischen demokratischen Erneuerung Rechnung. Auch die bereits 1946 beginnenden Zuordnung von Forschungsinstituten zu einer Akademie, die bewußt als gesamtdeutsche Einrichtung herausgestellt wurde, konnte angesichts der damit möglichen Ausweitung der Forschung, die die Akademie stets betrieben hatte, nur weitgehende Zustimmung finden, zumal die Institute der Verantwortung der Mitglieder in den Klassen zugewiesen wurden.

Demgegenüber wurden die mit der Zentralisierung der Forschung einhergehenden und die mit der in Umrissen erkennbaren Umgestaltung der Akademie im Sinne des sowjetischen Akademiemodells angestrebten Tendenzen, die zudem von den Vertretern der Besatzungsmacht und der sich als bestimmende Partei etablierenden Sozialistischen Enheitspartei mit äußerster Behutsamkeit verfolgt wurden, offensichtlich kaum als Gefahr für die Gelehrtengesellschaft traditioneller Prägung begriffen. Erste Austritte von Mitgliedern, für die das vom Plenum nicht bestätigte Glückwunschtelegramm des Präsidenten zum 70. Geburtstag Stalins 1949 den Anlaß bot, wurden von anderen Mitgliedern nicht als Signale registriert. Die Förderungsmaßnahmen durch die Kulturverordnungen der SBZ und der DDR 1949 und 1950, die die materiellen Bedingungen der Forschung verbesserten und die Stellung der Akademie sowie ihrer Mitglieder aufwerteten, und die weitgehend unpolitisch gehaltene 250-Jahr-Feier 1950 schienen trotz der sich intensivierenden Ost-West-Konfrontation Hoffnungen auf Entwicklungsmöglichkeiten der Akademie im Sinne ihrer Tradition als autonome wissenschaftliche Institution zu bestätigen.

Anfang der fünfziger Jahre waren die Weichen jedoch, wenn auch nicht offen und nur Eingeweihten sichtbar, bereits für einen Weg gestellt, der über die Hauptstationen 1957, 1963 und 1968/69 in die „sozialistische Forschungsakademie“ führte. Parallel dazu verlor die Gelehrtengesellschaft als Gemeinschaft der Mitglieder einerseits zunehmend an Einfluß auf die Gestaltung der Forschung in der Akademie und wurde sie andererseits durch die mit der Parteibürokratie abzustimmende Zuwahlpolitik, bei der in der überwiegenden Zahl der Entscheidungen die politisch-ideologische Begründung als Bedingung für die Wahl teils gleichberechtigt neben, teils vorrangig über die wissenschaftliche Qualifikation des Kandidaten gestellt wurde, in das neue

Akademiekonzept integriert. Das Ergebnis ist die gegenwärtige Krise der Akademie, die deren Einordnung in die entstehende einheitliche deutsche Wissenschaftslandschaft erschwert, sie aber bei kritischer Bestandsaufnahme einschließlich der sich daraus ergebenden Schlußfolgerungen nicht ausschließt, wenn es gelingt, auch einst Bewährtes der Gelehrtengesellschaft beim Neubeginn zu nutzen.

Als Gelehrtengesellschaft wird die jeweils bestehende Gemeinschaft der von der Gründung der Brandenburgischen Sozietät im Jahre 1700 bis zur Gegenwart gewählten Mitglieder der Akademie verstanden. Ihre Gesamtzahl beläuft sich auf annähernd 3 000 Persönlichkeiten, deren Beitrag zur Entwicklung der Wissenschaft im Einzelnen höchst unterschiedlich gewesen ist. [7]

Die Akademie arbeitet seit ihr Gründung auf der Grundlage einer „Geschäftsordnung" (1700: „Generalinstruktion") und seit 1710 sind die jeweiligen Statuten grundlegend für ihre Tätigkeit. Statuten wurden in den folgenden Jahren beschlossen oder verordnet: 1710, 1744, 1746, 1795, 1809 (nicht bestätigt), 1812, 1838, 1881, 1939, (21.6.1945: Vorläufige Fassung einer Satzung), 1946, 1954, 1963, 1969 und 1984.[8] Auffällig ist, daß von den insgesamt 13 Statuten, die während fast 300 Jahren in Kraft traten, allein sechs, also fast die Hälfte, auf die 45 Jahre von 1939 bis 1984 entfallen. Solche ständigen Änderungen, wie unterschiedlich gravierend sie im Einzelnen und wie stark sie auch der Schnellebigkeit der Zeit geschuldet sein mögen, konnten einer kontinuierlichen Arbeit wenig förderlich sein.

Die Akademie war bis 1871 eine Institution des souveränen Königreiches Preußen und von 1871 bis 1945 des Bundesstaates [ab 1918 Landes] Preußen des Deutschen Reiches. Seit der Wiedereröffnung 1946 verstand sie sich als gesamtdeutsche Institution, wurde jedoch, ohne daß das bis 1972 formalen Ausdruck fand, bereits seit den fünfziger Jahren zur zentralen Forschungsinstitution der DDR umgewandelt. Die Bezeichnung der Akademie wechselte mehrfach:

1700–1701	Kurfürstlich-Brandenburgische Sozietät der Wissenschaften
1701–1746	Königlich Preußische Sozietät der Wissenschaften
1746–1786 (1812)	Société Royale des Sciences et Belles-Lettres

7 Siehe zuletzt Werner Hartkopf: Die Akademie der Wissenschaften der DDR. Ein Beitrag zu ihrer Geschchte – Biographischer Index –. Berlin 1983; ders.: Die Berliner Akademie der Wissenschaften. Ihre Mitglieder und Preisträger 1700–1990. Berlin 1992. Ferner die früheren Biographischen Indizes im Anhang.

8 Die Generalinstruktion und die Statuten der Akademie von 1700 bis 1984 sind gedruckt in: Hartkopf/Wangermann, Dokumente (wie Anm. 5), S. 53–207.

(1786) 1812–1918	Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften (bis 1901) zu Berlin
1918–1945	Preußische Akademie der Wissenschaften.
1946–1972	Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin
ab 1972	Akademie der Wissenschaften der DDR

2. Formen der Mitgliedschaft

Die Form der Mitgliedschaft war in den einzelnen Zeitabschnitten sehr differenziert. Grundsätzlich lassen sich nach ihrem Status und unabhängig von ihrer wissenschaftlichen Bedeutung zwei Mitgliederkategorien unterscheiden: die ständig in der Akademie wirkenden Mitglieder und diejenigen, die mehr oder weniger konstante Beziehungen zur Akademie unterhielten. Zur Kategorie der ständig in der Akademie mitwirkenden Mitglieder gehörten und gehören:

- die Anwesenden Mitglieder von 1700 bis 1743
- die Ordentlichen Mitglieder von 1744 bis 1812
- die Korrespondierenden Mitglieder (Mitgliedschaft an die Staatsbürgerschaft der DDR gebunden) seit 1968 bis zur Gegenwart.

Zur Kategorie der mit der Akademie verbundenen Mitglieder gehörten und gehören:

- die Abwesenden Mitglieder von 1700 bis 1743
- die Auswärtigen Mitglieder von 1744 bis 1812
- die Korrespondierenden Mitglieder von 1812 bis 1968
- die Auswärtigen Mitglieder von 1812 bis 1925 (letzte Wahl in dieser Kategorie)
- die Auswärtigen Mitglieder (Wissenschaftler, die keine Staatsbürger der DDR sind) von 1968 bis zur Gegenwart (die Ordentliche und Korrespondierende Mitgliedschaft für Nicht- DDR-Bürger, die vor 1968 in die Akademie gewählt wurden, ist 1969 administrativ in eine Auswärtige Mitgliedschaft umgewandelt worden).

Eine Sonderstellung nahmen die von 1812 bis 1943 gewählten Ehrenmitglieder ein.

3. Akademietage: Plenarversammlungen, Festsitzungen,Leibniz- und Friedrichstag

Der traditionelle Akademietag, an dem sich die in Berlin anwesenden Mitglieder versammeln, ist seit 1700 der Donnerstag (außer in der Sommerpau-

se). In den ersten zehn Jahren, vor der Bildung der Klassen, fanden ausschließlich Gesamtversammlungen statt. Die Häufigkeit dieser Zusammenkünfte, die bis in die Gegenwart fortgeführt werden und die ab 1710 im unterschiedlichen Rhythmus mit den Klassensitzungen alternierten, unterlag einem mehrfachen Wechsel. Die Skala reicht von wöchentlichen bis zu monatlichen Zusammenkünften.

Gegenstand der Beratungen in den Gesamtsitzungen und in den Klassen sind wissenschaftliche Vorträge der Mitglieder, die in überwiegender Zahl in den Serienpublikationen der Akademie (seltener an anderer Stelle) veröffentlicht wurden, wenn auch zuweilen mit beachtlicher terminlicher Verspätung. In den Plenarversammlungen und in den Klassen wurden und werden auch Geschäftsprobleme der Akademie einschließlich der Zuwahlen behandelt, wobei nur Ordentliche Mitglieder entscheidungsberechtigt sind.

Seit dem 18. Jahrhundert fanden aus Anlaß des Geburtstages des preußischen Königs Festsitzungen der Akademie statt. Eine detaillierte Regelung fanden diese Veranstaltungen im Statut von 1812. Dementsprechend wurde in Erinnerung an die Gründung und den Gründer der Akademie Anfang Juli oder auch Ende Juni (donnerstags) jeden Jahres der *Leibniztag* durchgeführt. Im Januar jeden Jahres (an dem dem Geburtstag des Königs am 24. Januar nächstgelegenen Donnerstag) wurde in Erinnerung an die Umgestaltung der Akademie durch Friedrich den Großen der *Friedrichstag* begangen.

Beide Veranstaltungen, die bis zum Ende des zweiten Weltkrieges stattfanden, waren wissenschaftspolitische Ereignisse. Auf dem Friedrichstag berichteten die Leiter der Akademischen Kommissionen über die wissenschaftlichen Arbeitsergebnisse der Unternehmen der Akademie, über die an anderer Stelle dieses Textes informiert wird. Ein Ordentliches Mitglied behandelte in einem Vortrag ein meist aktuelles Thema der wissenschaftlichen Forschung. Auf dem Leibniztag wurden die neugewählten Ordentlichen Mitglieder mit ihren wissenschaftlichen Leistungen vorgestellt. Diese wiederum berichteten über ihre geleisteten oder geplanten Untersuchungen. Auf jedem Leibniztag referierte der Vorsitzende Sekretar, ab 1939 der Präsident der Akademie, zu einem mit Leibniz zusammenhängenden Thema, wodurch diese Vorträge als Gesamtheit Bedeutung für die akademische Leibniz-Rezeption besitzen. Der Friedrichs- und der Leibniztag dienten in hohem Maße der Selbstdarstellung der Akademie vor der Öffentlichkeit.

Nach der Wiedereröffnung der Akademie 1946 wurde nur der Leibniztag der Akademie beibehalten (Im Statut von 1946 nicht ausdrücklich genannt, im Statut von 1963 als „Hauptversammlung der Akademie“ bezeichnet). Im

wesentlichen dient er, ungeachtet einiger Veränderungen in Details, der Berichterstattung des Präsidenten der Akademie über die Arbeiten des vergangenen Jahres – zunehmend fast ausschließlich in den Instituten – und der Vorstellung der neuen Akademiemitglieder. Zu einem wissenschaftlich relevanten Thema hält ein Akademiemitglied einen Vortrag.

4. Entwicklung der Klasseneinteilung[9]

Das erste Statut der Akademie aus dem Jahre 1710 sah die Einteilung der Mitglieder in vier Klassen vor, die eigene wissenschaftliche und Geschäftssitzungen durchführten und die in dieser Form bis 1812 bestanden.

- Physikalische Klasse (auch als Medizinische oder Physikalisch-Medizinische Klasse bezeichnet), ab 1746: Classe de philosophie Expérimentale
- Mathematische Klasse (Classe Mathématique)
- Deutsche Klasse (auch als Philologisch-Germanische oder Historische Klasse bezeichnet); ab 1746: Classe de Belles-Lettres
- Kirchlich-Orientalische Klasse (auch als Philologisch-Orientalische Klasse bezeichnet); ab 1746: Classe de Philosophie Spéculative.

Jede Klasse wurde von einem Direktor geleitet, der unbefristet – meist auf Lebenszeit – aus dem Kreis der Mitglieder ernannt wurde.

In Vorbereitung auf das 1812 erlassene Statut der Akademie erfolgte 1810 eine Neukonstituierung der Klassen in

- Physikalische Klasse
- Mathematische Klasse
- Philosophische Klasse
- Historisch-Philologische Klasse

Diese nunmehr von Sekretaren geleiteten Klassen bestanden bis 1830. In diesem Jahre erfolgte ihre Vereinigung zu zwei Klassen, die von diesem Zeitpunkt an bis 1939 von jeweils zwei Sekretaren, danach von einem Sekretar geleitet wurden. Sie bestanden bis 1949 als

- Physikalisch-Mathematische Klasse (ab 1939: Mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse)
- Philosophisch-Historische Klasse

Die Sekretare wurden auf Lebenszeit gewählt, vorzeitige Rücktritte waren möglich, aber recht selten. Protestcharakter trugen die Rücktritte des Sekre-

9 Mit den Namen und Amtsdaten der Direktoren/Sekretare/Vorsitzenden gedruckt zuletzt (wie Anm. 6) in: W. Hartkopf, 1983, S. 452–459; ders., 1992, S. 414–420.

tars Friedrich von Raumer (1847 wegen der Angriffe auf ihn nach seiner Kritik der Politik des Königs Friedrich Wilhelm IV.) und der Sekretare Max Planck, Hans Stille und Heinrich Lüders 1938 im Zusammenhang mit der nationalsozialistischen Umgestaltung der Akademie.

Im Jahre 1949 erfolgte die Einteilung der Mitglieder in sechs Klassen, denen jeweils ein Sekretar vorstand und die nur bis 1954 bestanden:

- Klasse für Mathematik und allgemeine Naturwissenschaften
- Klasse für medizinische Wissenschaften
- Klasse für landwirtschaftliche Wissenschaften (bis 1951, als die „Deutsche Akademie der Landwirtschaftswissenschaften“ gegründet wurde)
- Klasse für technische Wissenschaften
- Klasse für Sprache, Literatur und Kunst
- Klasse für Gesellschaftswissenschaften

Eine Neueinteilung in fünf Klassen wurde 1954 vorgenommen, wobei wiederum jeweils ein Sekretar gewählt wurde. Diese fünf bzw. ab 1957: sechs Klassen bestanden bis 1968:

- Klasse für Mathematik, Physik und Technik
- Klasse für Chemie, Geologie und Biologie
- Klasse für Medizin
- Klasse für Sprache, Literatur und Kunst
- Klasse Philosophie, Geschichte, Staats-, Rechts- und Wirtschaftswissenschaften
- Klasse für Bergbau, Hüttenwesen und Montangeologie (1957 gebildet).

Lediglich von 1969 bis 1972 bestanden für unterschiedlich lange Zeiträume elf Klassen, die von Vorsitzenden geleitet wurden, unter folgenden Bezeichnungen:

- Klasse „Physik in Naturwissenschaft und Technik“
- Klasse „Mathematik im System der Wissenschaften“
- Klasse „Stoff und Stoffwandlung“
- Klasse „Biologische Prozeßsteuerung“
- Klasse „Grundlagen der Humanbiologie“
- Klasse „Grundlagen der Werkstoffe und ihrer Anwendung“
- Klasse „Optimale Gestaltung der Umweltbedingungen“ („Mensch-Umwelt“)
- Klasse „Kybernetische Aspekte des Arbeitsprozesses, biologischer und gesellschaftlicher Kommunikationssysteme“
- Klasse „Erbe und Gegenwart“ („Der Zusammenhang von national- und literaturgeschichtlicher Entwicklung auf ideologischem und literarischem

Gebiet“)
- Klasse „Sprachwissenschaft und Sprache der Wissenschaft“
- Klasse „Gesetzmäßigkeiten der entwickelten sozialistischen Gesellschaft“

Im Jahre 1973 wurde eine Neueinteilung in sechs Klassen vorgenommen, die von Vorsitzenden geleitet wurden:
- Klasse Mathematik
- Klasse Physik
- Klasse Chemie
- Klasse Biowissenschaften
- Klasse Medizin
- Klasse Werkstofforschung, ab 1981: Werkstoffwissenschaften
- Klasse Umweltschutz und Umweltgestaltung (bis 1981)
- Klasse Philosophie, Ökonomie, Geschichte, Staats- und Rechtswissenschaften (Gesellschaftswissenschaften I)
- Klasse Literatur-, Sprach-, Geschichts- und Kunstwissenschaften (Gesellschaftswissenschaften II)

Danach wurden gebildet:
- Klasse Geo- und Kosmoswissenschaften (1981)
- Klasse Informatik, Kybernetik und Automatisierung (1984)
- Klasse Technikwissenshaften (1989)

In dieser Form bestehen die Klassen bis in die Gegenwart. Ihre Direktoren, Sekretare und Vorsitzenden waren oder sind stets Akademiemitglieder. Die mit der Bildung der Klassen der Akademie beginnende Publikation von Vorträgen der Mitglieder wird bis in die Gegenwart fortgesetzt.

5. Leitung der Akademie[10]

(Präsidenten, Vizepräsidenten, Sekretare, Direktoren, Protektoren und Kuratoren)

Die Leitung der Akademie übte von 1700 bis 1759 ein Präsident aus. Dieses Präsidentenamt wurde erst 1939 wieder eingeführt. Protektoren der Akademie waren 1700/01 der Brandenburgische Kurfürst sowie von 1701 bis 1713 und von 1746 bis 1918 die jeweiligen Könige in (von) Preußen. König Friedrich Wilhelm I. übernahm dieses Amt nicht, das von 1713 bis 1743 preußische Minister ausübten. König Friedrich II. der Große betrachtete sich seit

10 Listen der Namen mit Amtsjahren bringt (wie Anm. 6) W. Hartkopf, 1983, S. 452–461; ders., 1992, S. 412–422.

1764 als Präsident der Akademie. Von 1744 bis 1795 waren preußische Minister Kuratoren der Akademie. Von 1700 bis 1810 hatte die Akademie einen Beständigen Sekretar. Von 1710 bis 1745 hatte die Akademie zunächst jährlich wechselnde, dann ständige Vizepräsidenten. Das Amt eines Vizepräsidenten wurde 1939 erneut eingerichtet, seit 1951 wurde deren Zahl mehrfach erhöht. 1939 wurde das Amt eines Direktors bei der Akademie eingeführt, das auch bei der Wiedereröffnung 1946 beibehalten wurde. 1957 wurde es durch das Amt des Generalsekretärs ersetzt.

Ab 1812, als im Zuge der preußischen Reformen die Neugestaltung der Akademie erfolgte, und bis 1939 waren die vier Sekretare, die im Wechsel Vorsitzenden Sekretare der Gesamtakademie und der Klassen waren, das kollektive Leitungsorgan der Akademie, da diese keinen Präsidenten hatte.

6. Mitglieder

(Ordentliche, Korrespondierende, Auswärtige und Ehren-Mitglieder)

Mitglied der Akademie wurde man auf Vorschlag des Präsidenten, anderer Mitglieder der Akademie, der Kuratoren oder – in der früheren Zeit – auch auf eigenen Antrag. Bis 1812 haben die preußischen Könige als Protektoren zuweilen direkt Einfluß auf die Bestimmung von Mitgliedern genommen. Das Statut von 1812 garantierte das Zuwahlrecht der Akademiemitglieder, so daß ausschließlich wissenschaftliche Kriterien bei der ganz überwiegenden Mehrheit aller Wahlen ausschlaggebend waren.[11] Erst mit dem Statut von 1969 erhielten außerakademische Einrichtungen (Mitglieder des Ministerrates und des Präsidiums des Forschungsrates der DDR) ausdrücklich das Vorschlagsrecht für Mitglieder der Akademie.

Die Zahl der Ordentlichen Mitglieder, deren Aufnahme in die Akademie stets der Bestätigung durch die vorgesetzte Behörde (König, Ministerium, Ministerrat der DDR) bedurfte, wurde erstmalig 1798 auf 28 festgelegt, wobei die Möglichkeit der Zuwahl Außerordentlcher Mitglieder gegeben war,

11 Physiker über Physiker. Wahlvorschläge zur Aufnahme von Physikern in die Berliner Akademie 1870–1929. Bearb. von Christa Kirsten und Hans-Günther Körber. Berlin 1975; Physiker über Physiker II. Antrittsreden, Erwiderungen bei der Aufnahme von Physikern in die Berliner Akdemie, Gedächtnisreden 1870–1929. Bearb. von dens. Berlin 1979; Die Altertumswissenschaften an der Berliner Akademie. Wahlvorschläge zur Aufnahme von Mitgliedern ... (1799–1932). Hg. von Christa Kirsten. Bearb. von Herta Battré und Ilse Neßler. Berlin 1985; Chemiker über Chemiker. Wahlvorschläge zur Aufnahme in die Berliner Akademie 1822–1925. Bearb. von Anneliese Greiner. Berlin 1986 (Studien zur Geschichte der Akademie der Wissenschaften der DDR. Hg. vom Präsidenten der AdW, Bde. 1; 8; 5; 12).

die beim Freiwerden von Stellen zu Ordentlichen Mitgliedern aufrückten. Die 1828 bestätigte und 1830 vollzogene Zusammenlegung der vier Klassen zu zwei Klassen führte nach ihrer endgültigen Festsetzung durch das Statut von 1838 zu weiteren Veränderungen:

- die Zahl der Ordentlichen Mitglieder wurde auf 25 in jeder Klasse, also auf 50 insgesamt, fixiert
- jede Klasse durfte 16 Auswärtige Mitglieder, insgesamt also 32, aufnehmen (zuvor war ab 1812 die Aufnahme von 24 Auswärtigen Mitgliedern möglich, jeweils acht in der Mathematischen und der Physikalischen Klasse, jeweils vier in der Philosophischen und Historisch-Philologischen Klasse)
- in jede Klasse konnten 100 Korrespondierende Mitglieder aufgenommen werden, deren Wahl keiner Bestätigung bedurfte
- Die Zahl der Ehrenmitglieder war nicht begrenzt.

Die mögliche Zahl der Ordentlichen Mitglieder entwickelte sich von 1838 bis 1949[12]:

1838: 50 Mitglieder (25 je Klasse)
1881: 54 Mitglieder (27 je Klasse)
1900: 60 Mitglieder (30 je Klasse)
1906: 64 Mitglieder (32 je Klasse)
1911: 67 Mitglieder (35 in der Physikalisch-Mathematischen und 32 in der Philosophisch-Historischen Klasse)
1913: 70 Mitglieder (35 je Klasse)
1935: 76 Mitglieder (38 je Klasse)
1949: 120 Mitglieder (unparitätisch in sechs Klassen)

Nach der Verschmelzung der vier zu zwei Klassen wurden die Stellen der Ordentlichen und der Korrespondierenden Mitglieder auf Fachstellen aufgeteilt und damit einerseits der Wissenschaftsentwicklung und andererseits dem Bedürfnis nach Ausgewogenheit der Disziplinen innerhalb der Akademie Rechnung getragen:

---

12 Vgl. Conrad Grau: Mitgliederpolitik der Akademie (1900–1917), in: Die Berliner Akademie der Wissenschaften in der Zeit des Imperialismus. Teil 1: Von den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts bis zur Großen Sozialistischen Oktoberrevolution. Berlin 1975, S. 107–154, 220–251; Wolfgang Schlicker: Die Mitglieder der Akademie, ebd. Teil 2: 1917–1933. Berlin 1975, S. 131–176, 227–275; Conrad Grau: Die Zuwahl neuer Mitglieder. Das Wirken der Ordentlichen Mitglieder im Plenum und in den Klassen, ebd. Teil 3: 1933–1945. Berlin 1979, S. 148–278.

	OM	KM
Chemie	2	12
Physik	2	12
Botanik	2	12
Zoologie	2	12
Mineralogie und Geognosie	2	12
Anatomie	2	12
frühere Mathematische Klasse	6	28
Freie Stellen	7	–
Philosophie u. Geschichte d. Philosophie	3	8
Alte klassische Literatur	4	25
Geschichte	3	20 (einschl. Geographie)
Deutsche Philologie	1	12 (einschl. andere europ. Philologien)
Kunst und Archäologie	2	10
Orientalische Literatur	2	20 (einschl. vergleichende Sprachwiss.)
Politik und Statistik	1	5 (einschl. Rechts- u. Staatswiss.)
Freie Stellen	9	–

Die Erhöhung der Zahl der Ordentlichen Mitglieder führte ab 1884 zu Veränderungen in den Fachstellen. Die beiden neuen Stellen der Physikalisch-Mathematischen Klasse wurden den Freien Stellen zugeschlagen. In der Philosophisch-Historischen Klasse erfolgte eine grundlegende Neuverteilung bei gleichzeitiger Umbenennung der Fächer (in Klammern die frühere Zahl):

Philosophie	2	(3)
Klassische Philologie	4	(4)
Geschichte	3	(3)
Deutsche und andere neuere Philologie	3	(1)
Kunstwissenschaft	2	(2)
Orientalische Philologie	3	(2)
Staats- und Rechtswissenschaft	1	(1)
Freie Stellen	2	(2)

Die sechs neuen Stellen für Ordentliche Mitglieder wurden 1900 paritätisch vorzugsweise für Vertreter der Technik und der deutschen Sprachforschung reserviert. Der Begriff „Geognosie“ in der Fachstellenbezeichnung wurde in „Geologie“ umgewandelt. Im Jahre 1906 wurden jeweils zwei zusätzliche Stellen in jeder Klasse „zum Ersatz von Mitgliedern, die an der Teilnahme an

den akademischen Geschäften dauernd behindert sind, und zur Anfügung noch nicht vertretener Fächer“ geschaffen.

Die drei zusätzlichen Stellen in der Physikalisch-Mathematischen Klasse aus dem Jahre 1911 waren für Leiter der Institute der in diesem Jahr gegründeten Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften e. V., der heutigen Max-Planck-Gesellschaft, geschaffen worden. Zwecks Herstellung der paritätischen Mitgliederzahl in beiden Klassen wurden 1913 in der Philosophisch-Historischen Klasse drei neue Stellen eingerichtet, vorzugsweise für Vertreter der historischen und staatswissenschaftlichen Fächer.

Im Jahre 1936 wurden für jede Klasse vorübergehend fünf „künftig wegfallende“ Stellen für Ordentliche Mitglieder geschaffen, auf die Wissenschaftler berufen werden sollten zum Ersatz für Ordentliche Mitglieder, die das sechzigste Lebensjahr überschritten hatten. Diese wurden unter Wahrung ihrer Rechte von ihren Pflichten als Ordentliche Mitglieder entbunden. Nach dem Statut von 1939 durften von den jeweils 38 Ordentlichen Mitgliedern in jeder Klasse jeweils bis zu zwölf Auswärtige Ordentliche Mitglieder sein.

Ebenso wie bei den Ordentlichen Mitgliedern spiegelte sich auch bei den Fachstellenveränderungen der Korrespondierenden Mitglieder Prozesse der Wissenschaftsentwicklung bedingt wider, wie die Zahlen der jeweiligen Fachstellen für Korrespondierende Mitglieder zeigen:

	1901	(vorher)	1923
Chemie	10	(12)	10
Physik	10	(12)	16
Botanik	10	(12)	10
Zoologie	10	(12)	10
Anatomie	10	(12)	10
Mineralogie	10	(12)	10
Mathematik	10		10
Astronomie	10	(28)	7
Geographie und Geophysik	10		10
Technik	10		7
Philosophie und deren Geschichte	8	(8)	7
Alte klassische Literatur	24	(25)	22
Geschichte/Geographie	19	(20)	17
Deutsche u. andere neue Philologie	11	(12)	10
Kunst und Archäologie	9	(10)	8
Orientalische Literatur	19	(20)	17
Politik und Statistik	10	(5)	9
Freie Stellen	–	–	10

Die Zahl der möglichen Korrespondierenden Mitglieder betrug auch nach dem Statut von 1939 jeweils 100 für jede Klasse, doch durften unter den insgesamt 200 Korrespondierenden Mitgliedern nur 50 Ausländer sein. Bis 1945 bedurfte von nun an auch die Wahl Korrespondierender Mitglieder der Bestätigung durch das Ministerium. Die Zahl der Ehrenmitglieder wurde auf zehn begrenzt, unter denen nur in Ausnahmefällen Ausländer sein durften.

Die Zuwahlen Ordentlicher und Korrespondierender Mitglieder erfolgten ab 1946 maßgeblich mit dem Ziel, dem gesamtdeutschen Anspruch der als Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin wiedereröffneten Preußischen Akademie gerecht zu werden und den vorgegebenen Mitgliederzahlen einschließlich der 1949 zusätzlich geschaffenen Stellen nahezukommen. Damit wurde die örtliche Bindung der Ordentlichen Mitgliedschaft an Berlin, die bereits seit 1939 eingeschränkt war, weiter zurückgedrängt. Das bedeutete de facto die Tendenz der Herausbildung einer Stufenfolge in der Korrespondierenden und Ordentlichen Mitgliedschaft, die aber tatsächlich erst im Statut von 1939 festgeschrieben wurde. In den fünfziger Jahren setzte die verstärkte Einbindung der Zuwahlpolitik in die zunehmend von der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands dominierte Gestaltung der Akademiepolitik ein. Sie mündete im Statut von 1969 in die Festlegung, daß nur Bürger der DDR Ordentliche oder Korrespondierende Mitglieder sein konnten, somit gleichzeitig eine Rangfolge durchgesetzt wurde.

Die Zahl der Mitglieder war in den jeweiligen Statuten ab 1946 nur teilweise festgelegt, wobei diese Zahlen nur für die Mitglieder unterhalb einer bestimmten Altersgrenze (Männer 65 Jahre, Frauen 60 Jahre) galten.

	OM	KM	EM	AM
1946	keine Angaben			–
1954	bis 120	keine Angaben		–
1963	bis 90	keine Angaben		–
1969	bis 90	keine Angabe	abgeschafft	eingeführt, keine Angabe
1984	bis 90	bis 100	abgeschafft	keine Angabe

Eine Fachstellenbindung im Sinne früherer Regelungen wurde nicht beibehalten. Bereits das Abgehen von den beiden Klassen mit ihrer paritätischen Mitgliederzahl im Jahre 1949 bewirkte das künftig noch wachsende quantitative Übergewicht der Mitglieder aus dem mathematisch-naturwissenschaftlich-medizinisch-technischen Bereich gegenüber dem geisteswissenschaftlichen, das bis in die Gegenwart besteht und inhaltlich durch die Wissenschaftsentwicklung gerechtfertigt ist.

1963 wurde der Status „Gäste der Klassen (Hospitanten)“ als eine Art Vorstufe der Mitgliedschaft eingeführt, wozu „insbesondere jüngere geeignete Persönlichkeiten für die Dauer eines Jahres jeweils vom Leibniz-Tage an gerechnet“ mehrfach berufen werden konnten. Diese bis 1969 geltende Regelung kann als Versuch angesehen werden, im Interesse einer forcierten Umgestaltung der Akademie auf der Mitgliederebene im Sinne der offiziellen DDR-Wissenschaftspolitik zu wirken.

Nachdem durch das Statut von 1969 für die gewählten Ordentlichen und Korrespondierenden Mitglieder die „Bestätigung durch den Vorsitzenden des Ministerrats“ der DDR zum ersten Mal ausdrücklich formuliert wurde, ist diese Bestimmung 1984 auf alle Mitglieder ausgedehnt worden, also auch auf die Auswärtigen Mitglieder.[13]

7. Medaillen, Auszeichnungen, Preise[14]

Neben der Wahl zum Mitglied hat die Akademie seit 1892 die Möglichkeit, wissenschaftliche Leistungen durch Medaillen zu würdigen.

Von 1892 bis 1919 verlieh die Akademie an bedeutende Naturwissenschaftler die Helmholtz-Medaille, die aus Mitteln finanziert wurde, die anläßlich des 70. Geburtstages des Akademiemitglieds Hermann von Helmholtz von Freunden und Förderern des Wissenschaftlers gestiftet worden waren.

Im Jahre 1912 stiftete der Astronom der Akademie, Akademiemitglied Arthur Auwers, die nach dem englischen Astronomen des 18. Jahrhunderts und seit 1746 Auswärtiges Mitglied der Berliner Akademie, James Bradley, benannte Medaille. Sie wurde nur 1918 und 1941 verliehen.

Ab 1907 und bis 1944 verlieh die Akademie jährlich in Gold und Silber an mehrere Persönlichkeiten die Leibniz-Medaille.[15] Vorgeschlagen werden konnten Personen, die sich durch die Förderung der Wissenschaft oder durch außerhalb der eigentlichen beruflichen Arbeit erbrachte wissenschaftliche Leistungen ausgezeichnet hatten.

An diese Praxis der Gelehrtengesellschaft hat die Akademie sieben Jahre nach ihrer Wiedereröffnung angeknüpft. Im Jahre 1953 wurde die Möglich-

13 Statuten von 1969 und 1984, in Hartkopf/Wangermann (wie Anm. 5), S. 177–190 und 190–207.

14 Listen der Auszeichnungen und Ausgezeichneten zuletzt bei (wie Anm.6) W. Hartkopf, 1983, S. 462–482; ders., 1992, S. 423–462.

15 Conrad Grau: Die Stiftung der Leibniz-Medaille der Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin und ihre erste Verleihung im Jahre 1907, in: ZfG 40 (1992) 3, S. 269–280.

keit zur Auszeichnung mit der Leibniz-Medaille wieder eingeführt. Auszeichnungsberechtigt sind auch Leistungen im Rahmen der beruflichen Tätigkeit. Seit 1959 wird auch die Helmholtz-Medaille wieder verliehen.

Seit 1956 verleiht die Akademie unregelmäßig, in der Regel aber alle drei Jahre, den Friedrich-Engels-Preis für Arbeiten auf dem Gebiet der Gesellschaftswissenschaften.

Im Jahre 1980 stiftete die Akademie die Ehrenspange[16] und insgesamt neun fachlich gebundene und fast ausschließlich nach früheren Akademiemitgliedern benannte Medaillen, die jährlich an Mitarbeiter der Akademie verliehen werden können[17] [Johannes-Stroux-Medaille, Georg-Wilhelm-Friedrich-Hegel-Medaille, Werner-Krauss-Medaille, Max-von-Laue-Medaille, Jacobus-Henricus-van´t-Hoff-Medaille, Leonhard-Euler-Medaille, Franz-Carl-Achard-Medaille, Walter-Friedrich-Medaille, Robert-Koch-Medaille, später kam hinzu die Alexander-von-Humboldt-Medaille].

8. Finanzierung

(Kalendermonopol, Dotationen, Stiftungen, Staatshaushalt)

Die Mittel für ihre Tätigkeit mußte sich die Sozietät während ihres ersten Jahrhunderts selbst erarbeiten. Dadurch unterschied sie sich von den zeitgenössischen Akademien, die entweder staatsfinanziert waren oder deren finanzielle Mittel durch die Mitglieder oder auch durch private Förderer aufgebracht werden mußten. Der brandenburgische, dann ab 1701 der preußische Staat half der Sozietät, indem er ihr Privilegien gewährte, so beispielsweise für die Anlage von Maulbeerplantagen für die Seidenraupenzucht. Das allein einträgliche Privileg war im 18. Jahrhundert allerdings das für die Herausgabe von Kalendern, die mit unterschiedlichem Inhalt, z. B. als astronomische, Haushaltungs-, historische, genealogische, regionale usw. herausgebracht wurden. Bei Androhung hoher Strafen durften in Preußen allein die von der Akademie erarbeiteten oder gegen Gebühr genehmigten Kalender verkauft werden. Die territoriale Ausdehnung Preußens, insbesondere durch den Gewinn Schlesiens, wirkte sich in dieser Richtung positiv für die Akademie aus.

16 Sie wurde vom Plenum der Akademie am 7. Dezember 1989 folgenden Mitgliedern der ehemaligen „Partei- und Staatsführung der DDR“ aberkannt: Erich Honecker (verliehen 1981), Kurt Hager (1981), Willi Stoph (1984), Günther Mittag (1986).Siehe W. Hartkopf, 1992 (wie Anm. 6), S. 447.

17 So an Conrad Grau 1977 die Leibniz-Medaille in Silber und 1988 (für seine Arbeiten zur Wissenschafts- und Kulturgeschichte) die Werner-Krauss-Medaille.

Aus der Rolle der Kalender bei der Wissenschaftsfinanzierung resultierte nicht zuletzt der hohe Stellenwert des Observatoriums der Akademie, an dem die erforderlichen astronomischen Berechnungen durchgeführt wurden. Diese Form der Wissenschaftsfinanzierung schloß nicht aus, daß die Könige, wenn sie es für richtig hielten und die Staatskasse es hergab, ebenfalls Mittel zur Verfügung stellten.

Mit dem Aufbau der modernen Staatsverwaltung im Umfeld der preußischen Reformen zu Beginn des 19. Jahrhunderts änderte sich die Stellung der Akademie auch insofern, als sie in die Haushaltsfinanzierung Preußens einbezogen wurde. Zuständig waren zunächst die Wissenschaftsbehörde im Innenministerium und ab 1817 das Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten, das in diesem Jahre geschaffen wurde. Dieses preußische Kultusministerium war bis 1945, zuletzt ab 1934 als Reichs- und Preußisches Ministerium für Erziehung, Wissenschaft und Volksbildung, die vorgesetzte Behörde der Akademie. Deren Mittel flossen, zumindest nach Ansicht der betroffenen Akademiemitglieder, sicher nicht reichlich genug, ermöglichten jedoch in Verbindung mit anderen Einnahmen eine verhältnismäßig umfangreiche Arbeit der Gelehrtengesellschaft und von deren Unternehmen, über die noch zu berichten ist.

Fördernd wirkten sich in Einzelfällen einmalige Zuwendungen an die Akademie (Dotationen) für bestimmte Vorhaben aus, die vom Herrscher und von Einzelpersonen aus Staat und Wirtschaft zur Verfügung gestellt wurden.

Als maßgebliche Form der Forschungsförderung haben sich, wenn auch nicht in dem Maße wie in anderen Bereichen, auch an der Akademie bis 1939 Stiftungen erwiesen, und zwar beginnend etwa seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Bei allen Unterschieden zwischen den einzelnen Stiftungen[18] war das Förderungsprinzip relativ einheitlich: Von einer einmalig der Akademie überwiesenen Geldsumme durften die Zinsen für Forschungen verwendet werden. Die Arbeit jeder Stiftung war durch ein Statut geregelt, das den Einsatz der Mittel, die der Stifter beeinflussen konnte, für bestimmte Forschungsthemen festlegt.

Als die beiden Hauptformen der Stiftungen an der Akademie, insgesamt etwa 50, lassen sich unterscheiden:

- Ein Mitglied der Akademie überwies eigene oder ihm von dritter Seite zur Verfügung gestellte Mittel an die Akademie mit der Maßgabe, die Zinsen

18 „Statuten der bei der Akademie errichteten Stiftungen von 1860 bis 1923“ und „Dokumente zu den mit der Akademie in Verbindung stehenden Stiftungen und Institutionen von 1863 bis 1905“ sind gedruckt in: Hartkopf/Wangermann (wie Anm. 5), S. 323–433.

für die Durchführung ihn interessierender Forschungen zu verwenden oder sie in anderer Weise für die Förderung der Wissenschaft einzusetzen.
- An der Wissenschaft interessierte Persönlichkeiten aus Staat, Gesellschaft und Wirtschaft veranlaßten die Bereitstellung von Mitteln für die Akademie, deren Zinsen für Forschungsarbeiten, oft themengebunden, benutzt werden konnten.

Eine neue Situation für die Akademie entstand nach dem ersten Weltkrieg, als die Inflation die Stiftungsmittel entwertete und verschiedene Forschungsprojekte mindestens zeitweise gefährdet waren oder sogar eingestellt werden mußten. Akademiemitglieder waren daher maßgeblich an der Gründung der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft, der heutigen Deutschen Forschungsgemeinschaft, beteiligt, um die Forschungsfinanzierung zu fördern.[19]

Die ausschließliche Finanzierung der Akademie aus dem Staatshaushalt wurde erst nach 1946 erforderlich, als Stiftungsmittel nicht mehr oder auf Grund der Geldentwertung und der gesellschaftlichen Veränderungen im Osten Deutschlands nur noch in wenigen Ausnahmefällen zur Verfügung standen und private Wissenschaftsförderung unmöglich war. Die Versuche zur Forschungsfinanzierung der Akademie durch Kombinate und Betriebe der DDR betrafen nicht mehr die Gelehrtengesellschaft, sondern bestimmte Institute der Akademie.

Von 1812 bis 1945 entschieden die Ordentlichen Akademiemitglieder eigenverantwortlich über die Verwendung der Mittel, die der Gelehrtengesellschaft aus verschiedenen Quellen, also aus dem Haushalt des Staates, aus Dotationen und aus Stiftungen zur Verfügung standen. Neben den Mitgliedern der Stiftungskuratorien, überwiegend Ordentliche Mitglieder, waren das in erster Linie die Ordentlichen Mitglieder in drei Geldverwendungsausschüssen der Gesamtakademie und der beiden Klassen. Die Wahlen in diese Gremien bestimmten also letztendlich darüber, welche Themen im welchem Umfang bearbeitet wurden. Die Tätigkeit der Mitglieder in den Geldverwendungsausschüssen erforderte wissenschaftliche Kreativität und ausgeprägtes Verständnis für die Erfordernisse der Forschung, gewährte aber zugleich Einfluß von zuweilen wissenschaftsstrategischer Bedeutung.

---

19 Wolfgang Schlicker: Konzeptionen und Aktionen bürgerlicher deutscher Wissenschaftler. Zum gesellschaftlichen Stellenwert der Forschung nach 1918 und zur Gründung der Notgemeinschaft deutscher Wissenschaft, in: ZfG 31 (1983), S. 881–895; Kurt Zierold: Forschungsförderung in drei Epochen. Deutsche Forschungsgemeinschaft. Geschichte, Arbeitsweise, Kommentar. Wiesbaden 1968.

9. Publikationen: Sitzungsberichte, Jahrbücher

In der Gesamtversammlung oder dem Plenum und in den Klassen der Gelehrtengesellschaft vollzog sich ein wichtiger Teil der wissenschaftlichen Arbeit der Akademiemitglieder, deren Hauptform der Vortrag von Forschungsergebnissen war. Der überwiegende Teil dieser Abhandlungen wurde ab 1710 bis in die Gegenwart in Serienpublikationen der Akademie veröffentlicht.[20] Diese enthalten bis 1939 zugleich die Ergebnisse der Geschäftssitzungen, soweit sie für die Öffentlichkeit bestimmt waren.

Im Einzelnen wurden folgende Reihen vorgelegt.

- Miscellanea Berolinensia ad incrementum scientiarium, ex scriptis Societatis Regiae Scientiarum exhibitis edita. 1710–1743 (7 Bände)
- Histoire de l´Académie Royale des Sciences et Belles-Lettres. Année 1745–1769
- Nouveaux Mémoires de l‘Académie Royale des Sciences et Belles-Lettres. Année 1770–1786. Avec l´histoire pour les mêmes années
- Mémoires de l‘Académie Royale des Sciences et Belles-Lettres depuis l‘avènement de Frédéric Guillaume III au thrône. 1786–1797. Avec l´histoire pour les même temps
- Mémoires de l‘Académie Royale des Sciences et Belles-Lettres depuis l‘avènement de Frédéric Guillaume II au thrône. 1798–1804. Avec l´histoire pour les même temps
- Sammlung der deutschen Abhandlungen, welche in der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin vorgelesen worden in den Jahren 1788 bis 1803
- Abhandlungen der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 1804–1944 (ab 1907 nach Klassen unterteilt)
- Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 1836–1855
- Monatsberichte der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 1856–1881
- Sitzungsberichte der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 1882–1938 (ab 1899 nach Klassen unterteilt)
- Jahrbuch der Preußischen Akademie der Wissenschaften. 1939–1943
- Vorträge und Schriften. 1940–1945 (22 Hefte)

20 Gesamtregister der Abhandlungen, Sitzungsberichte, Jahrbücher, Vorträge und Schriften der Preußischen Akademie der Wissenschaften 1900–1945. Hg. von der Hauptbibliothek der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Berlin 1966.

Nach der Wiedereröffnung der Akademie 1946 wurden die Serienpublikationen wissenschaftlicher Ergebnisse der Plenar- und Klassensitzungen fortgesetzt:

- Abhandlungen der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, bzw. der Akademie der Wissenschaften der DDR. Seit 1945 (bis 1970 unterteilt in die drei Reihen: Mathematik – Naturwissenschaften – Technik; Gesellschaftswissenschaften; Veröffentlichungen der wissenschaftlichen Räte)
- Sitzungsberichte der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin,bzw. der Akademie der Wissenschaften der DDR. Seit 1945 (bis 1969 unterteilt nach den jeweiligen Klassen, ab 1975 unterteilt in die zwei Reihen: Mathematik – Naturwissenschaften – Technik; Gesellschaftswissenschaften)

Die Herausgabe des Jahrbuchs wurde 1950 mit der Berichterstattung für die Jahre 1946 bis 1949 wieder aufgenommen. Weitere Bände erschienen 1951 (für die Jahre 1950/51) und 1955 (für die Jahre 1952 bis 1953). Ab 1956 wurde jeweils über die Tätigkeit eines Jahres informiert; lediglich 1973 über die Jahre 1971/72. Beginnend mit den fünfziger Jahren nimmt neben der Tätigkeit des Plenums und der Klassen die Berichterstattung über die Arbeit der Institute und Einrichtungen der Akademie zunehmend den ganz überwiegenden Raum in den Jahrbüchern ein; eine Ausnahme bilden nur die Jahrbücher 1969 und 1970, in denen im Zusammenhang mit der grundlegenden Umgestaltung der Akademie über deren wissenschaftliche Arbeiten überhaupt nicht berichtet wurde.

10. Wissenschaftliche Einrichtungen, Preisaufgaben

Das Wirken der Akademiemitglieder fand seit der Gründung der Sozietät im Jahre 1700 bis zur Eröffnung der Berliner Universität im Jahre 1810 seinen Niederschlag in wissenschaftlichen Einrichtungen, die der Akademie angegliedert waren. Die älteste Einrichtung war die gleichzeitig mit der Sozietät gegründete *Sternwarte*, die 1709 ihre Tätigkeit in einem eigenen Gebäude aufnahm. Da die Akademie durch die Herausgabe verschiedener Arten von Kalendern, für die ihr das Privileg in Preußen erteilt war, ihre finanziellen Mittel selbst erarbeiten mußte, kam dem Observatorium besondere Bedeutung zu. 1713 wurde an der Sozietät das *Theatrum Anatomicum* gegründet, aus dem 1724 das *Collegium Medico-Chirurgicum* hervorging, für das das 1710 als „Pesthaus“ und ab 1727 als *Charité* bezeichnete Krankenhaus die praktische Ausbildungsstätte war. Es handelte sich um die erste naturwissen-

schaftlich-medizinische Ausbildungsstätte in Berlin und eine Vorgängerinstitution der späteren Medizinischen Fakultät der Universität. Die Kosten für den Unterhalt des Kollegiums wurden der Sozietät auferlegt. Der bestehende *Botanische Garten* in Berlin wurde der Sozietät 1718 angegliedert. Weitere Einrichtungen wurden im 18. Jahrhundert an der Akademie geschaffen. Besonderer Erwähnung bedarf das von Anfang an bestehende und 1765 institutionalisierte *Archiv der Akademie*, das heute Zentrales Archiv der Akademie der Wissenschaften der DDR ist. Es enthält, beginnend mit der Gründung der Sozietät, alle Dokumente zur Geschichte der Akademie bis in die Gegenwart, soweit sie erhalten sind und als aufbewahrungswürdig eingestuft wurden. Ohne die Benutzung dieser Bestände können die Geschichte der Akademie, aber auch die Geschichte der Wissenschaft nicht erforscht werden.

Mit dem Statut von 1746[21] übernahm die Gelehrtengesellschaft nach dem Vorbild anderer Akademien die Regelung, Preisaufgaben zu stellen, an deren Lösung sich alle interessierten Persönlichkeiten beteiligen konnten. Die eingereichten Arbeiten wurden von den Akademiemitgliedern begutachtet und die besten erhielten Preise der Akademie. Obwohl Preisaufgaben bis ins 20. Jahrhundert gestellt wurden, hatten sie ihre größte Bedeutung im 18. Jahrhundert. Die zur Debatte gestellten Probleme lassen Rückschlüsse auf den Anteil der Akademie am Wissenschaftsprozeß zu und erweisen in vielen Fällen, daß sie dringend zu lösenden Fragen auf der Spur war. Aufgeworfen wurden vor allem philosophische, historische, mathematische, naturwissenschaftliche, landwirtschaftliche und die Gewerbe betreffende Probleme, die besonders im 18. Jahrhundert in der Regel ein beachtliches Echo fanden und das Ansehen der Akademie förderten.[22] An der Beantwortung der Fragen, die anonym erfolgen mußte, beteiligten sich vielfach Gelehrte, die bereits einen Ruf hatten oder sich in der Folgezeit erwarben, manchmal sogar dank ihrer Beteiligung an den Preisfragen der Akademie. Unter den Preisgewinnern waren mehrere vorher oder danach in die Akademie aufgenommene Mitglieder.

In dem von 1807 bis 1809 [auf der Grundlage eines Entwurfs Alexander von Humboldts] ausgearbeiteten und vom Plenum der Akademie [im Juli 1809] angenommenen, aber niemals bestätigten Statut der Akademie[23] konn-

21 Hartkopf/Wangermann (wie Anm. 5), S. 90–93.

22 Hans-Heinich Müller: Akademie und Wirtschaft im 18. Jahrhundert. Agrarökonomische Preisaufgaben und Preisschriften der Preußischen Akademie der Wissenschaften (Versuch, Tendenzen und Überblick). Berlin 1975 (= Studien zur Geschichte der Akademie der Wissenschaften der DDR 3).435 S.

23 Hartkopf/Wangermann (wie Anm. 5), S. 253–266, hier S. 255.

te auf der Grundlage, die sich an der Akademie im 18. Jahrhundert herausgebildet hatte, formuliert werden:

„Als Mittel zu den gelehrten Arbeiten und Forschungen der Akademie gehören folgende für die Beförderung der Wissenschaften errichtete Anstalten:
1. die große öffentliche Bibliothek;
2. das Physikalisch-Mathematische Kabinett;
3. die Sternwarte;
4. das Chemische Laboratorium;
5. das Mineralogische Kabinett;
6. der Botanische Garten;
7. das Zootomische Museum;
8. die Zoologische Sammlung;
9. das Archäologische Museum;
10. eine besondere Handbibliothek.

Die Akademie, zu deren Gebrauch dieselben bestimmt sind, und unter deren Leitung und Aufsicht sie stehen, sorgt nicht allein für ihre Erhaltung, sondern auch Erweiterung und Vervollständigung, und für die Verbesserung in der Einrichtung."

Die unter den Punkten 1 und 10 genannten beiden Bibliotheken sollten der Gesamtakademie unterstehen. Die Institutionen 4 und 8 sollten der Physikalischen Klasse, die Sternwarte (Nr. 3) der Mathematischen und das Physikalisch-Mathematische Kabinett (Nr. 2) diesen beiden Klassen zugeordnet werden. Das Archäologische Museum (Nr. 9) war als Einrichtung der Historischen Klasse gedacht.

Das Statut von 1813 nennt außer der Bibliothek alle diese Einrichtungen nicht mehr, da sie an die inzwischen gegründete Universität zu Berlin übergegangen waren. Sie bildeten dort die Grundlage für den Aufbau eines Forschungspotentials entsprechend der Humboldtschen Konzeption der Verbindung von Lehre und Forschung. Eine Ausnahme machte lediglich die Sternwarte, die noch einige Jahrzehnte hindurch zugleich mit der Akademie und der Universität verbunden war.

Im Statut von 1812[24] wird auch die für die folgenden etwa 150 Jahre geltende Aufgabe der Akademie erstmals formuliert: „Der Zweck der Akademie ist auf keine Weise Vortrag des bereits bekannten und als Wissenschaft geltenden, sondern Prüfung des Vorhandenen und weitere Forschung im Gebiet der Wissenschaft."

24 Hartkopf/Wangermann (wie Anm. 5), S. 94–104, hier S. 94.

Die Statuten von 1838 und 1881[25] formulierten gleichlautend: „Unsere Akademie der Wissenschaften ist eine Gesellschaft von Gelehrten, welche zur Förderung und Erweiterung der allgemeinen Wissenschaften, ohne einen bestimmten Lehrzweck, eingesetzt ist.“ Damit war die Akademie als Gelehrtengesellschaft eindeutig definiert.

Die Ortsbindung der Ordentlichen Mitglieder wurde 1812 ausdrücklich festgeschrieben: „Ordentliche Mitglieder können nur solche sein, die entweder in Berlin selbst wohnen, oder doch in keiner solchen Entfernung von dieser Hauptstadt, welche ein Hindernis der Erfüllung ihrer Pflichten und ihres Verhältnisses zur Akademie überhaupt veranlassen kann.“[26] Das Recht zur Teilnahme an den wissenschaftlichen Arbeiten der Akademie wurde allen Mitgliedern gewährt, während allein den Ordentlichen Mitgliedern die Mitwirkung an Entscheidungen über alle Geschäftsfragen einschließlich der Zuwahlen zugestanden wurde. Die unterschiedliche Mitgliedschaft war keine Stufenfolge.

11. Akademische Unternehmen und Kommissionen

Die durch das Statut von 1812 bestimmte Aufgabe der Akademie und ihre Koexistenz mit der Universität veranlaßte die Ordentlichen Mitglieder, die in überwiegender Zahl zugleich Universitätsprofessoren waren oder als Mitglieder der Akademie das Recht zu Vorlesungen an der Universität hatten, zur Bestimmung wissenschaftlicher Arbeitsaufgaben, die die Akademie neben dem Wirken ihrer Mitglieder im Plenum und in den Klassen und in Ergänzung zu dem außerakademischen Forschungspotential wahrnehmen konnte. Das Ergebnis war der allmähliche Aufbau Akademischer Unternehmen, die von Akademischen Kommissionen unter dem Vorsitz eines Ordentlichen Akademiemitglieds geleitet wurden.[27] Die Einrichtung dieser Unternehmen begann 1815 und erfolgte kontinuierlich in den folgenden 150 Jahren entsprechend den jeweils als wichtig erkannten Bedürfnissen in Abhängigkeit von den zur Verfügung stehenden finanziellen Mitteln. Die zeitlich letzte Grün-

25 Ebenda, S. 104–144, hier S. 105 und 128.

26 Ebenda S. 94.

27 Conrad Grau: Zur Tätigkeit der wissenschaftlichen Unternehmen der Akademie, in: Die Berliner Akademie der Wissenschaften in der Zeit des Imperialismus. Teil 1: Von den neunziger Jahen des 19. Jahrhunderts bis zur Großen Sozialistischen Oktoberrevolution. Berlin 1975, S. 251–262; Wolfgang Schlicker: Wissenschaftliche Unternehmungen der Akademie. Ebd. Teil 2: 1917–1933. Berlin 1975, S. 179–196, 280–291, 341–351; Liane Zeil: Die wissenschaftlichen Unternehmen. Ebd. Teil 3: 1933–1945. Berlin 1979, S. 279–391.

dung war 1966 die der Kommission für Akademiegeschichte einschließlich einer Arbeitsstelle für Akademiegeschichte.

Folgende Kommissionen/Unternehmen mit teils begrenzten, teils umfassenden Arbeitsgebieten haben bei der Gelehrtengesellschaft bestanden und waren meist viele Jahrzehnte hindurch tätig. Einige Projekte wurden in Kooperation mit anderen Akademien der Wissenschaften im In- und Ausland bearbeitet[28]:

- Inscriptiones Graecae (IG) 1815
- Aristoteles-Ausgabe 1817
- Sternkarten-Edition 1825
- Ausgabe der Werke Friedrichs des Großen 1840
- Corpus Inscriptionum Latinarum (CIL) 1853
- Aristoteles-Kommentare 1874
- Preußische Staatsschriften aus der Regierungszeit König Friedrichs II. 1874
- Prosopographia Imperii Romani Saec. I–III 1874
- Monumenta Germaniae Historica – MGH (gegründet 1819) 1886
- Acta Borussica 1887
- Griechische Münzwerke 1888
- Kirchenväterausgabe (1940: Kommission für spätantike Religionsgeschichte) 1891
- Corpus Inscriptionum Etruscarum (CIE) 1893
- Wörterbuch der älteren deutschen Rechtssprache 1896
- Ägyptisches Wörterbuch 1897
- Ausgabe der Werke von Karl Weierstraß [bis 1947] 1897
- Ibn Saad, Biographien Mohammeds, seiner Gefährten und der späteren Träger des Islam 1897
- Codex Theodosianus 1898
- Index rei militaris Imperii Romani 1898
- Ausgabe der Werke Wilhelm von Humboldts [bis 1943] 1900
- Tierreich 1900
- Pflanzenreich 1900

---

28 Die Liste ist bis 1932 weitgehend identisch mit der Zusammenstellung von Werner Hartkopf: Die Akademie der Wissenschaften der DDR. Ein Beitrag zu ihrer Geschichte. Berlin 1975, S. 42 f., in der Hartkopf von 1815 bis 1932 ca. 40 akademische Unternehmen bzw. wissenschaftliche Kommissionen unter Angabe des Gründungsjahres verzeichnet. Sie ist nicht vollständig. Bis 1914 fehlen zehn Unternehmen. Siehe vom Brocke, Verschenkte Optionen (wie Anm. 2), S. 127.

- Geschichte des Fixsternhimmels 1900
- Gesamtausgabe der Werke von Gottfried Wilhelm Leibniz 1901
- Corpus Medicorum Graecorum 1901
- Deutsche Kommission 1903
  (dazu gehörten teils seit der Gründung, teils seit späteren Zeitpunkten und mit unterschiedlicher Dauer: Handschriftenarchiv, Deutsche Texte des Mittelalters, Forschungen zur neuhochdeutschen Sprach- und Bildungsgeschichte, Deutsches Wörterbuch der Brüder Grimm, Wörterbuch des mittelhochdeutschen Sprachschatzes, Wörterbuch der deutschen Pflanzennamen, Rheinisches Wörterbuch, Hessen-Nassauisches Volkswörterbuch, Frankfurter Wörterbuch, Westfälisches Provinzialwörterbuch, Preußisches Wörterbuch, Brandenburgisch-Berlinisches Wörterbuch, Wörterbuch der Sprache Goethes, Jahresberichte über die wissenschaftlichen Erscheinungen auf dem Gebiete der neueren deutschen Literatur, Ausgaben der Werke von Christoph Martin Wieland, Johann Georg Hamann und Jean Paul)
- Nomenclator animalium generum et subgenerum 1905
- Thesaurus Linguae Latinae (gegründet 1893) 1907
- Flora von Papuasien und Mikronesien 1911
- Orientalische Kommission 1912
- (dazu gehörten zu verschiedenen Zeiten, meist seit der Gründung: Forschungen und Editionen auf den Gebieten Tocharisch, Indisch, Iranisch, Türkisch, Koptisch, Arabisch, Kurdisch-Persisch)
- Ausgabe der Werke von Wilhelm Dilthey [bis 1942] 1913
- Reichszentrale für wissenschaftliche Berichterstattung (gab ab 1925 die Zeitschrift „Forschungen und Fortschritte“ heraus) 1918
- Kommission für griechisch-römische Altertumskunde (Ci, CIL und andere Unternehmen der klassischen Altertumswissenschaft) 1922
- Preußische Kommission 1923
  (Acta Borussica, Korrespondenz Friedrichs II., Urkunden und Akten des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, Deutsche Geschichtsquellen des 19. Jahrhunderts)
- Deutsche Literaturzeitung (gegründet 1879) 1923
- Spanische Kommission (1936: Romanische Kommission) 1927
- Ausgabe der Werke von Friedrich Schleiermacher 1927
- Jahrbuch über die Fortschritte der Mathematik (gegründet 1869) 1928
- Goedekes Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung.
  Neue Folge (im Rahmen der Deutschen Kommission) 1929

- Ozeanographische Kommission 1930
- Kommission für die Klimakunde Deutschlands 1931
- Assyrisches Handwörterbuch (im Rahmen der Orientalischen Kommission) 1931
- Slavische Kommission 1932
  (Wendischer Sprachatlas, Wörterbuch der lebenden obersorbischen Sprachen, Wörterbuch der älteren sorbischen Drucke, Kaschubisches Wörterbuch, Russisches Geographisches Wörterbuch)
- Atlas des deutschen Lebensraumes in Mitteleuropa 1933
- Ausgabe der Werke Friedrich Wilhelm Nietzsches 1935
- Sammlung der deutschen Inschriften des Mittelalters und der Neuzeit (bis 1650) 1938
- Kommission für die Geschichte des Deutschtums im Ostraum 1938
- Ernest-Solvay-Forschungsstelle 1938
- Kommission für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte 1939
- Arbeitsgemeinschaft für Evolutionsforschung 1939
- Kopernikus-Kommission 1940
- Kommission für die Erforschung Weißafrikas 1941

Die Arbeiten der Unternehmen wurden außer von den Mitgliedern der Akademie von festangestellten Wissenschaftlern, die von 1900 bis 1945 den Beamtenstatus innehatten, und in der Mehrzahl von Wissenschaftlern geleistet, die für die Lösung bestimmter Aufgaben befristet angestellt wurden. Über die wissenschaftlichen Ergebnisse der Unternehmen, die in einem beachtlichen Umfang auf Kosten der Akademie veröffentlicht wurden, wurde jährlich auf dem Friedrichstag im Januar berichtet. Auf Antrag gewährte die Akademie Forschern, die keine Mitglieder oder Mitarbeiter waren, befristete finanzielle Unterstützungen für wissenschaftliche Arbeiten, die meist von den Stiftungen getragen waren.

Als die Gelehrtengesellschaft ihre Tätigkeit während der letzten Jahre des zweiten Weltkrieges weitgehend einschränken mußte, kamen viele Unternehmen, soweit sie nicht schon früher zum Abschluß gebracht worden waren, zum Erliegen. Der letzte offizielle Bericht der Akademie mit dem Stand vom 1. April 1944 verzeichnet noch etwa 40 teils untergliederte Unternehmen, von denen allerdings bereits einige ihre Tätigkeit eingestellt hatten. Als 1950 zum ersten Mal wieder ein Jahrbuch erschien, das über die Tätigkeit der Akademie von 1946 bis 1949 berichtete, wurden darin 27 Institute und Laboratorien verzeichnet, die der Akademie angegliedert waren. Ein Teil der Unternehmen

war bereits zu diesem Zeitpunkt in Instituten aufgegangen. Ihre Tätigkeit führten 1949 noch folgende Kommissionen/Unternehmen weiter:

- Deutsche Kommission
- Kommission für griechisch-römische Altertumskunde
- Deutsche Literaturzeitung
- Forschungen und Fortschritte
- Leibniz-Kommission
- Ausgabe der Werke Kants
- Wörterbuch der deutschen Rechtssprache
- Kommission für spätantike Religionsgeschichte
- Akademie-Atlas (Atlas des deutschen Lebensraums in Mitteleuropa)
- Monumenta Germaniae Historica (MGH)

Als neue Kommissionen waren bis 1949 hinzugekommen:

- Sprachwissenschaftliche Kommission
- Historische Kommission
- Kommission für Vor- und Frühgeschichte

Im Zusammenhang mit der Bildung weiterer Institute an der Akademie hörten die meisten der genannten Kommissionen/Unternehmen auf zu existieren. Ende 1967, bevor die Akademie 1968 die einschneidendste Veränderung in ihrer Geschichte erfuhr, was im Statut von 1969[29] seinen Niederschlag fand, bestanden noch die folgenden Akademischen Unternehmen:

- Monumenta Germaniae Historica (MGH) 1886
- Leibniz-Kommission und Arbeitsstelle 1901
- Kommission für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte (1939) 1955
- Kommission für Heimatforschung 1956
- Alexander-von-Humboldt-Kommission und Arbeitsstelle 1956
- Marx-Engels-Forschung 1956
- Kommission für Spektroskopie 1958
- Kommission zur Herausgabe der Werke von E. W. v. Tschirnhaus (1651–1708 1959
- Kommission für Unterwasserforschung und Arbeitsgemeinschaft 1959
- Kommission Atlas der Verbreitung palaearktischer Vögel 1961
- Schorlemmer-Kommission 1961
- Kommission zur Herausgabe des Atlas der DDR 1962

29 Verordnung über das Statut der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin vom 20. Mai 1969, gedruckt bei Hartkopf/Wangermann (wie Anm. 5), S. 177–190.

- Sektion für Psychologie 1962
- Deutsches Wörterbuch und Goethe-Wörterbuch 1966
- Wissenschaftlicher Beirat „Die Frau in der sozialistischen Gesellschaft“ und Forschungsgruppe 1966
- Kommission für die Geschichte der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin und Arbeitsstelle 1966

12. Internationale Kontakte und Kooperation

Ein nicht zu übersehender Aspekt ist die Rolle, die die Gelehrtengesellschaft im internationalen wissenschaftlichen Austausch gespielt hat. Das Akademieprinzip als solches beinhaltet den wissenschaftlichen Kontakt zwischen den Gelehrten, der dementsprechend jahrhundertelang gerade auch von den Akademien gepflegt wurde, wobei den Zuwahlen von Mitgliedern große Bedeutung zukam. Die Berliner Akademie hat solche Verbindungen von Anfang an in breitem Umfang bis ins 20. Jahrhundert unterhalten. Die Ab- und Ausgrenzungsbestrebungen der Partei- und Staatsführung der DDR, gepaart mit einseitig ausgerichteten und besonders geförderten Beziehungen in bestimmten Richtungen, haben auf diesem für die Wissenschaft existentiellen Gebiet schwer, aber unbedingt so schnell wie möglich zu überwindende Folgen gehabt. Die Öffnung durch wissenschaftlich begründete Zuwahlen und die Intensivierung der auch dadurch möglichen wissenschaftlichen Zusammenarbeit wären wichtige Schritte zu einer dringend notwendigen Veränderung.

Eine über die personellen Kontakte der Wissenschaftler hinausgehende organisierte wissenschaftliche Zusammenarbeit auf nationaler und internationaler Basis begann sich seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert zu entwickeln. Die Berliner Akademie hatte daran ebenso wie an der früheren, mehr personell orientierten Zusammenarbeit hervorragenden Anteil.

Im Jahre 1893 wurde der Verband der Akademien, das sogenannte Kartell, gegründet. [30] Mitglieder waren die Akademien in Göttingen, Leipzig, München und Wien. Die Berliner Mitglieder konnten sich zunächst nicht zum Beitritt entschließen, der dann 1906 vollzogen wurde. Daß es sich hier nicht um eine staatliche Entscheidung, sondern um eine akademieinterne handelte,

30 Conrad Grau: Die Wissenschaftsakademien in der deutschen Gesellschaft: Das „Kartell“ von 1893 bis 1940, in: Die Elite der Nation im Dritten Reich – Das Verhältnis von Akademien und ihrem wissen-schaftlichen Umfeld zum Nationalsozialismus. Acta historica Leopoldina Nr. 22. Halle 1995, S. 31–56.

zeigt von Anfang an die Mitwirkung der Akademie in Göttingen, die wie die Berliner ebenfalls in Preußen angesiedelt war.

Gegen Ende des Jahrhunderts verdichteten sich die Bemühungen um einen internationalen Zusammenschluß der Akademien. Es zeugt von der Bedeutung der Berliner Akademie, daß an sie nach vertraulichen Absprachen verschiedener Akademien die Bitte herangetragen wurde, die Gründung vorzubereiten. Die entsprechende Beratung fand unter Federführung der Berliner Akademie im Oktober 1899 in Wiesbaden statt und endete mit der Gründung der Internationalen Assoziation der Akademien (IAA). Das Statut der Assoziation sah den ständigen Kontakt der Mitgliedsstaaten wie die Durchführung gemeinsamer und die Unterstützung anderer Forschungsprojekte vor. Die Teilnahme an den einzelnen Vorhaben, die den naturwissenschaftlichen und den geisteswissenschaftlichen Bereich betrafen, war jeder Akademie freigestellt. Insgesamt wurden von 1901 bis 1913 außer der interdisziplinären Ausgabe von Gottfried Wilhelm Leibniz auf naturwissenschaftlichem Gebiet 19 und auf geisteswissenschaftlichem Gebiet 11 Unternehmen betrieben oder unterstützt. Ein Nebenergebnis der Assoziationsgründung war die Bildung der British Academy im Jahre 1901, da das Vereinigte Königreich wegen der naturwissenschaftlichen Ausrichtung der Royal Society in London sonst nicht hätte gleichberechtigt an der internationalen Zusammenarbeit teilnehmen können.

Gründungsmitglieder der Internationalen Assoziation waren die zehn Akademien in Berlin, Göttingen, Leipzig, London (Royal Society), München, Paris (Académie des Sciences), Petersburg, Rom, Washington und Wien. Die neun Akademien in Amsterdam, Brüssel, Budapest, Christiania (Oslo), Kopenhagen, Madrid, Paris (Académie des Inscriptions et Belles-Lettres und Académie des Sciences morales et politiques) und Stockholm wurden von der Gründungsversammlung zur Mitarbeit aufgefordert und traten ebenfalls bei. Für weitere Aufnahmen war eine Zweidrittelmehrheit der Assoziationsmitglieder erforderlich. Auf dieser Grundlage wurden 1904 die British Academy in London, 1907 die Akademie in Tokio, 1910 die Société Helvétique des Sciences Naturelles in Bern sowie 1913 die Royal Society in Edinburgh und die Societas Scientiarum Fennica in Helsingfors (Helsinki) in die Assoziation aufgenommen, der damit schließlich 24 Akademien der Wissenschaften angehörten.

Zusammenkünfte der Akademievertreter zur Beratung der gemeinsamen Arbeit sollten alle drei Jahre stattfinden. Der erste Kongreß wurde 1901 nach Paris einberufen, nachdem im Jahre 1900 bereits der 200. Jahrestag der Gründung der Berliner Akademie mit großer nationaler und internationaler Betei-

ligung Gelegenheit zur Kontaktpflege gegeben hatte. Die Assoziation veranstaltete weitere wissenschaftlich ergiebige Kongresse in London (1904), Wien (1907), Rom (1910) und Petersburg (1913). Da der für 1913 ursprünglich in Berlin vorgesehene Kongreß wegen des noch nicht abgeschlossenen Neubaus des Akademie- und Staatsbibliotheksgebäudes Unter den Linden (es wurde 1914 fertig) nicht stattfinden konnte, sollte die Berliner Akademie 1916 Gastgeber der Internationalen Assoziation der Akademien sein. Der erste Weltkrieg verhinderte nicht nur diesen Kongreß, er brachte auch das Wirken der Assoziation zum Erliegen.

Es war zunächst die Boykottpolitik der Siegermächte gegenüber der deutschen Wissenschaft, und später waren es Vorbehalte deutscher Wissenschaftler gegen eine aus ihrer Sicht nicht gleichberechtigte Zusammenarbeit[31], die die organisierte Wiederaufnahme der internationalen Kontakte im Rahmen der neu entstandenen Organisationen, insbesondere des International Council of Scientific Unions (ICSU, bis 1931: International Reserarch Council) und der Union Académique Internationale (UAI) erschwerte, was jedoch persönliche internationale Kontakte nicht ausschloß. Die Akademie wurde 1935 in die UAI aufgenommen und nahm 1937 mit Beobachterstatus an der Tagung der ICSU teil. Die politischen Entwicklungen in der nationalsozialistischen Zeit und in der DDR komplizierten angesichts der Einbindung der Akademie in staatliche Strukturen die Zusammenarbeit mit internationalen Gremien, die den Charakter nichtstaatlicher Organisationen hatten, zeitweilig beachtlich. Zur Wahrnehmung der Mitgliedschaft in internationalen nichtstaatlichen Organistionen (gegenwärtig über 50) wurden bei der Akademie Nationalkomitees gebildet.

13. Umgestaltungen (ab 1957/1963/1968) und Neubeginn

Die Lösung der seit 1946 in großer Zahl entstandenen Forschungsinstitute[32], in denen auch ein Teil der zuvor von Kommissionen/Unternehmen betriebenen Forschungen weitergeführt wurde, aus der Leitung des Plenums und der Klassen, also der Gelehrtengesellschaft, erfolgte abschließend innerhalb ei-

31 Brigitte Schröder-Gudehus: Deutsche Wissenschaft und internationale Zusammenarbeit 1914–1928. Ein Beitrag zum Studium kultureller Beziehungen in politischen Krisenzeiten. Genf 1966; Conrad Grau: Die Preußische Akademie und die Wiederanknüpfung internationaler Wissenschaftskontakte nach 1918, in: Die Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1914–1945. Hg. von Wolfram Fischer unter Mitarbeit von Rainer Hohlfeld und Peter Nötzoldt. Berlin 2000, S. 279–315.

32 Gerhard Dunken: Wegweiser durch die Institute und Forschungseinrichtungen der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Berlin 1960.

nes Zeitraums, der etwas länger als ein Jahrzehnt dauerte, und entsprach dem bereits länger verfolgten Akademiekonzept. Die entscheidenden Schritte wurden 1957, 1963 und 1968 auf der Grundlage der Entscheidungen der Partei- und Staatsführung der DDR getan.

Im Jahre 1957 wurde die Forschungsgemeinschaft der naturwissenschaftlichen, technischen und medizinischen Institute der Akademie unter einem Vorsitzenden gebildet, der gleichzeitig Vizepräsident der Akademie war.[33] Alle entsprechenden Institute der Akademie wurden aus der Leitung durch die fachlich zuständigen Klassen der Akademie herausgenommen. Es läßt sich wohl nicht übersehen, daß die Durchsetzung der Wissenschaftsplanung nach sowjetischem Vorbild hier ebenso eine Rolle spielte wie die Tatsache, daß die Klassen nach wir vor gesamtdeutsch zusammengesetzt waren und ihnen deshalb die unmittelbare Leitung der Wissenschaft entzogen wurde.

Im Jahre 1963 erfolgte durch die Bildung der Arbeitsgemeinschaft der gesellschaftswissenchaftlichen Institute und Einrichtungen der Akademie auch die Trennung der entsprechenden Institutionen von den beiden zuständigen Klassen. Der Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft war ebenfalls gleichzeitig Vizepräsident der Akademie.[34]

Im Jahre 1968 wurden die Forschungsgemeinschaft und die Arbeitsgemeinschaft aufgelöst und an deren Stelle Forschungsbereiche gebildet[35], die mehrfachen Wandlungen unterlagen und in denen schließlich unter der Bezeichnung Wissenschaftsgebiet 1989 alle Institute der Akademie mit wenigen Ausnahmen zusammengefaßt waren: Mathematik und Informatik, Physik, Chemie, Biowissenschaften, Medizin, Geo- und Kosmoswissenschaften, Gesellschaftswissenschaften.

Die Umgestaltung von 1968, die sich bis 1969 hinzog, war lange vorbereitet und erwies sich als die eingreifendste in der gesamten Geschichte der Akademie, da sie zugleich eine grundlegende Veränderung der bestehenden Institute beinhaltete, die noch an die Gelehrtengesellschaft gebundenen Unternehmen vollständig abschaffte, die traditionellen Strukturen der Akademie gänzlich aufhob und die Struktur der Klassen durch die Bindung der Ordentlichen und der Korrespondierenden Mitglieder an die Staatsbürgerschaft der DDR völlig veränderte. Damit war der in Anlehnung an das sowjetische Mo-

33 Beschluß des Plenums ... über die Bildung der Forschungsgemeinschaft vom 16. Mai 1957, in: Hartkopf/Wangermann (wie Anm. 5), S. 515–517.

34 Geschäftsordnung der Arbeitsgemeinschaft ... vom 12. März 1964, ebd. S. 528–533.

35 Grundkonzeption und Struktur der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin; beschlossen vom Plenum der Akademie am 25. Juli 1968, ebd. S. 544–555.

dell eingeleitete Prozeß der Umwandlung der Akademie zur zentralen Forschungs- und Wissenschaftsinstitution des Landes zum Abschluß gebracht worden. Mit dessen Auswirkungen ist die Akademie gegenwärtig konfrontiert.

Es bedarf der weiteren eingehenden Untersuchung und Analyse, warum das als sozialistisches Konzept der Verbindung von Wissenschaft und Gesellschaft propagierte Vorgehen in bezug auf die Akademie nicht funktionierte, indem es ungeachtet der auf Teilgebieten zweifellos erbrachten Leistungen insgesamt weder den erhofften Vorsprung gegenüber anderen Organisationssystemen der Forschung erbrachte noch eine allseitig effektive Nutzung des personell beachtlichen (fast 24 000 Beschäftigte) Forschungspotentials gewährleistete. Die Hauptursache dürfte sicherlich nicht innerhalb der Akademie selbst gelegen haben, sondern in den gegen die Interessen der Mehrheit der Bevölkerung willkürlich durchgesetzten gesamtgesellschaftlichen Strukturen der DDR, die als sozialistisch bezeichnet wurden und in die die Akademie durch Einwirken von außen durch die Partei- und Staatsführung, aber auch durch mindestens partielles eigenes Mittun von Mitgliedern und Mitarbeitern eingebunden wurde. In einer undemokratischen, die Eigenverantwortung verbal fordernden und sie tatsächlich negierenden, traditionellem Wissenschaftsverständnis trotz formalen Bekenntnisses zur der eigenen Vergangenheit zuwiderlaufenden und damit von einem großen Teil der Menschen gar nicht oder nur widerwillig akzeptierten Umwelt konnte die Akademie alles in allem nur ein Spiegelbild sein. Die Einführung des Namens Akademie der Wissenschaften der DDR als äußeres Zeichen für die von außen geforderte und zugleich von innen geförderte Integration der Akademie in fremdbestimmte gesellschaftliche Verhältnisse war in sich logisch. Da diese sich als nicht behauptungswürdig und -fähig erwiesen, schließt ihre Überwindung auch den Neubeginn der Akademie ein.

Ein solches neues Beginnen der Akademie, die in ihrer bald dreihundertjährigen Geschichte schwere Krisen, wenngleich nicht eine so existenzbedrohende wie in den letzten Jahrzehnten, erlebt hat, ist möglich, wenn sich demokratisch-humanistisches Besinnen auf in Deutschland bewährte Wissenschaftsstrukturen und Anknüpfen an erweisbare Vorzüge der Gelehrtengesellschaft paaren.[36]

36 Vgl. Conrad Grau: Academia prussica restituta oder der Wechsel als das einzig Beständige, in: Spectrum der Wissenschaft 4 (Heidelberg 1992), S. 135–137.

Gottfried Wilhelm Leibniz als Gründer der Sozietät, Wilhelm und Alexander von Humboldt als die geistigen Väter der Akademie, die nach ihrer Umgestaltung am Beginn des 19. Jahrhunderts in die erste Reihe der Akademien aufrückte, und Max Planck, der als Sekretar von 1912 bis 1938 in der Monarchie, in der ersten Republik und unter der nationalsozialistischen Diktatur die Akademie wissenschaftlich repräsentierte, hätten umsonst gerungen, wenn die Akademie heute nicht in der Lage wäre, aus sich selbst heraus mit Unterstützung wohlgesinnter Helfer den Weg in eine neue Zukunft zu finden. Dieser ist gangbar, wenn der Blick, ohne die drängenden Gegenwartsaufgaben der durchgängigen Demokratisierung der Akademie und ihre angemessene Eingliederung in die Wissenschaftslandschaft des einheitlichen Deutschlands zu vernachlässigen, auf die Werte der Akademie als Gelehrtengesellschaft gelenkt wird, die ihren nationalen und internationalen Status vor allem aus der kreativen Kombination von verantwortungsbewußter und freier Wahl ihrer Mitglieder nach dem Kriterium der wissenschaftlichen Leistung zielgerichteter wissenschaftlicher Arbeit im Plenum und in den Klassen sowie ausgewogener Bestimmung der Aufgaben gewann, die sie den von ihr inaugurierten Kommissionen und den in den Unternehmen tätigen wissenschaftlichen Mitarbeitern zuwies. [37]

---

37 Siehe: Erklärung des Präsidiums der Akademie der Wissenschaften der DDR vom 31. Oktober 1989; Offener Brief des Prädiums der AdW an die Mitarbeiter und Mitglieder der AdW der DDR vom 28. November 1989. Die Akademie der Wissenschaften der DDR im Prozeß der Erneuerung der sozialistischen Gesellschaft – Ein Angebot zur Diskussion –; Verordnung des Ministerrats der DDR über die Akademie der Wissenschaften der DDR vom 27. Juni 1990, in: Hartkopf/Wangermann (wie Anm. 5), S. 596–614. – Jochen Gläser: Die Akademie der Wissenschaften nach der Wende: erst reformiert, dann ignoriert und schließlich aufgelöst, in: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament. B 51/92 (11.12.1992), S. 37–46; Conrad Grau: Reflexionen über die Akademie der Wissenschaften der DDR 1968–1990, in: Die Berliner Akademien der Wissenschaften im geteilten Deutschland 1945–1990. Hg. von Jürgen Kocka unter Mitarbeit von Peter Nötzoldt und Peter Th. Walther. Berlin 2002, S. 81–90. – [Letztes] Jahrbuch 1990/91 der Akademie der Wissenschaften der DDR und der Koordinierungs- und Abwicklungsstelle für die Institute und Einrichtungen der ehemaligen Akademie der Wissenschaften der DDR (KAI-AdW). Berlin 1994; Conrad Grau: Akademien in Berlin 1700 bis 1991, in: Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften (vormals Preußische Akademie der Wissenschaften). Jahrbuch 1992/1993. Berlin, S. 17–30; ders.: Gelehrtengesellschaft und Forschungsgemeinschaft. Zur Organisationsgeschichte der Akademien der Wissenschaften in Deutschland im 20. Jahrhundert. Hauptvortrag auf dem Kolloquium der Leibniz-Sozietät am 30. Juni 1994: Akademiegedanke und Forschungsorganisation im 20. Jahrhundert, in: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät, Bd. 3 (1995), Heft 3, S. 5–17.

Anhang:
Gesamtdarstellungen, Dokumente und Biographische Indizes zur Geschichte der Berliner Akademie der Wissenschaften

1900 Adolf Harnack: Geschichte der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 3 Bde in 4. Berlin 1900; Nachdruck: Hildesheim/New York 1970. Bd 1 (in 2 Bd.): Darstellung, 1091 S.; Bd. 2: Urkunden und Actenstücke, 660 S.; Bd. 3: Gesammtregister über die in den Schriften der Akademie von 1700–1899 erschienenen wissenschaftlichen Abhandlungen und Festreden, bearb. von Otto Köhnke, 588 S.

1950 Erik Amburger (Bearb.): Die Mitglieder der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1700–1950. Im Auftr. der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin bearb. Berlin (Ost) 1950, 204 S.

1950 Bildnisse berühmter Mitglieder der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin [1700–1950], hg. aus Anlaß der 250. Jahresfeier von der Deutschen Akademie der Wissenschaften. Berlin (Ost) 1950, 111 Bl.

1956 Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1946–1956. Redaktion: Johannes Irmscher und Werner Radig. Berlin (Ost) 1956, 447 S.

1958 Gerhard Dunken: Die Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin in Vergangenheit und Gegenwart. Berlin (Ost) 1958, 134 S., 2. erw. Aufl. 1960, 235 S.

1960 Kurt-R. Biermann/Gerhard Dunken (Hg.): Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Biographischer Index der Mitglieder. Berlin (Ost) 1960, 248 S.

1963 Arthur M. Hanhardt jr.: The Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin and the Organization of Research in East Germany. Diss. Northwestern University Evanston 1963.

1966 Gesamtregister der Abhandlungen, Sitzungsberichte, Jahrbücher, Vorträge und Schriften der Preußischen Akademie der Wissenschaften 1900–1945. Hg. von der Hauptbibliothek der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Red.: Wilhelm Seyffert, Ingeburg Weinitschke. Berlin (Ost) 1966, 335 S.

1967 Werner Hartkopf/Gerhard Dunken: Von der Brandenburgischen Sozietät der Wissenschaften zur Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Berlin (Ost) 1967, 122 S.

1975 Werner Hartkopf: Die Akademie der Wissenschaften der DDR. Ein Beitrag zu ihrer Geschichte. Mit 146 Abbildungen. Berlin (Ost) 1975, 322 S. [Hartkopf war Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Büro des Präsidenten der Akademie]

1975 ff. Die Berliner Akademie der Wissenschaften in der Zeit des Imperialismus [1900–1945]. Unter Mitarbeit des Kollektivs der Forschungsstelle verfaßt, 3 Bde., Berlin (Ost) 1975, 1979 (Studien zur Geschichte der AdW der DDR, Bd. 2, Teile I–III. Hg. im Auftrage des Präsidenten der Akademie der Wissenschaften der DDR von Heinrich Scheel. Forschungsstelle für die Geschichte der Akademie. Leiter: Leo Stern).

– Teil I Conrad Grau: Von den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts bis zur Großen Sozialistischen Oktoberrevolution. Unter Mitarbeit des Kollektivs der Forschungsstelle für die Geschichte der Akademie verfaßt. Berlin (Ost) 1975, 276 S.

– Teil II Wolfgang Schlicker: Von der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution bis 1933. Unter Mitarbeit des Kollektivs der Forschungsstelle verfaßt. Berlin (Ost) 1975, 376 S.

– Teil III Conrad Grau, Wolfgang Schlicker, Liane Zeil: Die Jahre der faschistischen Diktatur 1933 bis 1945. Berlin (Ost) 1979, 419 S.

1977 Rudolf Landrock: Die Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1945–1971. Ihre Umwandlung zur sozialistischen Forschungsakademie. Eine Studie zur Wissenschaftspolitik der DDR. 3 Bde. (= Analysen und Berichte aus Gesellschaft und Wissenschaft. Hg. vom Institut für Gesellschaft und Wissenschaft, 1–3). Erlangen/Nürnberg 1977, 612 S. (zuerst Erlangen-Nürnberg, Univ., Diss., 1976).

1983 Werner Hartkopf: Die Akademie der Wissenschaften der DDR. Ein Beitrag zu ihrer Geschichte (II). Biographischer Index, Berlin (Ost) 1983, 521 S.

– Dazu die Rezensionen von Conrad Grau, in: Spektrum 14 (1983) 3, S. VIII; Wissenschaft und Menschheit. Internationales Jahrbuch (1984), S. 386–388.

Nach der Abfassung dieses Aufsatzes sind erschienen:

1991 Werner Hartkopf/Gert Wangermann: Dokumente zur Geschichte der Berliner Akademie der Wissenschaften von 1700 bis 1990. Berlin, Heidelberg, New York 1991, 623 S.

1992 Werner Hartkopf: Die Berliner Akademie der Wissenschaften. Ihre Mitglieder und Preisträger 1700–1990. Berlin 1992, 466 S.

– Dazu die kritische und weiterführende Rezension von Conrad Grau, in: ZfG 41 (1994), S. 165–167.

1993 Conrad Grau: Die Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Eine deutsche Gelehrtengesellschaft in drei Jahrhunderten. Heidelberg, Berlin, Oxford 1993, 281 S.

1998 Peter Nötzoldt: Wolfgang Steinitz und die Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Zur politischen Geschichte der Institution (1945–1968). Berlin, Humboldt-Univ., Diss., 1998, Masch., 380 S.

1999 Das verdrängte Jahr. Dokumente und Kommentare zur Geschichte der Gelehrtensozietät der Akademie der Wissenschaften für das Jahr 1992. Hg. von Horst Klinkmann und Herbert Wöltge (Abhandlungen der Leibniz-Sozietät, Bd. 2). Berlin 1999, 290 S.

1999 Dieter Simon: Akademie der Wissenschaften. Das Berliner Projekt. Ein Brevier. Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften. Berlin 1999, 179 S.

1999 ff. Die Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin im Kaiserreich. Hg. von Jürgen Kocka unter Mitarbeit von Rainer Hohlfeld und Peter Th. Walther (= Interdisziplinäre Arbeitsgruppen. Berliner Akademiegeschichte im 19. und 20. Jahrhundert Forschungsberichte. Hg. von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 7). Berlin 1999, XVIII, 486 S.

– Die Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1914–1945. Hg. von Wolfram Fischer unter Mitarbeit von Rainer Hohlfeld und Peter Nötzoldt (= Interdisziplinäre Arbeitsgruppen, Bd. 8). Berlin 2000, XI, 594 S.

– Die Berliner Akademien der Wissenschaften im geteilten Deutschland 1945–1990. Hg. von Jürgen Kocka unter Mitarbeit von Peter Nötzoldt und Peter Th. Walther (= Interdisziplinäre Arbeitsgruppen, Bd. 9). Berlin 2002, XXXII, 485 S.
(mit Beiträgen von Conrad Grau in Bd.. 7, S. 41-99; 8, S. 279–315; 9, S. 81–90).

2000 Werner Scheler: Von der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin zur Akademie der Wissenschaften der DDR. Abriss der Genese und Transformation der Akademie. Berlin 2000, 480 S.
– Dazu die Rezension von Dieter Simon. In: Neues Deutschland, 17.11.2000, S. 13.

Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin *98(2008), 191–198*

Conrad Grau

„... den überall an die deutschen Grenzen gebundenen Forschern neue Aufgaben erschließen ...“ Deutsche Forschungsorganisation und internationale Wissenschaftsbeziehungen 1918 bis 1930 (1999)[1]

Der als Thema zitierte Text findet sich in den 1952 erschienenen Memoiren von Friedrich Schmidt-Ott, der damit rückblickend seinen Anteil an der Wiederherstellung deutscher internationaler Wissenschaftsbeziehungen nach dem ersten Weltkrieg beschrieb. Im speziellen Fall handelte es sich dabei um die Teilnahme deutscher Wissenschaftler an der 200-Jahr-Feier der Akademie der Wissenschaften der UdSSR 1925 in Moskau und Leningrad. Schmidt-Ott, der letzte königlich preußische Kultusminister, amtierte seit 1920 gleichzeitig als Präsident der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft und der Deutschen Gesellschaft zum Studium Osteuropas. Zugleich war er von 1919 [1920] bis 1937 zweiter Vizepräsident der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, von 1921 [1919] bis 1937 deren Senator und von 1937 bis 1951 [bis zu seinem Tod 1956] deren Ehrensenator. Schmidt-Ott wurde schon 1914 zum Ehrenmitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin gewählt. Sogar der Leopoldina, also der naturwissenschaftlichen Akademie

1 Diese Ausarbeitung, jetzt im Nachlaß, lag dem von Conrad Grau auf dem 4. Symposion zur Geschichte der Kaiser-Wilhelm-/Max-Planck-Gesellschaft, der Akademien der Wissenschaften und ihrer Institute/Kommissionen zum Rahmenthema „Die internationale Dimension der Wissenschaft“ in der Werner-Reimers-Stiftung zu Bad Homburg vom 5. bis 8. Mai 1999 gehaltenen Vortrag unter dem Titel „Die Kaiser-Wihelm-/Max-Planck-Gesellschaft und die Internationale Association der Akademien im Boykott und Gegenboykott deutscher Wissenschaft durch das Ausland 1918–1930“ zugrunde. Sie wurde vom Autor an Bernhard vom Brocke und Hubert Laitko übergeben, die gemeinsam für das Programm dieser Veranstaltung verantwortlich waren. Die ursprünglich beabsichtigte Publikation der Beiträge dieses und eines im Frühjahr 2000 geplanten Fortsetzungs-Symposions kam nach Auflösung der Stiftung nicht mehr zustande. Inhaltlich ist der vorliegende Text als eine Vorarbeit zu Graus Studie „Die Preußische Akademie und die Wiederanknüpfung internationaler Wissenschaftskontakte nach 1918“ (2000) [Schr.verz. Nr. C 178] zu betrachten, welche die Studie von 1980 [Schr.verz. Nr. C 52] fortführt. Die Zitate werden auch in der ausführlichen Studie verwendet; die Quellenangaben werden hier nach dieser Publikation ergänzt.

in Deutschland, gehörte er seit 1933 als Ehrenmitglied an. Er stand folglich, wenn man vor allem seine Tätigkeit als Präsident der Notgemeinschaft / Deutschen Forschungsgemeinschaft in Rechnung stellt, mitten im Getriebe der deutschen universitären und außeruniversitären Forschung, die er nachhaltig beeinflusste.[2]

Obwohl Schmidt-Ott nicht als Forscher tätig war, lassen sich gerade an seinen Ämtern die vielfältigen innerdeutschen föderalen und zentralen, fachlichen und institutionellen Verflechtungen der Forschungsorganisation verdeutlichen. Generell sollte man bei Untersuchungen über die deutsche Wissenschaft und damit auch über ihre internationale Dimension die Multifunktionalität deutscher Wissenschaftler im Organisationssystem der Forschung in dem hier behandelten Zeitraum stärker in Rechnung stellen, als es mir oft der Fall zu sein scheint. Es war ein relativ eng begrenzter Kreis von Wissenschaftlern, der in wichtigen Institutionen bestimmend Einfluss nahm, wobei vielfältige Ämterhäufungen nicht selten waren. Ich denke hier vor allem an die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, die Notgemeinschaft, die Universitäten mit ihrem Hochschulverband und ihrer Rektorenkonferenz sowie die Akademie der Wissenschaften mit ihrem Kartell, gar nicht zu reden von den nationalen Fachgesellschaften. Alle diese Einrichtungen, die einen weniger, die anderen mehr, waren durch ihre einzelnen Mitglieder und institutionell in den Prozess der internationalen Wissenschaftskooperation fördernd oder hemmend eingebunden. Manche hatten eigene Auslandsreferate, bei manchen dominierte zumindest zeitweilig die Beschäftigung mit internationalen Problemen. Letzteres gilt in hohem Maße für das Akademiekartell, dem sogar von Mitgliedsakademien zuweilen vorgeworfen wurde, seine eigentlichen wissenschaftlichen Aufgaben gegenüber der Außenvertretung zu vernachlässigen.

Ausgehend von meinen akademiegeschichtlichen Studien habe ich mich mit der internationalen Wirksamkeit des Kartells unter verschiedenen Gesichtspunkten besonders intensiv beschäftigt.[3] Dabei bin ich, wie ich glaube, nicht immer der Gefahr entgangen, das Kartell nicht deutlich genug in die Multifunktionalität der deutschen Wissenschaftsorganisation hinsichtlich ihrer internationalen Dimension einzubinden. Ich will hier versuchen, dem et-

2 Dazu jetzt B. vom Brocke: Friedrich Schmidt-Ott. Wissenschaft als Machtersatz. Preußisch-deutsche Wissenschaftspolitik zwischen Kaiserreich und Diktatur. Aus Anlaß des 50. Todestages. In. Dahlemer Archivgespräche. Bd. 12. Für das Archiv der Max-Planck-Gesellschaft hg. von Lorenz Friedrich Beck und Hubert Laitko. Berlin 2007, S.153–188. Die in eckige Klammern gesetzten Jahreszahlen sind Korrekturen hiernach.

was entgegen zu wirken. Dabei kann ich mich weniger auf bereits durchgeführte eigene Untersuchungen über die einzelnen Wissenschaftsorganisationen stützen, zu denen ich eher anregen möchte. Daher will ich mich bemühen, vom Kartell ausgehend vielleicht einige Anregungen für eine komplexere Analyse der internationalen Situation zu geben.

Nach dem Schiffbruch der internationalen Zusammenarbeit während des Weltkrieges kam es unter dem Einfluss der Siegermächte schon 1919 ohne deutsche Beteiligung zur Bildung von zwei internationalen Organisationen, des *International Research Council / Conseil International des Recherches (IRC/CIR)* und der *Union Académique Internationale (UAI)*. In dieser Boykott-Situation handelte auf Seiten der Kriegsverlierer der seit 1893 bestehende Verband wissenschaftlicher Körperschaften, das Kartell der Akademien in Berlin, Göttingen, Heidelberg, Leipzig, München und Wien, sofort und – soweit ich sehe – als einzige ausgewiesene Wissenschaftsorganisation in Deutschland. Die Initiative ging von der Preußischen Akademie aus. Sie konnte sich darauf berufen, dass ihr 1913 in St. Petersburg auf der letzten Vorkriegstagung von mehr als zwanzig Akademien der Wissenschaften der Vorsitz der *Internationalen Assoziation der Akademien (IAA)* übertragen worden war. Die Assoziation bestand zwar de facto seit 1914 nicht mehr, und die neuen internationalen Organisationen betrachteten sich als in ihrer Tradition stehend, aber die Preußische Akademie und mit ihr die anderen Kartell-Akademien beharrten darauf, dass die IAA ihre Tätigkeit nur vorübergehend unterbrochen hatte. Daraus leiteten die Akademien ihre internationale Handlungsverpflichtung ab.

Auf Initiative der Preußischen Akademie reklamierte das Kartell vor allen anderen Wissenschaftsorganisationen am 3. Oktober 1919 den Anspruch, für die gesamte deutsche Wissenschaft im Hinblick auf die internationalen Beziehungen zu sprechen. In der auch publizierten Erklärung des Kartells heißt es:

„Wenn von der Wissenschaft des Auslandes die Wiederaufnahme der jetzt abgebrochenen internationalen Beziehungen auf Grund voller Gegenseitigkeit gewünscht wird, so sind die kartellierten Akademien bereit, dazu die

3 C. Grau: Die Wissenschaftsakademien in der deutschen Gesellschaft: Das „Kartell“ von 1893 bis 1940. In: Christoph Scriba (Hg.): Die Elite der Nation im Dritten Reich. Das Verhältnis von Akademien und ihrem wissenschaftlichen Umfeld zum Nationalsozialismus. Leopoldina-Symposion vom 9. bis 11. Juni 1994 in Schweinfurt (Acta historica Leopoldina, Nr. 22). Halle (Saale) 1995, S. 31–56; ders.: Das Urkunden-Corpus des Oströmischen Reiches. Die Internationale Assoziation und das Kartell der Akademien. Ein Beitrag zur Geschichte der Byzantinistik. Beitrag auf dem Kolloquium der Leibniz-Sozietät: Byzanz und Neugriechenland, anläßlich des 75. Geburtstages von Johannes Irmscher. In: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät, Bd. 18 (1997), Heft 3, S. 65–84.

Hand zu bieten, und raten auch den einzelnen Forschern deutscher Zunge, sich auf diesen Standpunkt zu stellen. Einstweilen aber empfehlen sie den deutschen wissenschaftlichen Anstalten (Akademien, Hochschulen, Gesellschaften, Museen, Bibliotheken und Archiven) wie auch den einzelnen Vertretern der deutschen Wissenschaft, im Verkehr mit dem bisher feindlichen Auslande die größte Zurückhaltung zu beobachten.“ [4]

Damit war sowohl „den deutschen wissenschaftlichen Anstalten“ als „auch den einzelnen Vertretern der deutschen Wissenschaft“ eine Richtung vorgegeben, von der öffentlich abzuweichen einen Bruch der nationalen Solidarität bedeutet hätte. Es war die Geburtsstunde des deutschen Gegenboykotts, der trotz der sukzessiven Aufweichung des Boykotts von den Akademien fast 15 Jahre durchgehalten wurde. Dieses institutionelle Festhalten des Kartells an der einmal vorgegebenen Linie hat nicht verhindert, dass andere deutsche Wissenschaftsorganisationen und auch die einzelnen Akademien von Fall zu Fall allmählich wieder internationale wissenschaftliche Kontakte aufnahmen. Die Wiederbelebung der internationalen Assoziation der Akademien mit Hilfe der im Krieg neutralen Länder und der in der Wissenschaftlergemeinschaft isolierten Akademie der Wissenschaften in Petrograd /Leningrad ist trotz intensiver Bemühungen und sogar einiger erfolgversprechender Ansätze nicht gelungen. Der Gegenboykott war ebenso wie der Boykott etwa 1926 gescheitert, obwohl das Kartell weiterhin unvermindert auf einen Zerfall der sogenannten Entente-Organisationen hoffte.

Die *Union Académique Internationale* hatte von Anfang an auf einen ausdrücklichen Ausschlussparagraphen für die Wissenschaftler der Mittelmächte verzichtet, den Ausschluss aber dennoch praktiziert. Der *International Research Council* hob die entsprechende Regelung 1926 offiziell auf. In demselben Jahr wurde Deutschland durch die Aufnahme in den Völkerbund zum gleichberechtigten Mitglied der Staatengemeinschaft. Obwohl damit der Beitritt deutscher Wissenschaftler zu den internationalen Wissenschaftsorganisationen nicht nur möglich, sondern sogar erwünscht war, verhielten sich vor allem die Akademien der Wissenschaften unverändert ablehnend. Sie betonten nunmehr verstärkt den politischen Charakter der UAI und des IRC, der zunächst überwunden werden müsste. Dadurch stellten sie sich gegen den Trend der unverkennbaren Normalisierung der internationalen Beziehungen. Die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, die Notgemeinschaft und der Hochschulverband – um nur diese hier zu nennen – und teilweise auch die einzelnen Aka-

4 Almanach der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften Bd. 69. Wien 1919, S. 108 f.

demien praktizierten allerdings bereits internationale Kooperationen unterhalb der institutionellen Schwelle der UAI und des IRC, die für das Kartell in Anknüpfung an die ehemalige IAA formal stets der Bezugspunkt blieben. Es zeigte sich darin auch eine Verkennung tatsächlicher Entwicklungen der internationalen Beziehungen, die einen anderen Charakter als vor dem ersten Weltkrieg angenommen hatten, und des Einflusses der Akademien der Wissenschaften. Sie spielten nun neben den Kaiser-Wilhelm-Instituten, den Universitätsinstituten, der außeruniversitären Forschung und der forschungskoordinierenden Funktion der Notgemeinschaft eine zunehmend untergeordnete Rolle. Zwischen dem Anspruch des Kartells, die deutsche Wissenschaft gegenüber dem Ausland zu vertreten, der aus Vorkriegsverhältnissen und der einstigen Funktion der IAA abgeleitet wurde, und den tatsächlichen Verhältnissen tat sich eine Lücke auf. Dadurch geriet das Kartell seit der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre sogar in Widerspruch zur Regierung, die an einem Beitritt Deutschlands zu den internationalen Organisationen interessiert war.

Nachdem der *International Research Council* 1926 seinen Ausschlussparagraphen aufgehoben hatte, wurde der Reichsregierung in Berlin der Wunsch zum deutschen Beitritt angetragen. Die Regierung wurde eingeschaltet, da es – wie es in dem betreffenden Dokument heißt – „in Deutschland nicht eine Hauptakademie, sondern fünf gleichgeordnete Akademien gäbe“. Hier zeigten sich Nachteile der föderalen Wissenschaftsorganisation, weshalb die Reichsregierung nunmehr über die Länderregierungen und deren zuständige Fachministerien verhandeln musste. In diesem Fall war für letztere das Kartell der erste Ansprechpartner vor dem Hochschulverband und der Notgemeinschaft. Die Regierung machte deutlich, dass „eine Ablehnung der Einladung im Interesse der außenpolitischen Stellung des Reichs nicht für möglich“ gehalten wurde. Zugleich konstatierte die Regierung: „Die Frage, wer die Vertretung Deutschlands übernehmen soll, und ob dies durch die vereinigten deutschen Akademien oder durch eine besondere wissenschaftliche Körperschaft zu geschehen hätte, kann späterer Erwägung vorbehalten bleiben.“ [5] Das blieb es in der Tat.

Die Akademien des Kartells haben 1927 insgesamt fünf Konferenzen über den Beitritt zu den internationalen Organisationen durchgeführt. Sie fanden in Denkschriften ihren Niederschlag, führten aber nicht zu Entscheidungen. Die Akademien traten mit immer neuen Vorbehalten aus ihrer – wie sie es noch 1930 nannten – „abwartenden Haltung“ nicht heraus. Als die Regie-

5 ABBAW Berlin. Bestand PAW II-XII, 7, Bl. 19.

rung schon am 20. April 1927 in Verhandlungen mit dem Kartell, dem Hochschulverband und der Notgemeinschaft anregte, „einen besonderen Forschungsrat zu bilden“, der die internationale Vertretung Deutschlands übernehmen sollte, wandten sich das Kartell und auch der Hochschulverband dagegen, „da sich kaum jemand zum Eintritt in einen solchen Forschungsrat bereit finden würde“.[6] Ende 1927 erwog die Regierung, wie die Preußische Akademie inoffiziell erfuhr,

„festzustellen, ob die Akademien damit einverstanden wären (ein tolerari potest aussprechen könnten), a) dass die Reichsregierung den deutschen Vertreter von sich aus ernennt; b) dass die deutschen Akademien es ihren Mitgliedern freistellen, einem ev. derartigen Auftrag der Reichsregierung Folge zu leisten.“[7]

Tatsächlich wandte sich das Auswärtige Amt in diesem Sinne an die Akademien. Eine entsprechende Anfrage wurde am 15. Dezember 1927 in der Preußischen Akademie verhandelt, wobei behauptet wurde,

„dass es zunächst fraglich sei, ob das Auswärtige Amt überhaupt das Recht besitze, sich über die Akademien und die sonstigen berufenen wissenschaftlichen Vertretungen hinwegzusetzen und Delegierte in den Conseil zu schicken. Ein solches Vorgehen würde nach den Satzungen des Conseil naturgemäß nur in solchen Staaten zulässig sein, wenn es sich um legale Vertretungen der Wissenschaft nicht handelt. Deutschland, das über wissenschaftliche Vertretungen verfügt, kann nicht behandelt werden, wie etwa Marokko, Tunis etc. Die Akademie spricht sich auch dahin aus, dass sie nicht gewillt sei, Vorschläge zu machen, und keineswegs die von der Regierung bestellten Vertreter als Vertreter der Wissenschaft anerkennen werde. Die Akademie überlässt es dem Auswärtigen Amt, die Folgen seines Vorgehens betreffend die Wahl von Delegierten in den Conseil zu tragen. Das Plenum ist auch der Meinung, dass es die von der Regierung gewählten Delegierten keineswegs als Mittelspersonen zwischen dem Conseil und den Akademien betrachten wird.“

Bei dieser Gelegenheit informierte Adolf von Harnack, „dass es unverbindlich bekannt geworden sei, es würden eventuelle Verhandlungen mit der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft oder mit der Notgemeinschaft betreffend der Wahl von Delegierten in Aussicht genommen.“ [8]

6 Ebd., Bl. 37.
7 ABBAW Berlin. Bestand PAW II-XII, 8, Bl. 2.
8 Ebd., Bl. 5.

In der weiteren Praxis spielten diese Überlegungen keine Rolle mehr. Immerhin wurde deutlich, wie sich die innere Situation der deutschen Wissenschaft auf die internationalen Beziehungen auswirkte. Deutschland wurde vor dem zweiten Weltkrieg nicht mehr in den *International Research Council*, der sich 1931 in *International Council of Scientific Unions* umbenannt hatte, aufgenommen.

Im Mai 1933 informierte Heinrich Lüders als Klassensekretar der Preußischen Akademie die Vertreter der Kartell-Akademien, dass mehrfach Mitglieder auswärtiger Akademien „um Auskunft über die Stellungnahme des Kartells zu Union und Conseil gebeten hätten." Seine Antwort wäre gewesen, „dass diese Angelegenheit vorläufig ruhe, auch für die deutschen Akademien kein Grund vorliege, von sich aus Schritte zu tun, es vielmehr beiden Verbänden zukomme, zunächst einmal die vom Kartell geäußerten Wünsche zu erfüllen. Die übrigen Vertreter sind der gleichen Meinung." Charakteristisch für die Haltung der Akademien, die sich auch auf die Anknüpfung internationaler Wissenschaftsbeziehungen ausgewirkt hat, ist der im Mai 1933 ebenfalls protokollierte Hinweis auf die „noch gar nicht abzuschätzende politische Umwälzung der jüngsten Vergangenheit" vor allem deshalb, weil er mit der „Hervorhebung des von den Akademien stets mit Entschlossenheit vertretenen nationalen Standpunktes, auch im Kampf gegen Auswärtiges Amt und gegen Länderregierungen" verbunden wurde.[9] Am 29. Juli 1934 stellte Lüders dann fest: „Deutschland hat zur Zeit im Ausland so wenig Freunde, dass wir es uns nicht leisten können, freundschaftliche Anerbieten zurückzuweisen, und vielleicht können die deutschen Akademiker etwas zum Ausgleich der Stimmungen beitragen."[10] Am 13. Mai 1935 wurden die Kartellakademien auf der Tagung in Kopenhagen in die *Union Académique Internationale* aufgenommen, in der sie fortan mitarbeiteten.

Ich muss nach meinem Kenntnisstand offen lassen, ob sich die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, die Notgemeinschaft, der Hochschulverband und andere Wissenschaftsorganisationen der 1919 vom Kartell der Akademien vorgegebenen Linie gebeugt oder ob sie versucht haben, wenigstens seit der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre gegenzusteuern. Die für die internationalen Beziehungen wichtigere Organisation war meines Erachtens der *International Research Council*, der auch schon vor seiner Namensänderung von 1931 vor allem ein Zusammenschluss von Fachverbänden war. Insofern ent-

9 ABBAW Berlin. Bestand PAW II-XII, 9, Bl. 46.
10 Ebd., Bl. 92.

behrt es nicht der Logik, dass das Kartell der Akademien schließlich zwar der *Union Académique Internationale* beitrat, nicht aber dem *International Council of Scientific Unions*, da die Akademien auf dessen Arbeitsgebiet kaum Forschungen betrieben. Im Hinblick auf den ICSU waren eher die Aktivitäten der deutschen Fachverbände gefragt, und diese agierten einzeln und unabhängig voneinander, da sie nicht wie die Akademien über eine Art Dachorganisation verfügten. Die Bildung von Nationalkomitees für die einzelnen Fachgebiete zur Vertretung der deutschen Wissenschaft in dem ICSU erfolgte erst nach dem zweiten Weltkrieg. Es wäre zu prüfen, ob es analoge Bestrebungen bereits um 1930 nach dem faktischen Ende des Boykotts und des Gegenboykotts gegeben hat und ob sich die Erwägungen zur Bildung eines deutschen Forschungsrates in irgendeiner Weise zu tatsächlichen Verhandlungen zwischen deutschen Wissenschaftsorganisationen verdichtet haben.

Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin *98(2008), 199–202*

Conrad Grau

Zur Geschichte der Leibniz-Sozietät (2000)[1]

Die Leibniz-Sozietät entschied sich für ihren Namen in Erinnerung an Gottfried Wilhelm Leibniz (1646-1716). Er war der Initiator und der erste Präsident der 1700 gegründeten Kurfürstlich Brandenburgischen Sozietät der Wissenschaften. Aus ihr ging die Akademie der Wissenschaften in Berlin hervor, die verschiedene Bezeichnungen führte. Die bekanntesten sind Académie Royale des Sciences et Belles-Lettres (seit 1746), Preußische Akademie der Wissenschaften (bis 1945), Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin (1946-1972) und schließlich Akademie der Wissenschaften der DDR (seit 1972).

Die Gemeinschaft der Mitglieder der Akademie konstituierte sich von Anfang an durch Zuwahlen von Wissenschaftlern. Auf diese Weise wurden in 300 Jahren mehr als 3000 Persönlichkeiten unterschiedlicher Bedeutung aus allen Bereichen des wissenschaftlichen Forschens aus dem In- und Ausland in die Gelehrtengesellschaft gewählt. Eindeutige, in Statuten festgelegte Regeln für die Auswahl und die Anzahl der Mitglieder sowie für die Struktur der Gesellschaft, die seit 1710 in Klassen unterteilt war, gibt es seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts. Sie wurden im Umfeld der Neuorganisation der Wissenschaft in Preußen formuliert, als 1810 im Geiste und auf Initiative der Akademiemitglieder Wilhelm von Humboldt (1767-1835) und Alexander von Humboldt (1769-1859) auch die Berliner Universität gegründet wurde. Sie führt seit 1949 den Namen der Brüder. Zahlreiche an diese Universität berufene Professoren wurden zu Akademiemitgliedern gewählt.

Die Forschungseinrichtungen der Akademie, in denen im 18. Jahrhundert von Mitgliedern der Gelehrtengemeinschaft beispielsweise auf den Gebieten Astronomie, Physik, Mechanik, Chemie, Zoologie und Botanik gearbeitet

1 Diese Ausarbeitung, die aus Anlass des Akademiejubiläums verfasst wurde, stammt nach Auskunft von Herbert Wöltge aus dem Jahre 2000 und wurde von ihm aus seinen persönlichen Unterlagen zur Verfügung gestellt. Die Quellenangaben sind vom Herausgeber hinzugefügt.

wurde, sind ab 1810 an die Universität überführt worden. Die Akademie ging daher seit 1815 zur Bildung von Kommissionen für die Edition wissenschaftlicher Werke und für die Bearbeitung von Teilproblemen der Wissenschaft über. Durch den Vortrag und die Diskussion eigener Forschungsergebnisse ihrer Mitglieder in den Klassen und im Plenum und durch ihre Kommissionen leistete die Akademie wesentliche Beiträge zur Entwicklung der Wissenschaft. Sie sind in einer großen Zahl von Publikationen dokumentiert.

Seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts lassen sich Bemühungen der Akademie verfolgen, eigene Forschungsinstitute zu unterhalten. Die Übernahme bestehender und die Gründung neuer Institute durch die Akademie seit 1946 veränderte deren Struktur in den folgenden Jahrzehnten grundlegend. Die nun entstehende Forschungsakademie, wie sie sich selbst nannte, wirkte in erster Linie als ein Forschungsverbund Dutzender Akademieinstitute. Auf deren inhaltliche Arbeiten, die auf der Grundlage staatlicher Vorgaben durchgeführt wurden, übte die Gelehrtengesellschaft als solche keinen direkten, sondern allenfalls einen indirekten Einfluß aus. Letzterer manifestierte sich vor allem in der Erörterung wissenschaftlicher Probleme im Plenum und in den Klassen sowie im Wirken von Akademiemitgliedern in den Instituten und in den Leitungsgremien der Akademie.

Die Ergänzung der Gelehrtengesellschaft erfolgte unverändert durch Zuwahlen von Mitgliedern nach wissenschaftlichen Kriterien. Zuwahlen bedurften, wie schon in allen Entwicklungsetappen der Akademie, der Bestätigung durch die vorgesetzte Behörde. Das bedeutete in der DDR, die laut ihrer Verfassung ein sozialistischer Staat unter der Führung der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands war, daß Parteiinstanzen seit den fünfziger Jahren zunehmend bereits im Vorfeld der Zuwahlen Einfluß auf diese nahmen. Doch wurde auch nach der Wende von 1989 kein Beleg dafür erbracht, daß Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen ohne erforderliche fachliche Voraussetzungen Mitglieder der Gelehrtengesellschaft wurden. Zugleich muß auf die unzureichende Berücksichtigung des Pluralismus in der Wissenschaft bei Zuwahlen von Mitgliedern hingewiesen werden.

Durch eine Verordnung des Ministerrats der DDR vom 27. Juni 1990 wurde das bis dahin geltende Statut der Akademie der Wissenschaften der DDR außer Kraft gesetzt und diese zu einer Körperschaft des öffentlichen Rechts umgestaltet.[2] Gleichzeitig wurde erwogen, die administrativen Bindungen

2 Gesetzblatt der DDR Teil I/1990 Nr. 39 vom 9. Juli 1990; auch in: Werner Hartkopf/Gert Wangermann: Dokumente zur Geschichte der Berliner Akademie der Wissenschaften von 1700 bis 1990. Heidelberg/ Berlin/New York 1990, S. 613 f.

zwischen der Gelehrtengesellschaft und dem Forschungsverbund unter Wahrung der wissenschaftlichen Kontakte zwischen beiden zu lösen.

Die Mitglieder der Gelehrtengesellschaft haben sich einer innerakademischen Evaluierung unterzogen. In einem Entwurf für eine neue Satzung der Akademie definierte sich diese am 27. Juli 1990 „als Vereinigung juristisch selbständiger Gemeinschaften", die einerseits aus den Akademiemitgliedern, andererseits aus den wissenschaftlichen Instituten und Einrichtungen der Akademie bestehen sollten.

Der „Vertrag zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Deutschen Demokratischen Republik über die Herstellung der Einheit Deutschlands", der am 31. August 1990 unterzeichnet wurde, verfügte in Art. 38 (2) erstens, daß die Akademie „als Gelehrtensozietät von den Forschungsinstituten und sonstigen Einrichtungen getrennt" wird, und zweitens: „Die Entscheidung, wie die Gelehrtensozietät der Akademie der Wissenschaften der Deutschen Demokratischen Republik fortgeführt werden soll, wird landesrechtlich getroffen."[3]

Die Bemühungen der Mitglieder der Gelehrtensozietät, die ihren wissenschaftlichen und organisatorischen Aufgaben in periodischen Zusammenkünften bis zum Sommer 1992 nachkamen, um die Sicherung der Existenz der Sozietät stießen auf den Widerstand der zuständigen Behörden des Landes Berlin. Gemeinsam mit dem Land Brandenburg hat das Land Berlin in einem am 22. Mai 1992 abgeschlossenen und am l. August 1992 in Kraft getretenen Staatsvertrag die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften (vormals Preußische Akademie der Wissenschaften) „neu konstituiert".[4] In einem Brief an jedes Ordentliche, Korrespondierende und Auswärtige Mitglied der bestehenden Gelehrtensozietät informierte der zuständige Senator des Landes Berlin im Juli 1992 über diesen Staatsvertrag und schrieb: „Eine Fortführung der Gelehrtensozietät der ehemaligen Akademie der Wissenschaften der DDR in ihrer bisherigen Gestalt oder eine Überführung der annähernd vierhundert Mitglieder sieht der Staatsvertrag nicht vor. ... Mit der Beendigung der früheren Gelehrtensozietät ist auch Ihre Mitgliedschaft erloschen."[5] Damit hatte die Berliner Landesregierung ganz offenkundig gegen Art. 38 (2) Einigungsvertrag verstoßen.

---

3 Bundesgesetzblatt, Teil II, Nr. 35, S. 902.

4 Gedruckt in: 1992 – Das verdrängte Jahr. Dokumente und Kommentare zur Geschichte der Gelehrtensozietät der Akademie der Wissenschaften für das Jahr 1992. Hg. von Horst Klinkmann und Herbert Wöltge (Abhandlungen der Leibniz-Sozietät, Bd. 2). Berlin 1999, S. 150–158.

5 Gedruckt ebd. S. 163; Kommentar S. 193–194.

Dieser Bruch des Einigungsvertrages blieb bisher juristisch ohne Folgen, da die Mitglieder der Gelehrtensozietät aus individuell unterschiedlichen Gründen auf eine Klage verzichteten. Ein beachtlicher Teil der Mitglieder der Gelehrtensozietät begann noch 1992 mit Vorbereitungen für die Gründung eines eingetragenen Vereins als neuer Organisationsform für die Fortsetzung der wissenschaftlichen Tätigkeit. Der Verein konstituierte sich am 15. April 1993 als Leibniz-Sozietät und führte die seit dem Jahr 1700 bestehende Gelehrtensozietät der Akademie der Wissenschaften in Berlin fort.

Der Leibniz-Sozietät als der Gelehrtensozietät des Einigungsvertrages von 1990 gehören die bis 1990 gewählten Mitglieder der Akademie der Wissenschaften der DDR an, die ihre Bereitschaft zur Mitarbeit erklärten. Seit 1994 wurden in jedem Jahr neue Mitglieder aufgenommen, für deren Auswahl akademieübliche wissenschaftliche Kriterien verbindlich waren. Von den gegenwärtig etwa 200 Mitgliedern der Leibniz-Sozietät wurde die Hälfte nach 1994 zugewählt.. Die Sozietät versammelt sich seit September 1992 monatlich – außer in der Sommerpause – zu Plenar- und Klassensitzungen, auf denen wissenschaftliche Vorträge gehalten und diskutiert werden. Zum Merkmal des geistigen Lebens in der Sozietät wurde die Pflege einer vorurteilslosen wissenschaftlichen Debatte und die Pluralität der in ihr vertretenen Meinungen. Sie ist bestrebt, die Zusammenarbeit mit anderen Wissenschaftsinstitutionen im In- und Ausland auszubauen.

Die Sozietät veranstaltet jedes Jahr im Sommer den Leibniz-Tag, wie es zuerst im Statut der Akademie von 1812 festgelegt worden ist. Das traditionelle Programm sieht einen wissenschaftlichen Festvortrag und einen Bericht des Präsident über die im zurückliegenden Jahr geleistete Arbeit vor. Im Rahmen des Leibniz-Tag stellen sich die jeweils im Mai gewählten neuen Mitglieder der Sozietät vor.

Ergänzend zu den monatlichen Veranstaltungen von Plenum und Klassen werden wissenschaftliche Kolloquien durchgeführt. Die Ergebnisse ihrer wissenschaftlichen Bestrebungen publiziert die Leibniz-Sozietät seit 1994 in der Reihe „Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät“ und seit 1999 außerdem in der Reihe „Abhandlungen der Leibniz-Sozietät“ (beide verlegt im TRAFO Verlag Berlin). Zur Sicherung der Arbeiten werden Mitgliedsbeiträge erhoben und Fördermittel eingeworben, da die Leibniz-Sozietät keinerlei staatliche Förderung genießt. Unterstützung erhält sie von der Stiftung „Freunde der Leibniz-Sozietät“, die 1997 ihre Arbeit aufnahm. Alle Arbeiten der Mitglieder erfolgen ehrenamtlich.

Conrad Grau

Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin *98(2008), 203–204*

Zur wissenschaftlichen Biographie von Conrad Grau[1]

1932	am 6. Juli in Magdeburg geboren, Abitur dort 1952.
1952–1956	Studium der Geschichte an der Humboldt-Universität zu Berlin mit dem Abschluß als Diplom-Historiker. Spezialiserung auf Geschichte der Völker der UdSSR; maßgeblicher Lehrer: Eduard Winter.
1957	Aspirant an der der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Über viele Jahre Winters Mitarbeiter an der Arbeitsstelle für deutsch-slawische Wissenschaftsbeziehungen. Veröffentlichung zahlreicher Aufsätze zur osteuropäischen Geschichte im 18. Jahrhundert.
1960	Promotion (A) zum Dr. phil. mit einer Dissertation zur russischen Geschichte zum Thema: „Der Wirtschaftsorganisator, Staatsmann und Wissenschaftler V. N. Tatiščev (1686–1750)“, Druck 1963.
1966	Habilitation mit einer Arbeit zur Geschichte der deutsch-russischen Kulturbeziehungen: „Petrinische kulturpolitische Bestrebungen und ihr Einfluß auf die Gestaltung der deutsch-russischen wissenschaftlichen Beziehungen im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts“. Habilitationssschrift, eingereicht in der Philosophischen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin, Maschinenschrift, 408 S. Bei Eduard Winter, dem sowjetischen Gastprofesor V. Brjunin und Günter Rosenfeld
1967	Der 1966 an der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin eingerichteten Kommission für Akademiegeschichte wurde 1967 eine selbständig arbeitende Arbeitsstelle unter der Leitung von Dr. phil. habil. Conrad Grau eingegliedert.
1968	Im Zuge der Akademiereform (die 1972 in die Umbenennung in Akademie der Wissenschaften der DDR mündete) entstand daraus unter der Direktion des Vizepräsidenten der Akademie

1 Zusammengestellt von Bernhard vom Brocke.

	Leo Stern (1901–1982) die dem Akademiepräsidenten Heinrich Scheel unterstellte „Forschungsstelle für Akademiegeschichte“.
1970er Jahre	Konzentration auf die Geschichte der Akademien und des Akademiegedankens in ihrem kulturellen Umfeld. Grau: „Unter Berücksichtigung übergreifender Aspekte der Disziplinen-, Personen- und der Organisationsgeschichte sollen Beiträge zur allgemeinen Wissenschaftsgechichte geleistet werden“.
1977	Verleihung der Leibniz-Medaille in Silber der AdW der DDR
1982–1991	Berufung zum Professor an der AdW der DDR und nach Sterns Tod (1982) zum Leiter der als „Wissenschaftsbereich Akademiegeschichte“ in das Zentralinstitut für Geschichte (später Institut für deutsche Geschichte) der Akademie der Wissenschaften der DDR eingegliederten Forschungsstelle mit zuletzt sieben Wissenschaftlern und einem wissenschaftlich-technischen Assistenten – bis zur Auflösung der Akademie-Institute nach dem Ende der DDR 1991.
1988	Verleihung der Werner-Krauss-Medaille der AdW der DDR
1991	Wahl zum Mitglied der Oberlausitzer Akademie.
1992–1997	Nach positiver Evaluierung Leiter (mit BAT II-Ost-Gehalt) der auf eine Mitarbeiterin reduzierten „Arbeitsstelle Wissenschaftsgeschichte/Akademiegeschichte“ der neuen Kommission für Akademiegeschichte der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Die Arbeitsstelle wurde mit Graus Pensionierung aufgelöst.
1994	Wahl zum Mitglied der Leibniz-Sozität.
2000	Grau in seinem letzten öffentlichen Vortrag am 14.4.2000, vier Tage vor seinem Tod, auf einem Kolloquium der Leibniz-Sozität zur 300-Jahrfeier der Akademie über „Leibniz und die Folgen“: „*Mündet doch, wie viele von Ihnen wissen, mein gesamtes berufliches Leben irgendwie folgerichtig in den 300. Jahrestag der Gründung dieser Institution, in der ich genau vierzig Jahre mit Höhen und Tiefen tätig gewesen bin und vielleicht auch auf den einen oder anderen Erfolg verweisen kann*.“ [Sb. 38 (2000) 3, S. 5 f.]
2000	Am 18. April Freitod.

Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin *98(2008), 205–244*

Conrad Grau – Schriftenverzeichnis[1] und Nachlaß

Inhalt: Seite

A. Selbständige Schriften 205
B. Herausgabe und Mitherausgabe bzw. Redaktion 207
C. Aufsätze/Beiträge in Zeitschriften, Sammelwerken, Zeitungen, etc. 209
D. Berichte, Literaturberichte, Würdigungen, Gedenkartikel 227
E. Rezensionen 230
F. Übersetzungen 238
G. Über Conrad Grau: Selbstdarstellung, Würdigungen, Nachrufe 242
H. Nachlaß: Bestandsinformation 243

Verwendete Abkürzungen
AdW Akademie der Wissenschaften der DDR (1972–1990/91)
DLZ Deutsche Literaturzeitung
Hg. hg. Herausgeber, herausgegeben
ZfG Zeitschrift für Geschichtswissenschaft

A. Selbständige Schriften

1960

1. Der Wissenschaftsorganisator, Staatsmann und Wissenschaftler Vasilij N. Tatiščev (1686–1750). Phil. Diss., Humboldt-Universität Berlin (Maschinenschrift – Druck 1963) – Autorreferat: Wiss. Zeitschrift der Humboldt-Universität Berlin. Ges.wiss. Reihe, Jg. 10 [1960/1961], S. 117–118.

1963

2. Der Wissenschaftsorganisator, Staatsmann und Wissenschaftler Vasilij N. Tatiščev (1686–1750) (Quellen und Studien zur Geschichte Osteuropas XIII). Berlin 1963, 227 S. / Rez.: Zeitschrift für Slawistik 9 (1964/5), S. 791–794 (A. Lauch); ZfG 12 (1964/5), S. 870–872 (Peter Hoffmann);

1 Erarbeitet von Peter Hoffmann mit Unterstützung durch Barbara Grau, Hubert Laitko und (auf Grund der Zusammenstellungen im Nachlaß) ergänzt von Bernhard vom Brocke.

Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte, 1966, Bd. II, S. 302–307 (Bruno Widera).

1966

3. Petrinische kulturpolitische Bestrebungen und ihr Einfluß auf die Gestaltung der deutsch-russischen wissenschaftlichen Beziehungen im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts. Habilitationsschrift, eingereicht in der Philosophischen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin, Maschinenschrift, 408 S.

1975

4. Die Berliner Akademie der Wissenschaften in der Zeit des Imperialismus, Teil I: Von den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts bis zur Großen Sozialistischen Oktoberrevolution. Unter Mitarbeit des Kollektivs der Forschungsstelle für die Geschichte der Akademie verfaßt von Conrad Grau. Leitung der Arbeiten und Geamtredaktion Leo Stern (Studien zur Geschichte der AdW der DDR Band 2/I). Berlin 1975, 276 S.

1979

5. Die Berliner Akademie der Wissenschaften in der Zeit des Imperialismus, Teil III: Die Jahre der faschistischen Diktatur 1933 bis 1945. Verfaßt von C. Grau, Wolfgang Schlicker, Liane Zeil. Leitung der Arbeiten und Geamtredaktion Leo Stern (Studien zur Geschichte der Akademie der Wissenschaften der DDR, Band 2/III). Berlin 1979, 419 S., S. 148–278.

1987

6. Berlin. Französische Straße: Auf den Spuren der Hugenotten (illustrierte historische hefte 46), Deutscher Verlag der Wissenschaften Berlin 1987, 43 S.

1988

7. Berühmte Wissenschaftsakademien. Von ihrem Entstehen und ihrem weltweiten Erfolg. Edition Leipzig, ebenfalls Verlag Harri Deutsch, Thun-Frankfurt/Main 1988, 344 S.

1993

8. Die preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin: Eine deutsche Gelehrtengesellschaft in drei Jahrhunderten. Heidelberg-Berlin-Oxford 1993, 281 S.

1997

9. Chronikalischer Abriß zur Akademiegeschichte 1700 bis zur Gegenwart. Manuskript, 100 S., im Nachlaß (Materialgrundlage für die Vorbereitung der 300 Jahrfeier im Auftrag des Präsidenten der BBAW).

B. Herausgabe und Mitherausgabe bzw. Redaktion

1962

1. Lomonosov – Schlözer – Pallas. Deutsch-russische Wissenschaftsbeziehungen im 18. Jahrhundert (zusammen mit Peter Hoffmann, Heinz Lemke, Eduard Winter) [Quellen und Studien zur Geschichte Osteuropas, 12]. Berlin 1962.

1966

2. Ost und West in der Geschichte des Denkens und der kulturellen Beziehungen. Festschrift für Eduard Winter zum 70. Geburtstag. Mit einem Geleitwort von A. P. Juškevič, Président de l´Académie Internationale d´Histoire des Sciences. Hg. zusammen mit W. Steinitz, P. N. Berkov, B. Suchodolski, J. Dolanský und H. Mohr (Quellen und Studien zur Geschichte Osteuropas 15), Berlin 1966 (P, Bibliographie von C. Grau und I. Flentje).

1968

3. Quellen und Studien zur Geschichte Osteuropas (Hg. von Eduard Winter und Heinz Lemke in Zusammenarbeit mit A. Anderle, C. Grau, Günter Rosenfeld und Fritz Straube), Bd. VIII/4 (Messerschmidt: Forschungsreise durch Sibirien, Teil 4), Bd. XVI (Kumpf-Korfes: Bismarcks „Draht nach Rußland“). Berlin 1968.

1971

4. Hg. und Vorwort S. VII–XI zu: Dobrov, G. M.: Wissenschaftsorganisation und Effektivität, deutsche Übersetzung von Klaus Dieter Goll. Berlin 1971, XII+179 S.

1972

5. Quellen und Studien zur Geschichte Osteuropas (Hg. von Eduard Winter und Heinz Lemke in Zusammenarbeit mit A. Anderle, C. Grau, G. Rosenfeld und Fritz Straube), Bd.VI/3. Berlin 1972 (Winter: Die Sowjetunion und der Vatikan).

1973

6. Quellen und Studien zur Geschichte Osteuropas (Hg. von Eduard Winter und Heinz Lemke in Zusammenarbeit mit A. Anderle, C. Grau, Günter Rosenfeld und Fritz Straube), Bd.XVII (Genesis und Entwicklung des Kapitalismus in Rußland). Berlin 1973.

1974

7. Autorenkollektiv unter Leitung von G. M. Dobrov: Leitung der Wissenschaft, Berlin (Wissenschaftl. Bearbeitung und Redaktion der deutschsprachigen Ausgabe), Berlin 1974, IX+268 S.

1975

8. (Mitglied des Bearbeiterkollektivs):Russko-germanskie naučnye svjazi meždu Akademiej nauk SSSR i Akademiej GDR 1700–1974. Sbornik dokumentov pod redakciej akademika P. N. Pospelova (SSSR), akademika G. šeelja (GDR). Moskau 1975.

1976

9. Verbündete in der Forschung. Traditionen der deutsch-sowjetischen Wissenschaftsbeziehungen und die wissenschaftliche Zusammenarbeit zwischen der Akademie der Wissenschaften der UdSSR und der Akademie der Wissenschaften der DDR (gemeinsam mit Peter Altner und Wolfgang Büttner) (= Internationale Reihe des Zentralinstituts für Geschichte der Akademie der Wissenschaften der DDR, hg. von Horst Bartel, Werner Kalweit und Günter Kröber / Materialien eines Kolloquiums des Forschungsbereiches Gesellschaftswissenschaften der Akademie der Wissenschaften der DDR und der Kommission der Historiker der DDR und der UdSSR, 4.–5. Juni 1975 in Berlin). Berlin 1976.

1977

10. Geschichte der UdSSR 1917–1977. Aus dem Russischen von Conrad Grau und Werner Tzschoppe, Bd. I, II. Berlin 1977.

1980

11. Hg. und wiss. Bearbeitung: G. M. Dobrov, Wissenschaft. Grundlagen ihrer Organisation und Leitung, nach einem Manuskript aus dem Russischen [...] übersetzt von Klaus Dieter Goll. Berlin 1980, 512 S.

1981

12. Hg. und Bearbeitung: Gennadij Danielovič/Boris Venediktovič Levčin/ Lev Konstantinovič Semenov: Geschichte der Akademie der Wissenschaften der UdSSR (russ. 1977). Berlin 1981, 746 S. (ins Deutsche übersetzt von Gerhard Basler, Conrad Grau und Dieter Mühle).

1986

13. Lorenz Lange, Reise nach China. Mit einem Nachwort von Conrad Grau (Wege nach China über Land und Meer um 1700, S. 93–116). Berlin 1986, 120 S.

1987

14. Wissenschaft in Berlin. Von den Anfängen bis zum Neubeginn nach 1945, Berlin 1987, 838 S. (mit Hubert Laitko, Eginhard Fabian, Wolfgang Girnus, Dieter Hoffmann, Horst Kant, Wolfgang Schlicker, Annette Vogt).

1992

15. Wer war wer – DDR. Ein biographisches Lexikon. 2., durchgesehene Aufl., Links Verlag, Berlin 1992 (Mitherausgeber und Autor).

1995

16. Ewald Friedrich Graf von Hertzberg 2. September 1725–27. Mai 1795 [Ausstellung – zusammen mit: Helmut Börsch-Supan und Claudia Przyborowski]. Kulturstiftung Schloß Britz. Berlin 1995, 16 S.

1997

17. (mit S. Karp und Jürgen Voss): Deutsch-russische Beziehungen im 18. Jahrhundert. Kultur, Wissenschaft und Diplomatie (= Wolfenbütteler Forschungen, hg. von der Herzog-August-Bibliothek, 74), Wiesbaden 1997.

Herausgebertätigkeit – Zeitschriften:
Jahrbuch für Geschichte der sozialistischen Länder Europas: Chefredakteur: Bd. 24/1 (1980) – 28 (1984); Mitglied des Redaktionskollegiums: Bd. 29 (1985) – Bd. 33 (1989).

C. Aufsätze/Beiträge in Zeitschriften, Sammelwerken, Zeitungen, etc.

1958

1. Tatiščev und Deutschland. In: Die deutsch-russische Begegnung und Leonhard Euler. Beiträge zu den Beziehungen zwischen der deutschen und der russischen Wissenschaft und Kultur im 18. Jahrhundert (Quellen und Studien zur Geschichte Osteuropas, 1). Berlin 1958, S. 143–149.

1960

2. Russisch-sächsische Beziehungen auf dem Gebiete des Berg- und Hüttenwesens in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In: Jahrbuch für Geschichte der UdSSR und der volksdemokratischen Länder Europas, Bd. 4 (Berlin 1960), S. 302–330.
3. Tschirnhaus – Freiberg – Rußland. In: E. W. v. Tschirnhaus und die Frühaufklärung in Mittel- und Osteuropa (Quellen und Studien zur Geschichte Osteuropas, 7). Berlin 1960, S. 146–153.

1961

4. Die Wandlung des deutschen Lomonosov-Bildes am Anfang des 20. Jahrhunderts. In: Zeitschrift für Slawistik 6 (1961) 4, S. 517–530.

1962

5. Zur Stellung Tatiščevs, Lomonosovs und Schlözers in der russischen Geschichtsschreibung. In: Lomonosov – Schlözer – Pallas. Deutsch-russische Wissenschaftsbeziehungen im 18. Jahrhundert (Quellen und Studien zur Geschichte Osteuropas, 12). Berlin 1962, S. 150–161.
6. Le mouvement des idées pendant la seconde moitié du XVIII siècle chez les Russes. In: Le mouvement des idées dans les pays slaves pendant la seconde moitié du XVIII siècle. Atti del Colloquio slavistico tennutosi ad Uppsala il 19–21 Agosto 1960 a cura della Commission Internationale des Etudes Slaves (Comité Internationale des Sciences Historiques) (= Collana di „Ricerche Slavistiche“ 2), Rom 1962, S. 45–52.
7. Sibirien – Land der entdeckten Unendlichkeit. In: Wissen und Leben (1962), H. 5, S. 343–347.

1963

8. Tatiščev und die Aufklärung in Rußland. In: Studien zur Gesch. der russischen Literatur des 18. Jahrhunderts (Veröffentlichungen des Instituts für Slawistik an der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 28/I). Berlin 1963, S. 78–85.

1966

9. Die deutschen Universitäten und die 200-Jahr-Feier der Akademie der Wissenschaften der UdSSR 1925. In: Deutschland-Sowjetunion. Aus fünf Jahrzehnten kultureller Zusammenarbeit. Berlin 1966, S. 172–178.
10. Zwei unbekannte Briefe A. L. Schlözers über seine Anfänge in Rußland. In: Ost und West in der Geschichte des Denkens und der kulturellen Beziehungen (Quellen und Studien zur Geschichte Osteuropas XV). Berlin 1966, S. 321–331.
11. Johann Daniel Perlicius und die Berliner Sozietät der Wissenschaften. In: Z dejín vied a techniky na Slovensku, Band IV (Bratislava 1966), S. 223–232.

1967

12. The Scientific Correspondence of the Gdansk Physician and Botanist Johann Philipp Breyne. In: Actes du Xe Congrès International d’Histoire des Sciences, Bd. II. Wroclaw-Varsovie-Cracovie 1967, S. 158–161.

1968

13. Zur Verbreitung der Petersburger Akademiepublikationen in Deutschland im 18. Jahrhundert (mit Peter Hoffmann). In: Studien zur Geschichte der russischen Literatur des 18. Jahrhunderts II (Veröffentlichungen des Instituts für Slawistik an der deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 28/II), Berlin 1968, S. 122–134; Anm. S. 398–400.
14. Vatroslav Jagić und Reinhold Köhler. Zur Frühgeschichte des „Archivs für slavische Philologie“. In: Wiss. Zeitschrift der Humboldt-Universität Berlin, Ges.wiss. Reihe 17, Heft 2 (Berlin 1968), S. 229–233 (Resümee dazu: VI. Mezinárod. sjezd slavistů, Praha, S. 403).

1969

15. Probleme des Absolutismus in Rußland im 17. und 18. Jahrhundert [mit: Johannes Glasneck: Der französische Absolutismus zur Zeit Ludwigs XVI]. DHG. Wissenschaftliche Beiträge für den Geschichtslehrer, Nr. 5 (1969), S. 15–34.
16. Auf dem Weg zur Forschungsakademie der sozialistischen Gesellschaft. In: Spektrum 15 (1969), 11, S. 440–442.

1970

17. Johann Burckhard Menckes Rußlandkontakte. In: Studien zur Geschichte der russischen Literatur des 18. Jahrhunderts IV (Veröffentlichungen des Instituts für Slawistik an der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 28/IV). Berlin 1970, S. 245–261.
18. Einige Bemerkungen zur Genesis des Kapitalismus in Rußland. In: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte (1970), Bd. I, S. 271–280.

1972

19. Grundpositionen einer marxistisch-leninistischen Akademiegeschichte. In: Dritte Konferenz der Akademie-Archive sozialistischer Länder (Berlin 1971). Berlin 1972, S. 40–56.

1974

20. Karl Schwarzschild und die Berliner Akademie der Wissenschaften. In: Astronomie in der Schule 11 (1974) 2, S. 33–36.
21. 250 Jahre im Dienste des Fortschritts [Karl Eickenjäger unter Mitarbeit von C. Grau, Dieter Hoffmann, Gerd Voigt]. In: Spektrum 5 (1974), 5/6, S. 30–38.
22. Klassen der Akademie. In: Spektrum 5 (1974), 11, S. 10–11.

1975

23. „...Leibniz, wie immer geniale Ideen um sich streuend...“. In: Wissenschaft und Fortschritt 25 (1975), 1, S. 2–7.
24. „...Das Werk samt der Wissenschaft auf den Nutzen richten...“ Aus der Frühgeschichte der Berliner und der Petersburger Akademie der Wissenschaften. In: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte (1975) Bd. II, S. 137–159.
25. Forscher – Forschung – Fortschritt. Streiflichter aus der Geschichte der Akademie der Wissenschaften (mit Wolfgang Schlicker und Liane Zeil). In: Spektrum 6 (1975) 7/8, S. 26–33.
26. Wendepunkt 1945 – Neubeginn auch für die Akademie. Zum 30. Jahrestag der Befreiung vom Hitlerfaschismus (mit Liane Zeil). In: Wissenschaft und Fortschritt 25 (1975), 5, S. 196–201.
27. Akademiegründungen in Europa – Spiegelbild gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Umbruchs. In: Spektrum 6 (1975) 2, S. 21–25
28. Unergiebige Versuche. Zur Öffentlichkeitsarbeit der Akademie während des Imperialismus. In: Spektrum 6 (1975) 9, S. 57.
29. Die Gründung der „Brandenburgischen Sozietät der Wissenschaften“ – Ausdruck der damaligen gesellschaftlichen Situation in Europa. In: 275. Jahrestag der Akademie der Wissenschaften der DDR. Die Akademie der Wissenschaften gestern und heute. Pressematerial. Berlin 1975, S. 19–21.
30. Die Verdienste von Leibniz bei der Gründung der Berliner Akademie. In: 275. Jahrestag der Akademie der Wissenschaften der DDR. Die Akademie der Wissenschaften gestern und heute. Pressematerial. Berlin 1975, S. 22–25.
31. Klassen der Akademie. In: 275. Jahrestag der Akademie der Wissenschaften der DDR. Die Akademie der Wissenschaften gestern und heute. Pressematerial. Berlin 1975, S. 41–43.

1976

32. Der petrinische Kulturpolitiker Jakob Bruce (1670–1735). Ein Beitrag zur Geschichte der deutsch-russischen Wissenschaftsbeziehungen. In: Jahrbuch für Geschichte der sozialistischen Länder Europas 20/2 (1976), S. 25–41.
33. Wahlen russischer und sowjetischer Wissenschaftler zu Mitgliedern der Berliner Akademie und ihre Bedeutung für die Wissenschaftsbeziehungen (Ende des 19. Jh. bis 1974). In: Verbündete in der Forschung. Traditionen der deutsch-sowjetischen Wissenschaftsbeziehungen und die wissenschaftliche Zusammenarbeit zwischen der Akademie der Wissen-

schaften der UdSSR und der Akademie der Wissenschaften der DDR. Berlin 1976, S. 161–166.

34. Wilhelm Piecks Sorge galt auch der Wissenschaft (mit B. Lange). In: Spektrum 7 (1976) 1, S. 6–8.

1977

35. Robert Areskin und die Vorgeschichte der Petersburger Akademie der Wissenschaften. Wissenschaftsorganisation und Forschungsreisen in Rußland im zweiten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts. In: Jahrbuch für Geschichte, Bd. 16 (Berlin 1976), S. 7–31.
36. Die Große Sozialistische Oktoberrevolution und der revolutionäre Weltprozeß. In: Deutsche Außenpolitik 22 (1976) 12, S. 110–114.
37. Zu den Traditionen deutsch-russisch-sowjetischer Wissenschaftsbeziehungen. In: Kulturerbe und Tradition an der sozialistischen Hochschule. Materialien der Konferenz des Ministeriums für Hoch- und Fachschulwesen am 10. und 11. Februar 1977 in Jena. Friedrich-Schiller-Universität Jena 1977, S. 148–151.

1978

38. Zur deutschen Rußlandgeschichtsschreibung im 19. Jahrhundert. in: Lětopis. Jahresschrift des Instituts für sorbische Volksforschung, Reihe B (1978) Nr. 25/1, S. 39–50.

1979

39. Zur Ideologiegeschichte in Rußland und zu den deutsch-russischen Beziehungen in den sechziger/siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts. In: Jahrbuch für Geschichte der sozialistischen Länder Europas, Bd. 23/2 (1979), S. 83–97.
40. Herder, die Wissenschaft und die Akademien seiner Zeit. Hinweise auf ein interdisziplinäres Forschungsthema. In: Jahrbuch für Geschichte 19 (1979), S. 89–114.
41. Die Zuwahl neuer Mitglieder. Das Wirken der Ordentlichen Mitglieder im Plenum und in den Klassen. In: Grau/Schlicker/Zeil, Die Berliner Akademie der Wissenschaften in der Zeit des Imperialismus, Teil III. Berlin 1979, S. 148–278.
42. Wilhelm Ostwalds baltische Umwelt. In: Internationales Symposium anläßlich des 125. Geburtstages von Wilhelm Ostwald. Sitzungsberichte der AdW der DDR. Mathematik – Naturwissenschaften – Technik, Nr. 13/N (1979), S. 208–214.

43. Die DLZ im 100. Jahrgang – Zu ihrer Gründung und Geschichte. In: DLZ, Jg. 100 (1979), 10, Sp. 601–609 (mit Werner Hartke und Einhard Eickhoff).
44. Wie kann man Wissenschaft veranschaulichen? Überlegungen zur Einstein-Ausstellung. In: Spektrum 10 (1979) 2, S. 35–36.
45. Eine jüngere Schwester der Berliner Akademie. 200. Gründungstag der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften in Görlitz. In: Spektrum 10 (1979) 6, S. 21–25.
46. Wandel in der Kontinuität – Leibniz-Tage der Akademie. Kalenderblatt. In: Spektrum 10 (1979) 7, S. 27
47. Vorträge in der MASCH. Um fruchtbare Beziehungen mit dem Land der Zukunft (= Einstein in Berlin IV). In: Berliner Zeitung, Nr. 57 (8. März 1979) , S. 3.

1980

48. Eine Universität vor den Toren der Hauptstadt. In: Spectrum 10 (1980) 12, S. 9–11
49. Leibniz und die europäischen Akademien. Kalenderblatt. In: Spectrum 11 (1980) 9, S. 27.

1981

50. Die Stellung der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften zu den wissenschaftlichen Gesellschaften des ausgehenden 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts. In: Die Oberlausitz in der Epoche der bürgerlichen Emanzipation (= Schriftenreihe des Ratsarchivs der Stadt Görlitz 10). Görlitz 1981, S. 38–47.
51. Christian Martin Frähn und die Auswertung arabischer Quellen für die frühmittelalterliche Geschichte Rußlands. In: Gesellschaft und Kultur Rußlands im frühen Mittelalter. Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. WB 1981/54 (C21), S. 294–320.
52. Die Internationale Assoziation der Akademien 1899 bis 1914. In: Wissenschaft und Technik – Humanismus und Fortschritt. AdW der DDR, Institut für Theorie, Geschichte und Organisation der Wissenschaft. Kolloquien, Heft 22 (1981), S. 121–126.
53. Die Akademie der Wissenschaften und ihre Stellung im wissenschaftlichen Leben Berlins an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert. In: AdW der DDR, Institut für Theorie, Geschichte und Organisation der Wissenschaft. Kolloquien, Heft 24 (1981), S. 11–33.
54. Stätte ost-westlicher Begegnungen. Alma mater Viadrina (VI). In: Märkische Union, Frankfurt (Oder), 34 (25./26.4.1981), S. 6.

55. Die Protestanten an der Universität. Alma mater Viadrina (VII). In: Märkische Union, Frankfurt (Oder), 34 (9./10.5.1981), S. 6.
56. An der Schwelle zu dem dritten Jahrhundert. Alma mater Viadrina (VIII). In: Märkische Union, Frankfurt (Oder), 34 (23./24.5.1981), S. 6.
57. Die Viadrina und die Berliner Akademie. Alma mater Viadrina (XX). In: Märkische Union, Frankfurt (Oder), 34 (12./13.12.1981), S. 6.
58. Die Viadrina und die Berliner Akademie (II). Alma mater Viadrina (XXI). In: Märkische Union, Frankfurt (Oder), 34 31.12.1981), S. 6.

1982

59. Die Petersburger Akademie der Wissenschaften in den interakademischen Beziehungen 1899 bis 1915. In: Jahrbuch für Geschichte der sozialistischen Länder Europas, Bd. 25/2, Berlin 1982, S. 51–68.
60. Die Berliner Akademie der Wissenschaften und ihre Beziehungen zu den slawischen Völkern im 18. Jahrhundert. In: Slawische Kulturen in der Geschichte der europäischen Kulturen vom 18. bis zum 20. Jahrhundert. Internationaler Studienband. Berlin 1982 , S. 71–76.
61. Briefe an die Redaktion [zur Frage der Rezensionstätigkeit]. In: ZfG 30 (1982) 8, S. 720.
62. Dauernder als Erz? Denkmäler für Wissenschaftler in Berlin. In: Spektrum 13 (1982) 2, S. 18–21 [mit Sonnhild Kutschmar].
63. „...in freigewordner Völker Händen“. Zum Leibniz-Tag. In: Spektrum 13 (1982) 7, S. VI–VII.

1983

64. Gottfried Wilhelm Leibniz (mit Eduard Winter). In: Wegbereiter der deutsch-slawischen Wechselseitigkeit (Quellen und Studien zur Geschichte Osteuropas XXVI). Berlin 1983, S. 25–37.
65. Vasilij Vasil’evič Bervi-Flerovskij – ein russischer utopischer Sozialist. In: Jahrbuch für Geschichte der sozialistischen Länder Europas 27 (1983), S. 201–217.
66. Leonhard Eulers Bücherkäufe 1748. Bemerkungen zu seinen philosophischen Interessen. In: ZfG 31 (1983) 8, S. 709–719.
67. Zur Geschichte des Leibniz-Tages der Akademie der Wissenschaften in Berlin – Rezeption und Würdigung des Leibnizschen Werkes. In: Leibniz. Werk und Wirkung, IV. Internationaler Leibniz-Kongreß, Hannover 1983, S. 886–893.
68. Carl Ritter und Rußland. In: Carl Ritter – Werk und Wirkungen (= Wissenschaftliche Abhandlungen der Geographischen Gesellschaft der DDR 16), Gotha 1983, S. 115–123.

69. Die Alma mater Viadrina und die Academia Scientiarum Berolinensis. Beziehungen zwischen Frankfurt (Oder) und Berlin im 18. Jahrhundert. In: Die Oder-Universität Frankfurt. Beiträge zu ihrer Geschichte, Weimar 1983, S. 184–196.
70. Leonard Euler und Berlin. In: Spektrum 14 (1983) 8, S. 30–32.
71. Zur wissenschaftlichen Zusammenarbeit zwischen der Akademie der Wissenschaften der DDR und der Akademie der Wissenschaften der UdSSR. Vortrag in der DSF-Grundeinheit der Abt. Internationale Beziehungen der AdW der DDR am 23. Nov. 1982. In: AdW der DDR. Kreisvorstand der Gesellschaft für Deutsch-sowjetische Freundschaft. Wissenschaftliche Informationen 2/1983, S. 1–15.

1984

72. D. A. Golicyn und A. von Gallitzin. Wissenschaft und Literatur in deutsch-russischer Begegnung in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts. In: Jahrbuch für Geschichte der sozialistischen Länder Europas 28 (1984), S. 109–126.
73. Der Arzt J. K. W. Moehsen (1722-1795) und die Anfänge der brandenburgischen Wissenschaftsgeschichtsschreibung. In: Frankfurter Beiträge zur Geschichte 13 (Frankfurt/Oder 1984), S. 14–28.
74. Das historische Umfeld des Wirkens Leonhard Eulers. In: Mitteilungen der Mathematischen Gesellschaft der DDR, Heft 1 (1984), S. 36–47.
75. Im Dienste der Wissenschaft und der Völkerverständigung. Zum 125. Todestag Alexander von Humboldts (mit Heinz Stiller). In: Einheit 39 (1984) 5, S. 438–443.
76. Zur Geschichte der Orientalistik und der Botanik an der Leipziger Universität im beginnenden 18. Jahrhundert. In: Die Geschichte der Universitäten und ihre Erforschung. Theorie – Empirie – Methode. Karl-Marx-Universität Leipzig. WB, Reihe Gesellschaftswissenschaften (1984), S. 78–88.
77. Die Entstehung geographischer Gesellschaften und das Organisationsproblem wissenschaftlicher Forschung. In: Arbeitsblätter für Wissenschaftsgeschichte. Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Arbeitskreis Wissenschaftsgeschichte, Nr. 14 (1984), S. 58–66.
78. Pflegestätten der nationalen Sprache, Literatur und Geschichte bei den slawischen Völkern in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In: Lětopis Instituta za serbski ludospyt. Reihe B, 31 (1984) 1, S. 60–65.
79. Ein Berliner Akademiemitglied in Hildburghausen. In: Spektrum 15 (1984) 1, S. 29.
80. Bucher Viereck. In: Spektrum 15 (1984) 6, S. 30–31.

81. „... desto demokratischer gesinnt bin ich.“ Was leisteten die Brüder Grimm für Ihre Disziplin? [Frage an Professoren der Akademie]. In: Spektrum 15 (1984) 12, S. 15.

1985

82. Leonhard Euler und die Berliner Akademie der Wissenschaften. In: Festakt und Wissenschaftliche Konferenz aus Anlaß des 200. Todestages von Leonhard Euler. Abhandlungen der AdW der DDR. Abt. Mathematik – Naturwissenschaften –Technik, N 1 (1985), S. 139–149.
83. Die Berliner Akademie der Wissenschaften um 1840. In: Jacob und Wilhelm Grimm als Sprachwissenschaftler. Geschichtlichkeit und Aktualität ihres Wirkens (= Linguistische Studien, Reihe A, Arbeitsberichte 130). Berlin 1985, S. 120–132.
84. Bild der natürlichen Welt. Der „Kosmos“ Alexander von Humboldts. In: Unzeit des Biedermeiers. Leipzig-Jena-Berlin 1985, S. 256–262.
85. Geist und Macht. Akademiestreit signalisiert die Krise. In: Unzeit des Biedermeiers. Historische Miniaturen zum deutschen Vormärz 1830–1848, Leipzig-Jena-Berlin 1985, S. 277–283.
86. Ein Berliner Wissenschaftshistoriker im 18. Jahrhundert.: J. K. W. Moehsen. In: Perspektiven interkultureller Wechselwirkungen für den wissenschaftlichen Fortschritt. AdW der DDR. Institut für Theorie, Geschichte und Organisation der Wissenschaft. Kolloquien, Heft 48. Berlin 1985, S. 91–100.
87. Wehrkraft plus Wissenschaft. Zur Gründung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft 1911. In: Bilder aus der Kaiserzeit. Historische Streiflichter 1897–1917, Leipzig-Jena-Berlin 1985, S. 165–174.
88. Les Réfugiés Françaises dans l’Académie du Roi. In: Spektrum 16 (1985) 9, S. 29–31
89. Gleichklang in Forschung und Wissenschaft. Traditionen der Zusammenarbeit zwischen den Akademien der Wissenschaften der DDR und der DDR. In: Deutsche Lehrerzeitung 19 (1985), S. 9.
90. Daniel Gottlieb Messerschmidt. Ein wiederentdeckter Entdecker. In: Das Magazin 32 (1985) 9, S. 70–72 (mit Gert Lange).

1986

91. Hugenotten in der Wissenschaft Brandenburg-Preußens Ende des 17 und im 18. Jahrhundert. In: ZfG 34 (1986) 6, S. 508–522.
92. Die „Berufung“ von Jacob und Wilhelm Grimm nach Berlin im Umfeld der preußischen Wissenschaftspolitik. In: Jacob und Wilhelm Grimm (= Sitzungsberichte der AdW der DDR, Nr. 6/G). Berlin 1986, S. 26–33.

93. Die Besinnung der Slawen auf ihre Geschichte. In: Welt der Slawen. Geschichte, Gesellschaft und Kultur. Leipzig-Jena-Berlin 1986, S. 316–317.
94. Bauernsohn – Akademiker – Wissenschaftsorganisator. Zum 275. Geburtstag M. V. Lomonosovs. In: Wissenschaft und Fortschritt 36 (1986) 10, S. 248–251.
95. Eine zukunftsorientierte Zäsur. Standpunkt. In: Spektrum 17 (1986) 6, Umschlagseite 2
96. Der „Erdabplatter“ auf dem Präsidentenstuhl [Maupertuis]. In: Spektrum 17 (1986) 12, S. 30–31.

1987

97. Anfänge der neuzeitlichen Berliner Wissenschaft 1650–1790. In: Wissenschaft in Berlin. Von den Anfängen bis zum Neubeginn nach 1945. Von einem Autorenkollektiv unter Leitung von Hubert Laitko.Berlin 1987, S. 14–95.
98. „Savans réfugiés“ – „französisch-reformierte Gelehrte“. Über den Beitrag der Hugenotten zur Wissenschaftsentwicklung in Brandenburg-Preußen am Ende des 17. und im 18. Jh. In: Hugenotten in Brandenburg-Preußen. AdW der DDR/Zentralinstitut für Geschichte, Studien zur Geschichte 8 (1987), S. 230-278.
99. Eine Gesellschaft in der Gesellschaft. Die Berliner Akademie im 18./19. Jahrhundert. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 35 (1987) 7, S. 587–596.
100. Der Akademiegedanke und die Akademien der Wissenschaften in den slawischen Ländern im 18. und 19. Jahrhundert. In: Funkce vědy ve vývoji slovanských kultur v XVIII a XIX století. Praha 1987, S. 89–101.
101. Wissenschaft und Absolutismus: Forschung und Lehre in Berlin 1648–1789. In: Berlingeschichte im Spiegel wissenschaftshistorischer Forschung – 300 Jahre Wissenschaft in Berlin. AdW der DDR. Institut für Theorie, Geschichte und Organisation der Wissenschaft. Kolloquien, Heft 64. Berlin 1987, S. 65–77.
102. „Ein Leibniz vor Leibniz“ – Joachim Jungius. In: Spectrum 17 (1987), 10, S. 32.
103. Akademie-Kontakte über drei Jahrhunderte. In: Spectrum 18 (1987) 1, S. 13–14.
104. Born der Wissenschaft im märkischen Sand. Akademie und Universität in der ersten Hälfte des Jahrhunderts. Bilder zur Berliner Geschichte (15). In: Berliner Zeitung, Jg. 43, (1987) Nr. 14, S. 15.

1988

105. Die Berliner Akademie der Wissenschaften und die Hugenotten. In: Sybille Badstübner-Gröger, Klaus Brandenburg, Rolf Geissler, Conrad Grau, Winfried Löschburg, Helmut Schnitter, Klaus Steiner, Margarete Welge, Jürgen Wilke: Hugenotten in Berlin. Hg. Gottfried Bregulla. Berlin 1988, S. 327–362; Lit. Angaben S. 496–497.
106. Hallesche Impulse für einen Berliner Wissenschaftshistoriker im 18. Jahrhundert: Johann Heinrich Schulze (1687–1744) und seine Zeit. In: Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Wissenschaftliche Beiträge 1988/40 (T 68). 1988, S. 77-84
107. Johann Reinhold Forster (1729–1798) und Georg Forster (1754–1794). Ihre Wahl zu Mitgliedern der Preußischen Akademie der Wissenschaften. In: Demokratie, Antifaschismus und Sozialismus in der deutschen Geschichte. Berlin 1988, S. 49–59.
108. Georg Heinrich Pertz (1795–1876) als Wissenschaftsorganisator. Dokumente über den Alltag und zur Professionalisierung der Geschichtswissenschaft. In: Jahrbuch für Geschichte 37 (Berlin 1988), S. 177–204.
109. Das Privilegium als academischer Buchhändler. In: Spectrum 18 (1988) 9, S. 30–31.
110. Zur Hauptstadtentwicklung in Rußland: Kiev – Moskau– Petersburg. In: Historikergesellschaft der DDR/Wissenschaftliche Mitteilungen, 1988, Heft II–III, S. 44–49.

1989

111. Akademien und Gelehrtengemeinschaften in der Zeit des Deutschen Bundes (1815–1866) – Aspekte territorialstaatlicher Wissenschaftsorganisation im 19. Jahrhundert. In: Wissenschaft und Staat (= AdW der DDR. Institut für Theorie, Geschichte und Organisation der Wissenschaft. Kolloquien 68). Berlin 1989, S. 15–36.
112. Wissenschaftsorganisation im Umfeld der Französischen Revolution. Russisch-deutsch-französische Kontakte im Wirken von G. F. Parrot und G. Cuvier. In: Jahrbuch für Geschichte der sozialistischen Länder Europas 33 (1989), S. 63–86.
113. Forschungskonzeption und Organisationsformen europäischer Akademien der Wissenschaften im 17. /18. Jahrhundert. In: Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte. Naturwissenschaftliche Revolution im 17. Jahrhun-dert. Berlin 1989, S. 65–73.
114. Komenský und der Akademiegedanke im 17. Jahrhundert. In: Symposium Comenianum 1986. J. A. Comenius's Contribution to World Science

and Culture. Praha 1989, S. 143–148.

115. Geistig-kulturelle Aspekte bürgerlicher Wissenschaftsentwicklung im ausklingenden 18. Jahrhundert. In: Johann Christian Reil (1759–1813) und seine Zeit. Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Wissenschaftliche Beiträge 1989/43 (T73). 1989, S. 72–77.
116. Leo Stern 1901 bis 1982. In: Wegbereiter der DDR-Geschichtswissenschaft. Biographien. Berlin 1989, S. 318–340.
117. Eduard Winter 1896–1982. In: ebd., S. 358–375.
118. Jüdische Wissenschaftler an der Akademie. In: Spectrum 20 (1989) 1, S. 29–31.
119. Akademie und Revolution. In: Spectrum 19 (1989) 7/8, S. 58–59.
120. 300 Jahre Collège Français. In: Spectrum 19 (1989) 10, S. 32.

1990

121. Universitäts- und Akademiestädte in Deutschland um 1800. Geistig-kulturelle Aspekte bürgerlicher Wissenschaftsentwicklung. In: Die Wissenschaft in der bürgerlichen Kultur Deutschlands an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert (= Greifswalder Philosophische Hefte 6), Red. Eginhard Fabian. Greifswald 1990, S. 82-90.
122. Die revolutionären Ereignisse in Paris 1789 bis 1794 und die Akademie in Berlin. In: Die Französische Revolution von 1789 und ihre weltgeschichtliche Bedeutung (= Sitzungsberichte der AdW der DDR 1990, 3/G). Berlin 1990, S. 86–89.
123. Zum Wissenschaftsverständnis der Aufklärung. In: Chirurgische Ausbildung im 18. Jahrhundert (= Abhandlungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften 57). Hg. von Georg Harig. Husum 1990, S. 9–22.
124. Ot Komeńskiego do Leibniza. Daniel Ernest Jabłoński a Akademia nauk w Berlinie. In: Daniel Ernest Jabłoński – rektor akademickiego gimnazjuma w Lesznie 1686–1691 r., Leszno 1990, S. 15–23.

1991

125. Franz Carl Achard als Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. In: Schriften aus dem Zucker-Museum Berlin 28 (Berlin 1991), S. 67–107.
126. L'historiographie et la récherche sur les rélations culturelles en RDA, vues de l'intérieur. In: Allemagne d'aujourd'hui, Nr. 118 (1991), S. 107–116.
127. August Boeckh. In: Spectrum 21 (1991) 5, S. 35.

1992

128. Der Akademiegedanke in Berlin nach 1945 aus wissenschaftshistorischer Sicht. In: ZfG 40 (1992) 2, S. 131–149.
129. Paul Ernst Jablonski und die Ägyptenkunde an der Frankfurter Universität im 18. Jahrhundert. Ein Beitrag zur europäischen Wissenschaftskommunikation. In: Die wissenschaftlichen Größen der Viadrina (= Europa-Universität Viadrina Frankfurt (Oder) – Universitätsschriften 2), Frankfurt (Oder) 1992, S. 99–113.
130. Die Stiftung der Leibniz-Medaille der Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin und ihre erste Verleihung im Jahre 1907. In: ZfG 40 (1992) 3, S. 269–280.
131. Slawen in Deutschland im Geschichtsbild der deutschen Aufklärung. In: Lětopis. Zeitschrift für Sorabistik. Časopis za sorabistiku, Heft 2 (1992), S. 51–58.
132. Institutionen und Personen in Berlin und Petersburg in den deutsch-russischen Wissenschaftsbeziehungen. In: Deutsch-russische Beziehungen. Ihre welthistorischen Dimensionen vom 18. Jahrhundert bis 1917. Berlin 1992, S. 115–137.
133. Planungen für ein deutsches historisches Institut in Paris während des zweiten Weltkrieges. In: Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte, Heft 19/3 (Sigmaringen 1992), S. 109–128.
134. Die Würdigung des Historikers Richard Jecht durch die Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin. In: Erbe und Auftrag. Beiträge der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz (= Schriftenreihe des Ratsarchivs Görlitz 16). 1992, S. 67–72.
135. Academia prussica restituta oder der Wechsel als das einzig Beständige. In: Spectrum der Wissenschaft 4 (Heidelberg 1992), S. 135–137.
136. Leopoldina – 340 Jahre in zwölf deutschen Städten. In: Spectrum der Wissenschaft 12 (Heidelberg 1992), S. 130–133.
137. Lexikonbeiträge: Wer war wer – DDR. Ein biographisches Lexikon. 2., durchges. Aufl. Berlin 1992: Bierwisch, Manfred, 28.7.1930 Sprachwissenschaftler (S. 44–45); Deiters, Ludwig 23.12.1921 Architekt, Generalkonservator (S. 78–79); Knepler, Georg 21.12.1906 Musikwissenschaftler, Rektor (S. 238); Knöll, Hans 7.1.1913–26.6.1978 Mikrobiologe, Institutsdirektor (S. 239); Winter, Eduard 16.9.1896–3.3.1982 Historiker, Institutsdirektor (S. 489).

1993

138.Lexikonbeiträge: Slawistik in Deutschland von den Anfängen bis 1945. Ein biographisches Lexikon. Bautzen 1993: Eccard, Johann Georg von (S. 102–103); Eckardt, Julius Albert Wilhelm von (S. 104–105); Gercken, Philipp Wilhelm (S. 131–132); Lane, Adolf (S. 225–226); Leibniz, Gottfried Wilhelm (S. 227–228); Strahl, Philipp (S. 390); Uebersberger, Hans (S. 410–411).

1994

139.Die russische Übersetzung einer Berliner französischen Publikation eines Italieners über Spanien aus dem Jahre 1786 und ihr geistig-kulturelles Umfeld. In: Zeitschrift für Slawistik 39 (1994) 3, S. 422–430.

140.Adolf Traugott von Gersdorf als Mitglied der Gesellschaft Naturforschender Freunde zu Berlin. In: Lusatia floreat. Beiträge der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz zu Ehren des 70. Geburtstages ihres Präsidenten Professor Dr. Ernst-Heinz Lemper am 6. Oktober 1994. Hg. im Auftrag des Präsidiums von Martin Schmidt. Hoyerswerda 1994, S. 11–14.

141.Akademien in Berlin 1700 bis 1991. In: Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften (vormals Preußische Akademie der Wissenschaften). Jahrbuch 1992/1993. Berlin, S. 17–30.

142.Aufklärung und orthodoxe Kirche in Rußland unter Peter I. In: Gesellschaft und Kultur Mittel-, Ost- und Südosteuropas im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert. Festschrift für Erich Donnert zum 65. Geburtstag (= Schriftenreihe der internationalen Forschungsstelle „Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa 1770–1850“, hg. von Helmut Reinalter, Bd. 11). Frankfurt am Main-Berlin-Bern-New York-Paris-Wien 1994, S. 23–34.

143.Naturwissenschaft und Weltbild. Der „Kosmos“ Alexander von Humboldts. In: Aufbruch in die Bürgerwelt. Münster 1994, S. 338–345.

144.Wissenschaft und Politik. Schwierigkeiten mit der Denkfreiheit. In: Aufbruch in die Bürgerwelt. Münster, S. 425–432.

1995

145. Eduard Winter als Osteuropahistoriker in Halle und Berlin von 1946 bis 1956. In: Berliner Jahrbuch für osteuropäische Geschichte 1995/1 (1995), S. 43–76.

146. Die Wissenschaftsakademien in der deutschen Gesellschaft: Das „Kartell“ von 1893 bis 1940. In: Christoph Scriba (Hg.): Die Elite der Nation im Dritten Reich. Das Verhältnis von Akademien und ihrem wissen-

schaftlichen Umfeld zum Nationalsozialismus. Leopoldina-Symposion vom 9. bis 11. Juni 1994 in Schweinfurt (Acta historica Leopoldina, Nr. 22). Halle (Saale) 1995, S. 31–56.

147. Akademien und Akademiker in ihrer Stellung im und zum Nationalsozialismus. Ebd. S. 256, S. 258–259 [Diskussionsbeiträge].
148. Über die Wissenschaftslandschaft Berlins in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In: Die Medizin an der Berliner Universität und an der Charité zwischen 1810 und 1850 (= Abhandlungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften, 67). Hg. von Peter Schneck und Hans-Uwe Lammel. Husum 1995, S. 28–37.
149. Personelle Verflechtung zweier Wissenschaftsorganisationen. In: MPG-Spiegel, Heft 2 (1995), S. 59-61.
150. Vorstellungsrede bei der Vorstellung neuer Mitglieder der Leibniz-Sozietät, gehalten auf dem Leibniz-Tag am 30. Juni 1994. In: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät, Bd. 2 (1995), Heft 1/2, S. 128–130.
151. Gelehrtengesellschaft und Forschungsgemeinschaft. Zur Organisationsgeschichte der Akademien der Wissenschaften in Deutschland im 20. Jahrhundert. Hauptvortrag auf dem Kolloquium der Leibniz-Sozietät am 30. Juni 1994: Akademiegedanke und Forschungsorganisation im 20. Jahrhundert. In: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät, Bd. 3 (1995), Heft 3, S. 5–17.

1996

152. Zur Vor- und Frühgeschichte der Berliner Sozietät der Wissenschaften im Umfeld der europäischen Akademiebewegung. In: Europäische Sozietätsbewegung und demokratische Tradition, Bd. 2, Tübingen 1996, S. 1381–1412.
153. „...nicht durch die Cosaki-Franzuski“ oder die Herders im Wirkungsfeld der Grande Révolution und des Zarismus. In: Echo und Wirkungen der Französischen Revolution bei den slawischen Völkern und ihren Nachbarn (= Schriftenreihe der Internationalen Forschungsstelle „Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa 1770–1850“. Hg. v. Helmut Reinalter, Bd. 20), Frankfurt a. M.-Berlin-Bern-New York-Paris-Wien 1996, S. 51–58.
154. Genie und Kärrner – zu den geistesgeschichtlichen Wurzeln des Harnack-Prinzips in der Berliner Akademietradition. In: Die Kaiser-Wilhelm-/Max-Planck-Gesellschaft und ihre Institute. Studien zu ihrer Geschichte: Das Harnack-Prinzip. Hg. von Bernhard vom Brocke und Hubert Laitko. Berlin-New York 1996, S. 139–144.

155. „...daß die beiden Gesellschaften in Frieden nebeneinander stehen und zusammenarbeiten“. Die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften und die Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin. In: Dahlemer Archivgespräche, Bd. 1, Hg. von Eckart Henning (= Archiv zur Geschichte der Max-Planck-Gesellschaft). Berlin-Dahlem 1996, S. 34–46.
156. Leibniz und Osteuropa: Rußland ante portas. Beitrag auf dem Kolloquium der Leibniz-Sozietät: Leibniz und Europa. In: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät Bd. 13 (1996), Heft 5, S. 37–41.
157. Die Berliner und andere deutsche Akademien nach dem Zweiten Weltkrieg. Einleitender Vortrag zum Kolloquium der Leibniz-Sozietät: Die Berliner Akademie in den Jahren 1945 bis 1950. In: Sitzungsberichte, Bd. 15 (1996) Heft 7/8, S. 5–19.

1997

158. Gelehrten-Kommunikation in der Mitte des 18. Jahrhunderts: Halle – Berlin – St.Petersburg. In: Europa in der frühen Neuzeit. Festschrift für Günter Mühlpfordt zum 75. Geburtstag, Bd. 2. Köln-Weimar 1997, S. 129–144.
159. Charles Bonnet and the Scientific Community. In: Deutsch-russische Beziehungen im 18. Jahrhundert. Kultur, Wissenschaft und Diplomatie (= Wolfenbütteler Forschungen, hg. von der Herzog-August-Bibliothek 74). Wiesbaden 1997, S. 255–266.
160. Naturgesetz und Menschenwerk: Die Akademien der Wissenschaften und der Künste in Berlin. In: Kunst – Wissenschaft – Technik. Wiesbaden 1997, S. 37–52.
161. Das Urkunden-Corpus des Oströmischen Reiches. Die Internationale Assoziation und das Kartell der Akademien. Ein Beitrag zur Geschichte der Byzantinistik. Beitrag auf dem Kolloquium der Leibniz-Sozietät: Byzanz und Neugriechenland, anläßlich des 75. Geburtstages von Johannes Irmscher. In: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät, Bd. 18 (1997), Heft 3, S. 65–84.

1998

162. Akademien und Universitäten im Umfeld deutscher Anschlüsse im 19./ 20. Jahrhundert. In: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät, Bd. 27 (1998) H. 8, S. 41–52.
163. Kolloquium der Leibniz-Sozietät: Der Anschluß als Ereignis in der Weltgeschichte. Praktiken, Probleme, Fakten. In: Sitzungsberichte Bd. 27 (1998) H. 8, S. 137–142.

164. Das Anton-Symposium Görlitz 1968. Erinnerungen eines Teilnehmers. In: Neues Lausitzisches Magazin, NF. 1 (1998).

1999

165. Berliner Wissenschaft von 1893 bis 1930: Die Preußische Akademie und die Organisation medizinischer und medizinhistorischer Forschungen. In: Medizin in Berlin an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert (Abhandlungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften, 90). Hg. von Peter Schneck. Husum 1999, S. 9–28.
166. Hertzberg und das Leibnizsche Akademiekonzept. In: Labora diligenter (= Studia Leibnitiana, Sonderheft 29). Stuttgart 1999, S. 30–60.
167. Maupertuis in Berlin. In: Pierre Louis Moreau de Maupertuis. Eine Bilanz nach 300 Jahren. Hg. von Hartmut Hecht (= Schriftenreihe des Frankreich-Zentrums der Technischen Universität Berlin, Bd. 3), Berlin 1999, S. 35–56.
168. Akademie – Stadt – Wissenschaft. Festvortrag auf dem Leibniz-Tag der Leibniz-Sozietät am 3. Juli 1997. In: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät, Bd. 32 (1999) H. 5, S. 43–53.
169. K. G. Anton und E. F. Graf von Hertzberg. Wissenschaftskontakte zwischen Görlitz und Berlin im ausgehenden 18. Jahrhundert. In: Sammeln – Erforschen – Bewahren. Zur Geschichte und Kultur der Oberlausitz. Ernst-Heinz Lemper zum 75. Geburtstag. Hg. von der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz e. V. (= Neues Lausitzisches Magazin, Sonderheft). 1999, S. 29–44.
170. Professor in Halle, Präsident in Berlin. Annäherung an die Brüder Nikolaus Hieronymus Gundling und Jakob Paul Gundling. In: Europa in der Frühen Neuzeit. Festschrift für Günter Mühlpfordt. Bd. 5: Aufklärung in Europa. Köln-Weimar-Wien 1999, S. 241–254.
171. St. Petersburg. Die Akademie der Wissenschaften Rußlands von Peter dem Großen zu Lenin. In: Stätten des Geistes. Große Universitäten Europas von der Antike bis zur Gegenwart. Hg. von Alexander Demandt. Köln-Weimar-Wien 1999, S. 223–243.
172. Profildifferenzen und Profildifferenzierungen der Preußischen Akademie und anderer deutscher Wissenschaftler-Gemeinschaften im 19. Jahrhundert. In: Die Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin im Kaiserreich. Hg. von Jürgen Kocka unter Mitarbeit von Rainer Hohlfeld und Peter Th. Walther (Interdisziplinäre

Arbeitsgruppen Berliner Akademiegeschichte im 19. und 20. Jahrhundert, Forschungsberichte, Bd. 7). Berlin 1999, S. 41–59.

173. Akademie-Politik der Staaten des Deutschen Bundes um 1850. In: Das lange 19. Jahrhundert. Personen – Ereignisse – Ideen – Annäherungen. Ernst Engelberg zum 90. Geburtstag, Hg. Wolfgang Küttler (Abhandlungen der Leibniz-Sozietät, Bd. 1, 1. Halbband). Berlin 1999, S. 299–308.

2000

174. Die Preußische Akademie und die Wiederanknüpfung internationaler Wissenschaftskontakte nach 1918. In: Die Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1914–1945. Hg.: Wolfram Fischer unter Mitarbeit von Rainer Hohlfeld und Peter Nötzoldt (Interdisziplinäre Arbeitsgruppen Berliner Akademiegeschichte im 19. und 20. Jahrhundert, Forschungsberichte, Bd. 8). Berlin 2000, S. 279–315.
175. Weichenstellung für die deutsche Wissenschaft. Vor 300 Jahren entstand in Berlin die erste europäische Akademie für alle Bereiche der Wissenschaften. In: Damals. Das aktuelle Magazin für Geschichte und Kultur, Heft 7 (Stuttgart 2000), S. 38–39.
176. Nemeckie učenyje v Rossii v pervoj polovine XVIII v. In: Russkie i nemcy v XVIII veke. Vstreča kul'tur. Moskau 2000, S. 92–105.
177. Leibniz und die Folgen – Zur Wirkungsgeschichte des Leibnizschen Akademiekonzepts. Einleitender Beitrag auf dem Kolloquium der Leibniz-Sozietät: Akademische Wissenschaft im säkularen Wandel. 300 Jahre Wissenschaft in Berlin. In: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät, Band 38 (2000) H. 3 , S. 5–26.
178. Goethe 1932 in Moskau und Leningrad. Wissenschaftliches Erbe und gesellschaftlicher Umbruch. In: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät, Band 41 (2000) 6, S. 85–101.

2002

179. Reflexionen über die Akademie der Wissenschaften der DDR 1968–1990. In: Die Berliner Akademien der Wissenschaften im geteilten Deutschland 1945–1990. Hg. von Jürgen Kocka unter Mitarbeit von Peter Nötzoldt und Peter Th. Walther (Interdisziplinäre Arbeitsgruppe Berliner Akademiegeschichte im 19. und 20. Jahrhundert, Forschungsberichte, Bd. 9). Berlin 2002, S. 81–90.

2008

180. Die Berliner Akademie der Wissenschaften als Gelehrtengesellschaft. Ein Blick zurück auf den Weg in die Zukunft (um 1990). Veröffentlicht in diesem Band.

D. Berichte, Literaturberichte, Würdigungen, Gedenkartikel

1957

1. Deutsche Historiker zum Roten Oktober. Bericht über eine wissenschaftliche Konferenz der Humboldt-Universität zum 40. Jahrestag der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution am 30. Oktober 1957. In: Forum. Wissenschaftliche Beilage, Jg. 11, Heft 25 (14.11.1957), S. 1–4 (mit Peter Hoffmann und Heinz Lemke).

1959

2. Internationales Tschirnhaus-Symposion in Berlin (9.–11.10.1958; mit Peter Hoffmann). In: Zeitschrift für Slawistik 4 (1959) 1, S. 157–158.

1961

3. Zum 65. Geburtstag Eduard Winters. In: Jahrbuch für Geschichte der UdSSR und der volksdemokratischen Länder Europas, Bd. 5 (1961), S. 451–454.
4. Aus der Tätigkeit der Arbeitsstelle für deutsch-slawische Wissenschaftsbeziehungen. In: Spektrum 7 (1961) 5–6, S. 197–200.

1962

5. Veröffentlichungen von Eduard Winter 1956–1961. In: Zeitschrift für Slawistik 7 (1962) 3, S. 400–408.

1964

6. Internationale Konferenz über „Deutsch-slawische Wissenschaftsbeziehungen am Ende des 17. und zu Beginn des 18. Jahrhunderts [10.–13. Dezember 1963 in Berlin]. In: ZfG 12 (1964), 4, S. 670–673.
7. Internationales Ševčenko-Symposium in Berlin. In: ZfG 12 (1964) 8, S. 1434–1436.
8. Internationales Ševčenko-Symposium in Berlin. In: Spektrum 10 (1964) 9–10, S. 329–332.
9. Konferenz über die Geschichte der Wissenschaft in der Slowakei in Banská –Stiavnica vom 24. bis zum 27. August 1964. In: Spektrum 10 (1964) 11, S. 362–363.

1965

10. Meždunarodnaja konferencija v Berline po germano-slavjanskim naučnim svjazam. In: Voprosy istorii estestvoznanija i techniki. 18 (1965), S. 198–200.

1966

11. Chronologische Bibliographie der Veröffentlichungen von Eduard Winter von 1924 bis 1965 (zusammen mit I. Flentje). In: Ost und West in der Geschichte des Denkens und der kulturellen Beziehungen (Quellen und Studien zur Geschichte Osteuropas XV). Berlin 1966, S. 5–27.
12. Forscher und Lehrer – Eduard Winter zum 70. Geburtstag. In: Jahrbuch für Erziehungs- und Schulgeschichte 5/6 (1966), S. 391–395.
13. Deutsch-slawische Wissenschaftsbeziehungen am Ende des 17. und zu Beginn des 18. Jahrhunderts. (mit Eduard Winter). In: Jahrbuch für Geschichte der UdSSR und der volksdemokratischen Länder Europas 9 (1966), S. 250–264
14. Izušenie istorii germano-slavjanskich otnosenij v GDR. In: Sovetskoe slavjanovedenie Jg. 1966, Heft 4, S. 113–119.

1971

15. Prof. Dr. Leo Stern. In: Spektrum 17 (1971) 2, S. 24–25.
16. Leo Stern 70 Jahre. In: ZfG 19 (1971) 3, S. 422–424.

1975

17. Die Beziehungen zwischen den Akademien der Wissenschaften der UdSSR und der DDR. In: ZfG 23 (1975) 11, S. 1314–1315.

1976

18. Leo Stern 75 Jahre. In: ZfG 24 (1976) 2, S. 219–220 (gezeichnet: C. G.).
19. Gedanken zu den wissenschaftsgeschichtlichen Arbeiten Leo Sterns (unter Mitarbeit des Kollektivs der Forschungssstelle für Akademiegeschichte der AdW der DDR). In: Wissenschaftliche Beiträge der Martin-Luther Universität Halle-Wittenberg, 18, T 11 (1976), S. 50–54.
20. Erfahrungen der Geschichte und Perspektiven der gemeinsamen Forschung. In: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte (1976), Bd. I, S. 275–284 (mit Peter Altner).

1979

21. 3. Stadtgeschichte-Kolloquium in Frankfurt (Oder) am 21. und 22. Februar 1979. In: Historiker-Gesellschaft der DDR/Wissenschaftliche Mitteilungen, Heft III (1979), S. 113–120.

1980

22. Forschungen zur Wissenschaftsgeschichte, zur Geschichte der Akademien, Universitäten und Hochschulen der DDR. In: Historische Forschungen in der DDR 1970–1980. Analysen und Berichte. Zum XV. Internationalen Historikerkongreß in Bukarest 1980 (= ZfG, Sonderband). Berlin 1980, S. 770–793 (mit Werner Fläschendräger, Werner Klaus, Roland Köhler, Aribert Kraus); erweiterte Fassung 1981 unter dem Titel:

1981

23. Forschungen zur Geschichte des Hochschulwesens, der Akademien der DDR sowie der Wissenschaften in den 70er Jahren. Institut für Hochschulbildung. Berlin 1981 (mit Werner Fläschendräger, Werner Klaus, Roland Köhler, Aribert Kraus).
24. Zur Geschichte der europäischen sozialistischen Länder in der DDR-Historiographie (mit Jan S_olta. In: Jahrbuch für Geschichte der sozialistischen Länder Europas, 24/2 (1981), S. 7–27.
25. Wollen und Wirken der Frankfurter Viadrina. In: ZfG 28 (1981) 1, S. 60–61.

1982

26. Zum Gedenken an Prof. Dr. Dr. hc. mult. Leo Stern. In: Historiker-Gesellschaft der DDR. Wissenschaftliche Mitteilungen, Heft I (1982), S. 93–95.
27. Zum Gedenken an Prof. Dr. Dr. Eduard Winter. In: Historiker-Gesellschaft der DDR/Wissenschaftliche Mitteilungen, Heft II (1982), S. 99–101 (gezeichnet: C. G.).
28. XVI. Internationaler Kongreß für Geschichte der Wissenschaft (mit Wolfgang Schlicker). In: ZfG 30 (1982) 4, S. 343–344.

1983

29. Eduard Winter zum Gedenken. In: Jahrbuch für Geschichte der sozialistischen Länder Europas, Bd. 26/2 (1983), S. 207–209.
30. Eduard Winter 1896–1982. In: Arch.int. 33 (1983), S. 326–328.
31. Hinwendung zur Geschichte. In: Spektrum 14 (1983) 1, S. 26–27.

1986

32. Tagung der Commission Internationale des Études Slaves im Rahmen des 16. Internationalen Kongresses für Geschichtswissenschaften. 25. 8.–1. 9. 1985 in Stuttgart. In: Zeitschrift für Slawistik 31 (1986) 5, S. 740–741.

1990

33. Forschungen zur Geschichte der Universitäten, Hochschulen und Akademien sowie zur Wissenschaftsgeschichte, 47 S. masch. (mit Reinhard Feige/Werner Fläschendräger, Roland Köhler, Aribert Kraus). Das Buch sollte erscheinen in: Historische Forschungen in der DDR 1980–1990. Analysen und Berichte. Zum XVII. Internationalen Historikerkongreß in Madrid 1990 (= ZfG, Sonderband). Berlin 1990. Es ist (trotz kleiner Überarbeitungen bis Oktober 1991) aus Kostengründen nicht erschienen. Eine Einsicht in das Manuskript ermöglichten Conrad Grau und die Redaktion der ZfG.

1998

34. Bericht über das Kolloquium der Leibniz-Sozietät: Der Anschluß als Ereignis in der Weltgeschichte. Praktiken, Probleme, Fakten. In: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät, Band 27 (1998), Heft 8, S. 137–142.

E. Rezensionen

1957

1. Die Registres der Berliner Akademie der Wissenschaften 1746–1766. Dokumente für das Wirken Leonhard Eulers in Berlin. Berlin 1957. In: Zeitschrift für Slawistik 2 (1957) 4, S. 642.

1961

2. Zur Geschichte Rußlands im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts. In: Zeitschrift für Slawistik 6 (1961) 1, S. 115–120 (Zu: S. M. Tomsinskij, Pervaja pečatnaja gazeta Rossii (1702–1727 gg.). Perm 1959; ders.: Ural v russkoj publicistike i zakonodatel'stve pervych desjatiletij 18 veka. Perm 1959.
3. M. W. Lomonossow: Ausgewählte Schriften in zwei Bänden. Berlin 1961. In: Zeitschrift für Slawistik 6 (1961) 4, S. 559–564.

1962

4. O. Feyl: Beiträge zur Geschichte der slawischen Verbindungen und internationalen Kontakte der Universität Jena. Jena 1960. In: ZfG 10 (1962) 1, S. 211–215.
5. Um die polnische Krone. Sachsen und Polen während des Nordischen Krieges 1700–1721. Berlin 1962. In: ZfG 10 (1962) 7, S. 1717–1720.

1963

6. V. N. Tatiščev: Istorija Rossijskaja v 7 tomach.Bd. 1, 2. Moskau-Leningrad 1962, 1963. In: DLZ 84 (1963) 12, Sp. 1023–1026.
7. Osteuropastudien der Hochschulen des Landes Hessen, Reihe I: Gießener Abhandlungen zur Agrar- und Wirtschaftsforschung des europäischen Ostens. Bd. 4: Erik Amburger: Die Familie Marselis. Studien zur russischen Wirtschaftsgeschichte, 1957; – Bd. 7: Klaus Zernack: Studien zu den schwedisch-russischen Beziehungen im 17. Jahrhundert. 1. Teil: Die diplomatischen Beziehungen zwischen Schweden und Moskau 1675–1689. 1958; – Bd. 14: Erik Amburger: Beiträge zur Geschichte der deutsch-russischen kulturellen Beziehungen. 1961; – Bd. 17; A. Buchholz: Die Göttinger Rußlandsammlungen Georgs von Asch. Ein Museum der russischen Wissenschaftsgeschichte des 18. Jahrhunderts. In: Zeitschrift für Slawistik 8 (1963) 1, S. 120–121.
8. O. Haintz: Peter der Große, Friedrich der Große und Voltaire. Wiesbaden 1962. In: Zeitschrift für Slawistik 8 (1963) 1, S. 147–148
9. Erik Amburger: Geschichte des Protestantismus in Rußland. Stuttgart 1961. In: Zeitschrift für Slawistik 8 (1963) 1, S. 150.
10. Slavica-Auswahl-Katalog der Universitätsbibliothek Jena. Ein Hilfsbuch für Slawisten und Germanoslavica-Forscher in 2 Bänden. Bd. 2,1; 2,2. Weimar 1956–1959 (Claves Jenenses 5, 6). In: Zeitschrift für Slawistik 8 (1963) 1, S. 152–153.
11. Annotation zu: N. M. Raskin: Ivan Petrovič Kulibin (1735–1815). Moskau-Leningrad 1962. In: ZfG 11 (1963) 5, S. 1012–1013.

1969

12. Russko-francuzskie naučnye svjazi. Publikacija A. T. Grigor'jana i A. P. Juškeviča pri učastii T. N. Klado i Ju. Ch. Kopelevič. Nebentitel: Rélations Scientifiques Russo-Françaises. Publié par A. T. Grigorian et A. P. Youschkevitch en collaboration avec T. N. Klado et Ju. Kh. Kopelevich. Leningrad 1968. In: DLZ 90 (1969) 3, Sp. 193–196.

1970

13. A. Lauch: Wissenschaft und kulturelle Beziehungen in der russischen Aufklärung. Zum Wirken H. L. Chr. Bacmeisters. Berlin 1969 (Veröffentlichungen des Instituts für Slawistik an der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 51). In: DLZ 91 (1970) 6, Sp. 512–514
14. A. V. Kol'cov: Lenin i stanovlenie Akademii nauk kak centra sovetskoj nauki. Leningrad 1969; Lenin i Akademija nauk. Sbornik dokumentov.

Pod. Red. P. N. Pospelova. Moskau 1969. In: DLZ 91 (1970) 10/11, Sp. 849–854.

1971

15. Voprosy istorii estestvoznanija i techniki. Vypusk 3 – 4 (36–37). Moskau 1971. In: DLZ 92 (1971) 12, Sp. 993–996.

1973

16. Nauka Sojuza SSR. Moskau 1972. In: DLZ 94 (1973) 6, Sp. 449–451.
17. M. T. Beljavskij, V. V. Sorokin: Naš pervyj, naš Rossijskij. Pamjatnye mesta Starogo zdanija Moskovskogo universiteta. Moskau 1970. In: DLZ 94 (1973) 7/8, Sp. 530–531.

1974

18. Norden, A.: Herrscher ohne Krone. 3. durchges. Aufl.. Berlin 1974. In: Wissenschaft und Fortschritt 24 (1974) 11, S. 524.

1975

19. Ju. Ch. Kopelevič: Vozniknovenie naučnych akademij. Seredina XVIII v. Leningrad 1974; R. Hahn: The Anatomy of a Scientific Institution: The Paris Academy of Sciences, 1666–1803, Berkeley-Los Angeles-London 1971; S. Božkov, V. Vasilev, V. Paskalova, S. Todorova: Istorija na Bŏlgarskata Akademija na naukite. Sofija 1971; Ustavy Akademii nauk SSSR. Moskau 1974; Je. D. Lebedkina: Meždunarodnij sovet naučnych sojuzov i Akademija nauk SSSR. Moskau 1974. In: DLZ 96 (1975) 7, Sp. 523–528.
20. E.-H. Lemper: Adolf Traugott von Gersdorf (1744–1807). Naturforschung und soziale Reformen im Dienste der Humanität. Berlin 1974. In: Wissenschaft und Fortschritt 25 (1975) 8, S. 380–381.

1976

21. Orden Pour le Mérite für Wissenschaften und Künste. Die Mitglieder des Ordens. Bd. I: 1842–1881. (West-)Berlin 1975. In: DLZ 97 (1976) 6, Sp. 601.
22. A. Je. Joffe: Meždunarodnye svjazi sovetskoj nauki, techniki i kul'tury, 1917 – 1932. Moskau 1975. In: DLZ 97 (1976) 7/8, Sp. 609–611.
23. S. K. Sokolovskaja: 200 naučnych bibliografij. Biobibliografičeskij spravočnik. Moskau 1975. In: DLZ 97 (1976) 9, Sp. 825.
24. G. D. Komkov, Ju. V. Levšin, L. K. Semenov: Akademija nauk SSSR. Kratkij istoričeskij očerk, 1724–1974, Moskau 1974. In: DLZ 97 (1976) 12, Sp. 1058–1061.

1977

25. Die Berliner und die Petersburger Akademie der Wissenschaften im Briefwechsel Leonhard Eulers. Teil 3: Wissenschaftliche und wissenschaftsorganisatorische Korrespondenzen 1726–1774. Hg. und eingel. v. A. P. Juskevič und Eduard Winter. Zum Druck vorbereitet von Peter Hoffmann, T. N. Klado, Ju. Ch. Kopelevič (= Quellen und Studien zur Geschichte Osteuropas III/3), Berlin 1976. In: NTM-Schriftenreihe für Geschichte der Naturwissenschaften, Technik und Medizin 14 (1977), S. 103–104.

1978

26. Kurt-R. Biermann (Hg.): Briefwechsel zwischen Alexander von Humboldt und Carl Friedrich Gauß. Berlin 1977. In: Wissenschaft und Fortschritt 28 (1978), S. 160.
27. Günter Wendel: Die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft 1911 bis 1914. Zur Anatomie einer imperialistischen Forschungsgesellschaft. Berlin 1975. In: DLZ 99 (1978) 2/3, Sp. 113–116.
28. Deutsche Akademie der Naturforscher Leopoldina 1652 bis 1977. Hg. v. Präsidium der Akademie, Red. Georg Uschmann (= Acta historica Leopoldina, Hg. v. G. Uschmann, Suppl. 1). Halle 1977. In: DLZ 99 (1978) 9, Sp. 573–574.
29. Handbuch der deutschen wissenschaftlichen Akademien und Gesellschaften. Einschließlich zahlreicher Vereine, Forschungsinstitute und Arbeitsgemeinschaften in der Bundesrepublik Deutschland. Mit einer Bibliographie deutscher Akademie- und Gesellschaftspublikationen. Im Einvernehmen mit den Institutionen bearb. und hg. von Friedrich Domey. 2., völlig neu bearb. u. erw. Aufl. Wiesbaden 1977. In: DLZ 99 (1978) 9, Sp. 653–655.
30. Ju. Ch. Kopelevič: Osnovanie Peterburgskoj Akademii nauk. Leningrad 1977; Wissenschaftspolitik in Mittel- und Osteuropa. Wissenschaftliche Gesellschaften, Akademien und Hochschulen im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert. Hg. v. Erik Amburger, Michał Cieśla u. László Sziklay. Red. Heinz Ischreyt. (West-)Berlin 1976 (= Studien zur Geschichte der Kulturbeziehungen in Mittel- und Osteuropa III). In: DLZ 99 (1978) 2/3, Sp. 677–681.

1979

31. Problemy istorii obščestvennoj mysli i istoriografii. K 75-letiju akademika M. V. Nečkinoj. Moskau 1976. In: ZfG 27 (1979) 5, S. 464–465.

1980

32. Gerd Voigt: Otto Hoetzsch 1876–1946. Wissenschaft und Politik im Leben eines deutschen Historikers (= Quellen und Studien zur Geschichte Osteuropas XXI), Berlin 1978. In: DLZ 101 (1980) 7/8, Sp. 604–607.
33. Fritz Straube, Wilhelm Zeil: Geschichte Rußlands 1789 bis 1861. Der Feudalismus in der Krise. Berlin 1978. In: DLZ 101 (1980) 9, Sp. 726–729.
34. Fritz Straube, Wilhelm Zeil,: Geschichte Rußlands 1789 bis 1861. Der Feudalismus in der Krise. Berlin 1978. In: Lětopis. Jahresschrift des Instituts für sorbische Volksforschung. Reihe B, Nr. 27 (1980) 2, S. 183–186 [nicht identisch mit der vorhergehenden Rezension bis auf die beiden Schlußsätze].
35. Kratkij spravočnik po naučno-otraslevym i memorial'nym archivam AN SSSR. Moskau 1979. In: DLZ 101 (1980) 9, Sp. 763–764.
36. Slavjanovedenie v dorevoljucionnoj Rossii. Biobibliografičeskij slovar'. Moskau 1979. In: DLZ 101 (1980) 11/12, Sp. 1009.

1981

37. Gottfried Wilhelm Leibniz, Sämtliche Schriften und Briefe. Erste Reihe: Allgemeiner, politischer und historischer Briefwechsel, Zehnter Band: 1694. Berlin 1979. In: ZfG 29 (1981) 9, S. 841–843.
38. Orden Pour le Mérite für Wissenschaft und Künste. Die Mitglieder des Ordens. Bd. 2: 1882–1952. (West-)Berlin 1978. In: DLZ 102 (1981) 5/6, Sp. 525–526.
39. Erika Stoecker, A. S. Jerussalimski: Deutsche Geschichte im Leben eines sowjetischen Historikers und Kommunisten. Berlin 1980. In: DLZ 102 (1980) 12, Sp. 1088–1090.

1982

40. Eduard Winter: Mein Leben im Dienste des Völkerverständnisses (Beiträge zur Geschichte des religiösen und wissenschaftlichen Denkens 10). Berlin 1981. In: Jahrbuch für Geschichte der sozialistischen Länder Europas, Bd. 25/2 (1982), 173–175.
41. Eduard Winter: Mein Leben im Dienste des Völkerverständnisses (Beiträge zur Geschichte des religiösen und wissenschaftlichen Denkens 10). Berlin 1981. In: Rezensionen und Anzeigen da storia della Storiografia, Heft 2 (1982), S. 143–144 [nicht identisch mit der vorhergehenden Rezension].

42. Johann Gottfried Herder: Briefe. Gesamtausgabe 1763 bis 1803. Bd. I–VI. Weimar 1977–1981. In: DLZ 103 (1982) 6, Sp. 482–485.
43. 100 Jahre Leopoldina in Halle 1878 bis 1978. Vorträge zur Festsitzung am 14. Oktober 1978. Festgabe zur Jahresversammlung 1979/1980: Raum und Zeit. Hg. v. Präsidium der Akademie. Leipzig 1979, 1980. In: DLZ 103 (1982) 12, Sp. 1115–1116.
44. Werner Fläschendräger, Werner Klaus, Roland Köhler, Aribert Kraus, Günter Steiger: Magister und Scholaren. Professoren und Studenten. Geschichte deutscher Universitäten und Hochschulen im Überblick. Leipzig-Berlin-Jena 1981. In: DLZ 103 (1982) 12, Sp. 1032–1035.

1983

45. Johann Gottfried Herder. Zur Herder-Rezeption in Ost- und Südosteuropa, Hg. v. G. Ziegengeist, H. Graßhoff und U. Lehmann, Berlin 1978. In: DLZ 104 (1983) 1, Sp. 81–82.
46. Erhard Cellius: Imagines Professorum Tubingensium 1596. Hg. von Hansmartin Decker-Hauff und Wilfried Setzler, Bd. 1 u. 2. Sigmaringen 1981. In: DLZ 104 (1983) 5, Sp. 398–400.
47. 30 Jahre Institut für sorbische Volksforschung 1951–1981. Bautzen 1981. In: DLZ 104 (1983) 3, Sp. 281.
48. Christoph Weber: Der Fall „Spahn“ (1901). Ein Beitrag zur Wissenschafts- und Kulturdiskussion im ausgehenden 19. Jahrhundert. Rom 1980. In: DLZ 104 (1983) 7/8, Sp. 615–617.
49. Rüdiger vom Bruch: Wissenschaft, Politik und öffentliche Meinung. Gelehrtenpolitik im wilhelminischen Deutschland (1890–1914). Husum 1980. In: DLZ 104 (1983) 11, Sp. 948–950.
50. Werner Hartkopf: Die Akademie der Wissenschaften der DDR. Ein Beitrag zu ihrer Geschichte (II). Biographischer Index, Berlin 1983. In: Spektrum 14 (1983) 3, S. VIII.
51. Paul Robert Magocsi: The Shaping of a National Identity. Subcarpathian Rus’, 1848–1948. Cambridge (Mass.)-London 1978; Pidhaec’ka zemlja. Istoriko-memuarny zbirnik (Naukove Tovaristvo im. Ševčenko. Ukrajins’ky Archiv XXIV, XXIVa). New York-Paris-Sidney-Toronto 1980. In: Jahrbuch für Geschichte der sozialistischen Länder Europas, Bd. 26 (1983) 2, S. 189–190.
52. Klassenkampf und revolutionäre Bewegung in der Geschichte Rußlands von den Anfängen bis zur Oktoberrevolution (Quellen und Studien zur Geschichte Osteuropas XXIII). Berlin 1977. In: ebd. Bd. 26 (1983) 2, S. 190–191.

1984

53. Frankfurter Beiträge zur Geschichte. Hg. durch das Bezirksmuseum „Viadrina“ und die Frankfurt-Information im Auftrag des Rates der Stadt Frankfurt (Oder) und des Bezirkskomitees Frankfurt (Oder) der Historikergesellschaft der DDR. Hefte 1–10. 1976–1982. In: ZfG, 32 (1984) 10, S. 918–919.
54. Günter Mühlpfordt: Die Oderuniversität Frankfurt (1506–1811). Eine deutsche Hochschule in der Geschichte Brandenburg-Preußens und der europäischen Wissenschaft. Frankfurt (Oder) 1981. In: DLZ 105 (1984) 7/8, Sp. 589.
55. Die Oberlausitz in der Epoche der bürgerlichen Emanzipation. Kolloquium der Winckelmann-Gesellschaft. Protokollband. Görlitz 1981. In: DLZ 105 (1984) 7/8, Sp. 589–590.
56. Werner Hartkopf: Die Akademie der Wissenschaften der DDR. Ein Beitrag zu ihrer Geschichte (II). Biographischer Index. Berlin 1983. In: Wissenschaft und Menschheit. Internationales Jahrbuch (1984), S. 386–388.

1986

57. Hans Dieter von Engelhardt/Hubertus Neuschäfer: Die Livländische Gemeinnützige und Ökonomische Sozietät (1792–1939). Ein Beitrag zur Agrargeschichte des Ostseeraums (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte 5). Köln-Wien 1983. In: Jahrbuch für Geschichte der sozialistischen Länder Europas, Bd. 30 (1986), S. 333–335.
58. Universität Greifswald 525 Jahre. Im Auftr. des Rektors verfaßt von Wolfgang Wilhelmus, Renate Buchführer, Gabriele Langer, Dagmar Szöllösi. Berlin 1982; Norbert Hofmann, Die Artistenfakultät an der Universität Tübingen 1534–1601(= Contubernium. Beiträge zur Geschichte der Eberhard-Karls-Universität 28). Tübingen 1982; Alma mater Jenensis. Geschichte der Universität Jena. Hg. von Siegfried Schmidt in Verb. mit Ludwig Elm und Günter Steiger. Weimar 1983; Vierhundert Jahre Universität Würzburg. Eine Festschrift im Auftr. der Bayerischen Julius-Maximilians-Universität. Hg. von Peter Baumgart (Quellen und Beiträge zur Geschichte der Universität Würzburg. Hg. im Auftr. der Kommission für die Geschichte der Bayerischen Julius-Maximlians Universität Würzburg [Historische Kommission] 6). Neustadt an der Aisch 1982; Academia Gissensis. Beiträge zur älteren Gießener Universitätsgeschichte. Zum 375jährigen Jubiläum dargebracht vom Historischen Institut der Justus-Liebig-Universität Gießen. Hg. von Peter Moraw und Volker Press (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen in Verb.

mit der Justus-Liebig-Universität Gießen 45). Marburg 1982; History of Tartu University 1632–1982. Ed. by Prof. Karl Siilivask. Perioodika. Tallinn 1985; Die Universität Zürich 1833–1983. Festschrift zur 150-Jahr-Feier der Universität Zürich. Hg. vom Rektorat der Univ. Zürich 1983. In: DLZ 107 (1986) 7/8, Sp. 489–492.

59. J. Großer (Hg.), Charité-Annalen. N.F. Bd. 4 (1984). Berlin 1985. In: Wissenschaft und Fortschritt 36 (1986) 7, S. 181.

1988

60. Kurt Hager: Wissenschaft und Wissenschaftspolitik im Sozialismus. Vorträge 1972 bis 1987. Berlin 1987. In: ZfG 36 (1988) 10, S. 925–926.
61. Erik Amburger: Fremde und Einheimische im Wirtschafts- und Kulturleben des neuzeitlichen Rußland. Wiesbaden 1982. In: Jahrbuch für Geschichte der sozialistischen Länder Europas, Bd. 31 (1988), S. 374–375.
62. Gottfried Wilhelm Leibniz: Sämtliche Schriften und Briefe, Hg. AdW der DDR. Vierte Reihe: Politische Schriften, Bd. 3: 1677–1689, Hg. Zentralinstitut für Philosophie/AdW der DDR. Berlin 1986. In: Jahrbuch für Geschichte des Feudalismus 12 (1988) S. 424–429.

1989

63. Johann Gottfried Herder: Briefe. Gesamtausgabe 1763–1803: Weimar 1982–1988. In: DLZ 110 (1989) 9, Sp. 680–683.

1990

64. Gerhard Kanthak: Der Akademiegedanke zwischen utopischem Entwurf und barocker Projektmacherei. Zur Geistesgeschichte der Akademiebewegung des 17. Jahrhunderts (= Historische Forschungen 34). Berlin(West) 1987. In: Jahrbuch für Regionalgeschichte, 17 (1990) I, S. 304–306.

1991

65. Formen außerstaatlicher Wissenschaftsförderung im 19. und 20. Jahrhundert. Deutschland im europäischen Vergleich. Hg. von Rüdiger vom Bruch und Rainer A. Müller (=Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beiheft 88), Stuttgart 1990. In: DLZ 112 (1991) 4, Sp. 232–233.
66. Judif' Chaimovna Kopelevič, Jelena Petrovna Ožegova: Naučnye Akademii stran Zapadnoj Evropy i Severnoj Ameriki. Leningrad 1989. In: DLZ 112 (1991) 5/6, Sp. 318–320.

1992

67. Mouza Raskolnikoff: Des Anciens et des Modernes. Articles réunis par Ségolène Demougin. Avant-propos de Claude Nicolet. Ouvrage publié avec le concours du C.N.R.S. Paris (Publications de la Sorbonne/Série Histoire Anciennes et Médiévale 23) 1990. In: Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte 20 (Sigmaringen 1992) 2, S. 221–223.
68. Agatha Kobuch: Zensur und Aufklärung in Kursachsen. Ideologische Strömungen und politische Meinungen zur Zeit der sächsisch-polnischen Union (1697–1763). (= Schriftenreihe des Staatsarchivs Dresden 12). Weimar 1988. In: Jahrbuch für Regionalgeschichte und Landeskunde 18 (1992), S. 324–325.
69. Forschung im Spannungsfeld von Politik und Gesellschaft. Geschichte und Struktur der Kaiser-Wilhelm/Max-Planck-Gesellschaft. Aus Anlaß ihres 75jährigen Bestehens hg. von Rudolf Vierhaus und Bernhard vom Brocke. Stuttgart 1990. In: DLZ 113 (1992) 1/2, Sp. 25–28.
70. J. Šołta,: Wirtschaft, Kultur und Nationalität. Ein Studienband zur sorbischen Geschichte (Schriftenreihe des Instituts für sorbische Volksforschung Bautzen 58), Domowina-Verlag Bautzen 1990. In: Lětopis, Reihe D (1992), S. 85–87.
71. Leibniz in Berlin. Symposion der Leibniz-Gesellschaft und des Instituts für Philosophie, Wissenschaftstheorie, Wissenschafts- und Technikgeschichte der Technischen Universität Berlin in Verbindung mit dem Bezirksamt Charlottenburg und der Verwaltung der Staatlichen Schlösser und Gärten Berlin im Schloß Charlottenburg, Berlin, 10. bis 12. Juni 1987. Hg. von Hans Poser und Albert Heinekamp,. Stuttgart 1990. In: DLZ 113 (1992) 5/6, Sp. 301–303.

1994

72. Werner Hartkopf: Die Berliner Akademie der Wissenschaften. Ihre Mitglieder und Preisträger 1700–1990. Berlin 1992. In: ZfG 41 (1994), S. 165–167.

1995

73. Briefwechsel zwischen Karl Weierstrass und Sofia Kowalewskaja. Hg., eingel. und kommentiert von Reinhard Bölling. Berlin 1993. In: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas, NF. 43 (1995) 3, S. 443–444.

1997

74. Danara Antonovna Širina: Peterburgskaja Akademija nauk i Severo-Vostok. 1725–1917 gg, Nauka, Novosibirsk 1994. In: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas, NF 45 (1997) 1, S. 126–127.

F. Übersetzungen

1959

1. W. M. Busujew: Der Kampf der Sowjetunion für einen demokratischen Friedensvertrag mit Deutschland in den Jahren 1945 bis 1949. In: Sowjetwissenschaft/Gesellschaftswiss. Beiträge 10 (1959), S. 1045–1067
2. G. J. Gleserman: Die wachsende Bedeutung der führenden Rolle der Partei beim umfassenden Aufbau des Kommunismus. In: ebd. 11 (1959), S. 1161–1184
3. J. A. Boltin, Über die Entstehung und den politischen Charakter des zweiten Weltkrieges. In: ebd. 12 (1959), S. 1316–1337.

1960

4. B. B. Kafengauz: Die wirtschaftliche Entwicklung Rußlands im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts und die Reformen Peters I. In: E. W. v. Tschirnhaus und die Frühaufklärung in Mittel- und Osteuropa (Quellen und Studien zur Geschichte Osteuropas, 12). Berlin 1960, S. 223–233.
5. W. B. Uschakow: Die Beziehungen zwischen der Sowjetunion und der Weimarer Republik in der westdeutschen bürgerlichen Geschichtsschreibung. In: Sowjetwissenschaft/Gesellschaftswiss. Beiträge, 1 (1960), S. 84–98.
6. I. M. Maiski: Legende und Wirklichkeit. Zur russischen Ausgabe des Buches von Robert E. Sherwood „Roosevelt and Hopkins“. In: ebd. 3 (1960), S. 344–351.
7. W. S. Kisljakow: Der Kampf der Kommunistischen Partei Deutschlands für die Schaffung der antifaschistischen Einheitsfront in den ersten Jahren der faschistischen Diktatur. In: ebd. 4 (1960), S. 396–418.
8. B. A. Aisin: Der Prozeß gegen Karl Liebknecht im Jahre 1907. In: ebd.6 (1960), S. 643–660.
9. W. M. Netschkina, M. P. Kim: Lenin über die Rolle der Volksmassen in der Geschichte. In: ebd. 8 (1960), S. 820–841.
10. I. P. Schaskolski: Die Normannentheorie in der modernen bürgerlichen Geschichtsschreibung. In: ebd. 9 (1960), S. 993–1017.
11. J. N. Jablotschkin: Das Moskauer Klima und die Geschichtsfälscher. In: ebd. 11 (1960), S. 1252–1259.

1961

12. M. I. Salow: Über die reaktionäre westdeutsche Historiographie der neuen und neuesten Zeit. In: Sowjetwissenschaft/Gesellschaftswiss. Beiträge 1 (1961), S. 91–102.

13. J. M. Shukow: Über die Periodisierung der Weltgeschichte. In: ebd. 3 (1961), S. 241–254.
14. A. Berjoskin, K. Kusnezowa: Die Geschichte und der Kampf der Ideologien der Gegenwart. In: ebd. 4 (1961), S. 367–382.
15. F. N. Telegin: Über die Vorbereitung der faschistischen deutschen Aggression gegen die UdSSR (Eine Kritik der modernen westdeutschen reaktionären Geschichtsschreibung). In: ebd. 6 (1961), S. 577–604.
16. P. A. Shilin: Der faschistische „Blitzkrieg“ und sein Scheitern im Jahre 1941. In: ebd. 9 (1961), S. 956–972.
17. S. L. Titarenko: Die KPdSU – Avantgarde des Sowjetvolkes. In: ebd.12 (1961), S. 1261–1280.

1962

18. V. A. Golubuckij: Die „Reise“ von Pallas als Quelle für das Studium der sozialökonomischen Verhältnisse in Rußland. In: Lomonosov – Schlözer – Pallas. Deutsch-russische Wissenschaftsbeziehungen im 18. Jahrhundert. 1962, S. 258–262.
19. I. G. Rozner: Die „Reise“ von Pallas und die „Beschreibung“ von Georgi als Quelle für das Studium der Geschichte des Kosakentums am Jaik (Ural) am Vorabend des Bauernkrieges unter der Führung von E. Pugačev. In: ebd., S. 263–275.
20. J. A. Boltin/D. E. Kunina: Aktuelle Probleme der antifaschistischen Widerstandsbewegung. In: Sowjetwissenschaft/Gesellschaftswiss. Beiträge 1 (1962), S. 99–111.
21. I. Semskow: Zur diplomatischen Geschichte der zweiten Front (Erster Teil). In: ebd. 2 (1962), S. 208–220 (die Fortsetzung in Heft 3 wurde von G. Hilke übersetzt).
22. N. A. Fokin: Die Hauptprobleme des zweiten Bandes der „Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges der Sowjetunion“. In: ebd. 4 (1962), S. 410–427.
23. S. O. Schmidt: Über den Gegenstand der sowjetischen Geschichtsschreibung und einige Prinzipien ihrer Periodisierung. In: ebd. 6 (1962), S. 669–683.
24. W. I. Rutenburg, Die klerikale Geschichtsschreibung – ein Instrument des Imperialismus. In: ebd. 8 (1962), S. 888–900.
25. W. M. Netschkina: Ergebnisse der Diskussion über die Periodisierung der Geschichte der sowjetischen Geschichtswissenschaft. In: ebd. 12 (1962), S. 1369–1387.

1963

26. I. S. Andrejewa: Gegen die klerikale Geschichtsschreibung. In: Sowjetwissenschaft/Gesellschaftswiss. Beiträge 2 (1963), S. 222–224.
27. I. K. Kobljakow: Der Kampf der Sowjetunion gegen die faschistische Aggression und für die kollektive Sicherheit am Vorabend des zweiten Weltkrieges. In: ebd. 3 (1963), S. 237–264.
28. B. I. Koroljow: Wie die „Ostforschung“ das Programm der KPdSU fälscht. In: ebd. 9 (1963), S. 941–971.

1965

29. M. M. Scheinmann, Das Pontifikat Johannes XXIII. In: ebd. 8 (1963), S. 847–859.

1966

30. A. M. Sacharov: Über den Kampf gegen das „Lateinertum“ in Rußland am Ende des 15. und zu Beginn des 16. Jahrhunderts. In: Ost und West in der Geschichte des Denkens und der kulturellen Beziehungen. Festschrift für Eduard Winter zum 70. Geb. .Berlin 1966, S. 92–105.
31. A. A. Morozov: Die Reise des Simplicius Simplizissimus nach Moskovien. In: ebd., S. 143–151.
32. J. Staszewski: Die Mission des Fürsten Boris Kurakin in Rom im Jahre 1707. In: ebd., S. 200–214.
33. T. A. Bykova: Über in Halle gedruckte slawische Bücher. In: ebd., S. 262–267.
34. P. N. Berkov, Zwei Dokumente zur Biographie von Bernhard Adam Sellius. In: ebd., S. 268–271.
35. B. B. Kafengauz: Anjuta. Eine Episode aus der „Reise von Petersburg nach Moskau“ von A. N. Radiščev. In: ebd., S. 427–430.
36. N. A. Figurovskij: Russisch-deutsche wissenschaftliche Zusammenarbeit auf dem Gebiet der Chemie im 19. Jahrhundert. In: ebd., S. 632–641.
37. N. M. Družinin: A. v. Haxthausen und die russischen revolutionären Demokraten. In: ebd., S. 642–658.
38. B. M. Kedrov: Mendeleev und Winkler. In: ebd., S. 670–682.
39. A. P. Juškevič: Georg Cantor und Sof’ja Kovalevskaja. In: ebd., S. 683–688.
40. M. M. Šejnman: Der Vatikan und die Sozialistische Oktoberrevolution in Rußland. In: ebd., S. 730–737.
41. A. T. Grigorjan: Zu den Ergebnissen des XI. Internationalen Kongresses für Geschichte der Wissenschaft. In: Sowjetwissenschaft/Gesellschaftswiss. Beiträge 10 (1966), S. 1111–1115.

1967

42. I. N. Welikowitsch: Die „katholische Reformation“ in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. In: Sowjetwissenschaft/Gesellschaftswiss. Beiträge 2 (1967) S. 201–213.

1969

43. J. B. Tschernjak: Antikommunismus und ultralinker Opportunismus. Über die historischen Erfahrungen der Oktoberrevolution. In: ebd. 7 (1969), S. 692–708.

1977

44. Geschichte der UdSSR 1917–1977. Aus dem Russischen von Conrad Grau und Werner Tzschoppe, Bd. I, II, Berlin 1977.

1981

45. Gennadij Danilovič Komkov/Boris Venediktovič Levsin/Lev Konstantinovič Semenov: Geschichte der Akademie der Wissenschaften der UdSSR (russ. 1977). Hg. und eingel. von Conrad Grau. Berlin 1981, 746 S. (ins Deutsche übersetzt von Gerhard Basler, Conrad Grau und Dieter Mühle).

1985

46. Die roten lettischen Schützen 1917–1920 (mit Günter Rosenfeld). Berlin 1985.

G. Über Conrad Grau: Selbstdarstellung, Würdigungen, Nachrufe

1992

M.[ichael] Sch.[ippan]: Conrad Grau 60 Jahre. In: ZfG 40 (1992), S. 673–674.

1994

Conrad Grau: Vorstellungsrede bei der Vorstellung neuer Mitglieder der Leibniz-Sozietät, gehalten auf dem Leibniz-Tag am 30. Juni 1994. In: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät, Bd. 2 (1995), Heft 1/2, S. 128–130.

1996

Über die Autorinnen und Autoren: Conrad Grau. In: Die Kaiser-Wilhelm-/Max-Planck-Gesellschaft und ihre Institute. Studien zu ihrer Geschichte: Das Harnack-Prinzip, Hg. von Bernhard vom Brocke und Hubert Laitko. Berlin-New York 1996, S. 643–644 (mit Auswahlbibliographie).

2000

Jürgen Kocka: Der Unbestechliche. In: Der Tagesspiegel vom 29.4.2000.
Nachruf. In: Sitzungberichte der Leibniz-Sozietät Bd. 39 (2000) Heft 4, S. 151.

2005

Peter Hoffmann: Nachruf. In: Mitteldeutsches Jahrbuch für Kultur und Geschichte, Bd. 11, S. 287–289.

H. Der Nachlass Conrad Grau im Archiv der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften – eine vorläufige Bestandsinformation[2]

Der Nachlass des Wissenschaftshistorikers Conrad Grau (1932 – 2000), leitender Mitarbeiter der Berliner Akademie der Wissenschaften, wurde im Jahr 2000 auf Grund testamentarischer Verfügung vom Akademiearchiv übernommen. Er wird unter der Bestandsbezeichnung ABBAW: NL C. Grau geführt. Sein Umfang beträgt ca. 12 lfm. Als zeitliche Erstreckung wurden die Jahre 1952–2000 ermittelt. Der Bestand ist noch nicht erschlossen und auf Grund von Datenschutzbestimmungen nur eingeschränkt benutzbar.

Eine Sichtung des Nachlasses ermöglicht folgende Aussagen: Der schriftliche Nachlass von Conrad Grau enthält nur wenige biographische Unterlagen. Er umfasst vorwiegend Dokumente zur wissenschaftlichen und wissenschaftsorganisatorischen Tätigkeit von Conrad Grau innerhalb und außerhalb seiner Arbeitsstätte, der Berliner Akademie der Wissenschaften.

Ein Teil des Nachlasses besteht aus seinen Arbeitsmaterialien und Manuskripten zur Geschichte der Berliner Akademie der Wissenschaften, zur vergleichenden Akademiegeschichte, zur Geschichte der deutsch-slawischen Kultur- und Wissenschaftsbeziehungen sowie zur Geschichte der internationalen Forschungsorganisation vom 17. bis ins 20. Jahrhundert. Die Arbeitsmaterialien (Notizen, Exzerpte, Kopien von Archiv- und Bibliotheksquellen sowie Entwürfe) dokumentieren die Genese seiner zahlreichen Veröffentlichungen.

Der umfangreichste Teil des nachgelassenen Schriftgutes beleuchtet seine wissenschaftsorganisatorische Tätigkeit als Bereichs- bzw. Arbeitsstellenleiter und als Professor an der Akademie, als Mitglied von wissenschaftlichen Gesellschaften und Gremien, als mitwirkender Teilnehmer an wissenschaftlichen Kongressen sowie verantwortlicher Redakteur oder Mitherausgeber von Schriftenreihen und Werken. Die Vorgänge wurden von Conrad Grau sachthematisch geordnet. Sie beinhalten u. a.: Konzepte und Gutachten zu Forschungsprojekten; Dokumente zu Finanz- und Personalangelegenheiten; Beurteilungen von Promotions- und Habilitationsschriften sowie Manuskripten von Fachkollegen; Korrespondenz mit Verlagen, Mitgliedern von wissenschaftlichen Gesellschaften und Fachkollegen; Notizen zu Sitzungen,

2 Von Wiebke Witzel. Quellenverzeichnis: Archiv der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften (ABBAW): Personalakte Conrad Grau.

Disputationen und wissenschaftlichen Kongressen; Tagungsmaterialien, Vortragsmanuskripte und Reiseberichte.

Die nach den Verfassern geordneten Sonderdrucke mit Widmungen und Begleitbriefen von Fachkollegen zeugen von seinen umfangreichen Wissenschaftskontakten.